

Rundfunk und Geschichte

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

22. Jahrgang Nr. 2/3 - April / Juli 1996

Theater und Medien in Deutschland

Zur Film- und Fernsehrezeption

Eine Rundfunkdiskussion im Jahr 1948

Ulbrichts Geburtstag im DDR-Rundfunk

Die Sendereihe »Der Hörer hat das Wort«

Rezensionen

Bibliographie

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Zitierweise: RuG - ISSN 0175-4351

Redaktion: Ansgar Diller Edgar Lersch

Redaktionsanschrift

Dr. Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main / Berlin, Bertramstraße 8,
60320 Frankfurt am Main, Tel. 069-15687212, Fax 069-15687200.

Dr. Edgar Lersch, Süddeutscher Rundfunk, Neckarstraße 230, 70190 Stuttgart,
Tel. 0711-9293233, Fax 0711-9292698.

Redaktionsassistenz: Dr. Stefan Niessen.

Herstellung: Michael Friebel.

Redaktionsschluß: 10. Juli 1996.

Inhalt

22. Jahrgang Nr. 2 / 3 - April / Juli 1996

Aufsätze

- Wolfgang Mühl-Benninghaus
Zum Verhältnis von Theater und Medien in Deutschland 105
- Eva Warth
Rethinking Audiences. Theoretische und empirische Ansätze
zur Film- und Fernsehrezeption 119

Dokumentation

- Sie sprechen hier über die Politik der Besatzungsmächte ...
Diskussion zwischen Berliner Rundfunk und Nordwestdeutschem
Rundfunk am 11. Juni 1948. Ein Dokument aus der Zeit
des deutsch-deutschen Kalten Krieges
(Ingrid Pietrzynski) 129

Miszellen

- Erfüllte Pläne - die schönsten Geburtstagsgrüße
Der DDR-Rundfunk feiert den Geburtstag Walter Ulbrichts
(Jörg-Uwe Fischer) 145
- »Der Rundfunk ist der Dichtung vieles schuldig«
Hermann Kasack (1896 - 1966)
(Hans-Ulrich Wagner) 151
- Ludwig von Hammerstein (1919 - 1996)
(Manfred Rexin) 153
- »Der Hörer hat das Wort«
Eine Sendereihe des NWDR/WDR Köln (1949 - 1958)
(Daniela Schumacher-Immel) 156

Rezensionen

- Jean-Nöel Jeanneney: Une histoire des médias des origines à nos jours
(Muriel Favre) 161
- DeutschlandRadio: RIAS-Documenta
Dokumentensammlung 1945 - 1994 zur Geschichte von RIAS Berlin
(Edgar Lersch) 162
- Bernd R. Gruschka: Der gelenkte Buchmarkt
Amerikanische Kommunikationspolitik in Bayern und der Aufstieg
des Verlages Kurt Desch 1945 bis 1950
(Hans-Ulrich Wagner) 163
- Andrea Melcher: Vom Schriftsteller zum Sprachsteller?
Alfred Döblins Auseinandersetzung mit Film und Rundfunk (1909 - 1932)
(Sabine Schiller-Lerg) 164
- Hub Njissen: Der heimliche König. Leben und Werk von Peter Huchel
Peter Walther (Hrsg.): Am Tage meines Fortgehens. Peter Huchel (1903 - 1981)
(Wolfram Wessels) 165
- Klaus Kreimeier: Lob des Fernsehens
(Peter Hoff) 168
- Doris Rosenstein (Hrsg.): Unterhaltende Fernsehmagazine
Zur Geschichte, Theorie und Kritik eines Genres 1953 - 1993
(Peter Hoff) 169

Deutsches Rundfunkarchiv (Hrsg.): Fernsehen für Kinder Ein Bestandsverzeichnis (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	170
Thomas Beutelschmidt: Sozialistische Audiovision Zur Geschichte der Medienkultur in der DDR (Rolf Geserick)	171
Siegfried Weischenberg: Journalistik Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation Bd. 2: Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure (Christian Filk)	172
Richard Münch: Dynamik der Kommunikationsgesellschaft (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	173
Rudolf Scharping (Hrsg.): Demokratische Medien - der Mensch im Mittelpunkt Für eine humane und soziale Informationsgesellschaft (Christian Filk)	174
Carola Lipp (Hrsg.): Medien populärer Kultur Erzählung, Bild und Objekt in der volkskundlichen Forschung (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	175
Herbert Birett: Lichtspiele Das Kino in Deutschland bis 1914 (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	175
Lorenz Engell: bewegen beschreiben Theorie zur Filmgeschichte (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	176
Rainer Gries u.a. (Hrsg.): »Ins Gehirn der Masse kriechen!« Werbung und Mentalitätsgeschichte (Barbara Muschiol)	177
Stefan Weyhenmeyer: Integrierte Unternehmensstrukturen in der Telekommunikation und staatliche Industriepolitik (Barbara Mettler-v. Meibom)	178
Rudolf Stöber: Geschichte Eine Einführung (Christian Filk)	179
Gerd R. Ueberschär (Hrsg.): Das Nationalkomitee »Freies Deutschland« und der Bund Deutscher Offiziere (Carola Tischler)	180
Leonid Reschin: General zwischen den Fronten Walter von Seydlitz in sowjetischer Gefangenschaft und Haft 1943 - 1955 Sigrid Wegner-Korfes: Weimar - Stalingrad - Berlin Das Leben des deutschen Generals Otto Korfes. Biographie (Carola Tischler)	181
Michael Ruck: Bibliographie zum Nationalsozialismus (Ansgar Diller)	182
Dirk Matejovski / Friedrich Kittler (Hrsg.): Literatur im Informationszeitalter	183
 Bibliographie	
Online, Internet und Digitalkultur. Eine Bibliographie zur jüngsten Diskussion um die Informationsgesellschaft (Christian Filk)	184

Zeitschriftenlese (70) (Rudolf Lang)	193
Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte	
Jahrestagung des Studienkreises in Wien 1996	195
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv	
Neu in der Buchreihe des DRA	197
Felicitas Merkel: Gewerkschaften und Rundfunk Edition und Dokumentation ausgewählter Rundfunkquellen zum Nürnberger Prozeß (1945/46)	
Karl Führer: Wirtschaftsgeschichte des Rundfunks in der Weimarer Republik Judenverfolgung und jüdisches Leben unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, 3 Bde.	
Susanne Pollert: Film- und Fernseharchive in Deutschland	
Archiv des deutschen Dienstes der BBC als Schenkung im DRA	198
Günter Eichs Hörspielschaffen (1930 - 1972) DFG-Projekt am DRA Frankfurt am Main	199
CD über Olympische Spiele 1936	200
ARD-Stipendien zur Erforschung des DDR-Rundfunks	200

Autoren der längeren Beiträge

Dr. Jörg Uwe Fischer, Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main / Berlin,
Historisches Archiv, Rudower Chaussee 3, 12489 Berlin.

Prof. Dr. Wolfgang Mühl-Benninghaus, Humboldt Universität zu Berlin, Institut für
Theaterwissenschaft / Kulturelle Kommunikation, Sophienstraße 22a, 10178 Berlin.

Dr. Ingrid Pietrzynski, Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main / Berlin,
Historisches Archiv, Rudower Chaussee 3, 12489 Berlin.

Daniela Schumacher-Immel, Westdeutscher Rundfunk, Historisches Archiv, Appellhofplatz
1, 50667 Köln.

Dr. Eva Warth, Vakgroep Theater-, Film- en Televisiewetenschap, Universiteit Utrecht,
Kromme Nieuwegracht 29, NL 3512 HD Utrecht.

Zum Verhältnis von Theater und Medien in Deutschland

Die Beziehungen zwischen Theater und Medien im 20. Jahrhundert sind für Deutschland kaum erforscht. Dies ist um so erstaunlicher, als gerade die Orientierung an Theaterdramaturgien und szenischen Darstellungselementen kennzeichnend ist für wichtige Entwicklungsabschnitte der deutschen Film-, Hörfunk- und Fernsehgeschichte. Auch sind bis in die 50er Jahre hinein immer wieder theoretische Diskussionen in verschiedenen Fachzeitschriften geführt worden, die das Verhältnis zwischen dem Theater und den einzelnen Medien reflektieren. Insbesondere im Entstehungszeitraum der jeweiligen Medien, aber auch während einschneidender historischer Veränderungen waren die jeweiligen Medien von szenischen Darstellungstechniken des Theaters beeinflusst. Das heißt, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war das Theater in allen seinen unterschiedlichen Ausprägungen in bestimmten - im folgenden näher zu umreisenden - Zeitabschnitten, die medienhistorisch zugleich Umbruchsituationen waren, ein wichtiges Bezugsmedium, wenn nicht sogar eine Art Leitmedium. Dieser These soll im folgenden anhand einiger ausgewählter Beispiele nachgegangen werden.

Theater und Film vor dem Ersten Weltkrieg

Nach dem Erfolg der ersten Filmvorführung Ende November 1895 im Berliner Wintergarten bildeten in vielen großen Variététheatern in der ersten Dekade unseres Jahrhunderts Filmaufführungen einen festen Bestandteil der jeweiligen Programme,¹ da das Kino als Jahrmarktspektakel schon um 1900 seine Bedeutung verloren hatte.² Der gewöhnlich am Ende einer Variétévorstellung vorgeführte Film stand wie das gesamte Programm unter der Devise »Abwechslung ergötzt«.³ Neben überwiegend nachgestellten »Actualitäten« und Naturaufnahmen brachten die kurzen Streifen auch Spielszenen von wenigen Minuten. Diese vernachlässigten weitgehend narratologische Momente und verzichteten auf die Darstellung einer zeitlichen, örtlichen und kausalen Kontinuität von Handlungsabläufen. Statt dessen ist »die Beziehung zwischen Zuschauer und Leinwand fast immer so gestaltet, daß sie die Anerkennung der filmischen Illusion mit einschließt«.⁴ Die von den Variétékünstlern aufgeführten Kunststücke fanden gewissermaßen im Kino ihre Fortsetzung.⁵

Die theoretischen und verbalen Auseinandersetzungen von seiten des Theaters und der »Wortintelligenz«⁶ mit der Kinematographie begannen um 1907.⁷ Sie entstanden also noch vor der Etablierung selbständiger Lichtspielhäuser in den Zentren der Großstädte nach 1908 und des 1910/11 beginnenden Übergangs zum langen Spielfilm sowie der damit verbundenen Etablierung einer narrativen Erzählstruktur im Film und der regelmäßigen Beschäftigung von Theaterschauspielern in den Filmateliers. Die auf Deutschland beschränkte Kinoreformbewegung versuchte unter anderem, das Verhältnis von Theater und Kino zu bestimmen. Bei ihren bis Mitte der 20er Jahre⁸ nicht zuletzt aus Konkurrenzgründen anhaltenden Angriffen auf die Kinematographie ist auffallend, daß sich die Kritik ausschließlich auf die fiktionalen Filmdarstellungen konzentrierte, während Nonfictioninhalte oft besonders lobend erwähnt und als förderungswürdig angesehen wurden.⁹

Diese Kinokritik, die ausschließlich Angehörige der »Wortintelligenz« formulierten, bewegte sich auf mehreren Ebenen. Erstens argumentierten sie rein formal und versuchten damit zugleich auch durch Forderungen nach einer grundlegenden Reform des Kinos die von ihnen vertretenen Vorstellungen von Kultur bzw. Kunst und, davon abgeleitet, von Unterhaltung durchzusetzen. Die von in sich geschlossenen Welterklärungsversuchen geprägten Aussagen orientierten sich an wenigen Beispielen des historischen und zeitgenössischen Kultur- und Kunstbetriebes, vor allem an Aussagen Gottscheds und den Stücken der deutschen Klassik, außerdem an Shakespeare und Wagner. Darüber hinaus bezeichneten sie das Theater der antiken Polis als Vorbild für die eigene Gegenwart und damit als geeignete »Sammelstätte« von Massenkultur am Beginn des 20. Jahrhunderts. Vor diesem geistigen Hintergrund sprach man dem Film jeden Kunstcharakter ab, da ein Kunstwerk fünf Akte haben und die Aufführung sich mindestens über drei Stunden erstrecken müsse. Dieses elitäre Kunstverständnis ignorierte nicht nur den aktuellen Theaterbetrieb, dessen Theateraufführungen auch gegen den Willen der zeitgenössischen Autoren um die Jahrhundertwende nur zwei bis zweieinhalb Stunden dauerten,¹⁰ sondern generell auch den infolge der Industrialisierung sich verändernden Lebensrhythmus.¹¹

Zweitens stimmten Verhalten und Erwartungen des Publikums in den Kinovorstellungen mit dem für die Mehrheit der Bevölkerung lebensfer-

nen Kunstverständnis von Teilen des bürgerlichen Kunsttheaters, wie es sich am Ende des Jahrhunderts herausbildete, nicht überein. Der Unterhaltungsanspruch des Publikums, so die Reformen, verlange vom Film nur »naive Theaterwirkungen, Ausstattungen, Effekte«, also »reale Genüsse«. ¹² Außerdem unterhielten sich die Zuschauer während der Vorführungen miteinander. Besonders in den kleinen Kinos wurde außerdem gegessen und getrunken. Eine Vorstellung davon gibt Robert Walser, der das Geschehen auf der Leinwand mit der Schilderung des sonstigen Geschehens kombiniert: »Bier, Brause, Nußstangen, Schokolade, belegte Brötchen gefällig, meine Herrschaften«, ruft das Ungeheuer von Kellner. Einige der anwesenden Vorortherrschaften genehmigen sich eine kleine Erfrischung«. Dann befaßt sich Walser mit dem laufenden Kriminalfall. Am Ende ruft der Kellner wieder: »Bier gefällig, meine Herrschaften«. ¹³

Demgegenüber wiesen die Kinoreformer darauf hin: »Unser Theaterpublikum hat, anfangs widerwillig und zögernd, jetzt (...) von unseren besten Bühnen gelernt, sich mit Andacht in den Geist eines Kunstwerkes zu versenken, den feinsten Seelenregungen zu folgen, das halb angedeutete zu enträtseln, so manche Gestalt Shakespeares und Schillers in neuem Lichte zu erblicken. Man hat wenigstens auf den Bänken vor Wagners »Götterdämmerung«, Goethes »Faust« und Shakespeares »Hamlet«, Nietzsches »Erste Etappe der Heiligkeit« fünf Stunden sitzen gelernt. Und nun kommt der Kinematograph (...) und redigiert die Entwicklung rückwärts«. ¹⁴

Diese Argumentation implizierte, daß die für das Theater signifikante Wechselwirkung zwischen Zuschauerraum und Bühne sich während der Vorstellung auf eine weitgehend schweigende Rezeption reduzierte. Beifall oder Mißfallenskundgebungen beschränkten sich überwiegend auf den Schlußapplaus. Im Theater vollzog sich somit eine dem Übergang vom lauten zum leisen Lesen analoge Entwicklung. Allerdings erhielt das Theater in diesem Zusammenhang im Unterschied zum Lesen annähernd den Rang einer sakralen Stätte zugewiesen. Übersehen wurde aber, daß es auch oftmals beim Unterhaltungstheater eine Verbindung von Gastronomie und Theater gab. So war schon für das Sommertheater, das sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte, die »geschäftliche Verbindung zwischen Gastwirt und Theaterunternehmer und damit die Vereinigung materieller Gesichtspunkte mit geistigem Anspruch« charakteristisch. Wie im frühen Kino war auch hier das Einakter-Repertoire mit reinem Unterhaltungscharakter kennzeichnend für das theatralische Unterhaltungsbedürfnis des sich etablierenden Bürgertums. ¹⁵ Typisch für das Sommertheater und zugleich Ausdruck des Publikumswillens

nach konsequenter Unterhaltung war das Mitagieren des Publikums während der Vorstellung. Das gilt auch für das Unterhaltungstheater um die Jahrhundertwende, also die Zeit der Kinoreformbewegung. So heißt es in einer Beschreibung des Theaterpublikums um 1906: »Die Zahl dieser Amusementsdurstigen wächst zunehmend: denn ihr Ziel läßt sich mit leichter Mühe erobern (...). Sie suchen Lachen und Sinnenreiz, bequeme Sessel, hübsche Gesichter in den Logen und auf der Bühne, als Extrastimulans noch ein Bröcklein, Musik, bunte Dekorationen, Aktualität und Zote, kurz das Ausruhen!«. ¹⁶

Unterhaltung und Sinnenreiz galten vielen, und zwar nicht nur den Angehörigen niederer sozialer Schichten, als Grund für einen Kinobesuch: So ist in der Frankfurter Zeitung vom Mai 1913 nachzulesen: »Das Publikum kam zu ihnen [den Lichtspielhäusern], weil ihre Gaben billiger waren als die der Thespiskärner und weil diese Gaben auch kürzer, und das heißt: kurzweiliger waren (...). Man findet heute im Kino nicht mehr die konzentrierte Unterhaltung von ehemals«. ¹⁷ Anders sah dies etwa ein halbes Jahr später Franz Kafka, der in sein Tagebuch schrieb: »Im Kino gewesen. Geweint. »Lolotte« Der gute Pfarrer. Das kleine Fahrrad. Die Versöhnung der Eltern. Maßlose Unterhaltung. Vorher ein trauriger Film »Das Unglück im Dock«, nachher endlich lustiger »Endlich allein!«. ¹⁸ Ähnlich erlebte es Victor Klemperer, der 1912 eine längere Abhandlung über das Kino publizierte. Ihm war »das Kino zu einem größeren, anregenderen und unentbehrlicheren Genuß [geworden], als es vordem das Theater gewesen« war. ¹⁹ 1920 beschrieb Carlo Mierendorf seine Erfahrungen mit dem Kino vor dem Ersten Weltkrieg wie folgt: »Das Kino war ursprünglich die wildeste Erscheinung, der elementarste Durchbruch des Triebhaften im Demos (...). Teuflisch und hinreißend schwangen die Filme unserer Kindertage mächtig aus. Zwischen Bretterverschlägen im Dunkeln hingebogen vor der Leinwand bebte unser Herz laut«. ²⁰ Das heißt, das Kino wie auch Teile des Theaters versuchten jeweils mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln und in Konkurrenz zueinander das sinnliche Unterhaltungsbedürfnis des zum Teil gleichen Publikums zu befriedigen. Diese Situation führte zwangsläufig zu einem Verdrängungswettbewerb zwischen Teilen der Bühnen und den Lichtspielhäusern.

Drittens bemängelten die Kritiker die Inhalte der Filme: »Was der (sic!) Kino uns bisher an »Dramen«, verfilmten Romanen und sonstigen Hintertreppensensationen gebracht hat, ist minderwertiger Kitsch, der auf die rohesten und primitivsten Instinkte der Massen wirkt. Die wenigen Ausnahmen (...) bestätigen nur die Regel«. ²¹ Forderungen nach einer sich auf alle Filme erstreckenden Filmzensur wurden

deshalb vor allem aus den Reihen der Kinoreformer laut. Auch der Ruf nach der Filmzensur hatte sein Äquivalent in der Forderung nach einer Theaterzensur. So wurden z.B. Henrik Ibsens »Gespenster« ebenso wie Gerhard Hauptmanns Stücke »Vor Sonnenaufgang« und »Die Weber« wegen der Zensur zunächst nur in geschlossenen Vorstellungen gespielt. Der ersten öffentlichen Vorführung des letztgenannten Dramas 1894 ging ein langer Prozeß gegen das Zensurverbot voraus, weswegen Kaiser Wilhelm II. seinen Platz im Deutschen Theater kündigte. Ein anderes von vielen Beispielen ist Frank Wedekinds »Frühlings Erwachen«. Das Stück blieb nach seiner Uraufführung 1906 für sechs Jahre von der Zensur verboten.

Bereits die wenigen Beispiele verdeutlichen, daß der Ruf nach der Zensur im Kino ebenso wie im Theater vor allem von »Entrüstungsaffekten inspiriert«²² wurde, die mehr an Stimmungen und Gefühle appellierten als daß sie klare Inhalte definierten. Typisch für die jeweiligen Einwände war der Ruf nach dem Erhalt der »guten Sitten« und dem »Schutz der Jugend« sowie die Verwendung der oppositionellen Begriffspaare, wie »gut - schlecht«, »höherwertig - minderwertig«, »sittlich - unsittlich« usw. Die mit der Zensur verbundenen individuellen Leitvorstellungen entstammten dem moralischen Kunstverständnis des 19. Jahrhunderts und standen damit jenseits der sozialen Wirklichkeit, wie sie sich bereits vor der Jahrhundertwende entwickelt hatte. So wurde weder die zunehmende soziale Differenzierung der Gesellschaft mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen reflektiert noch die Freiheit künstlerischer Aktivität im Rahmen eines marktorientierten Kunst- und Kulturbetriebes anerkannt. Statt dessen setzte die Kinoreformbewegung wie auch die Theaterzensur auf soziale Kontrolle und Verhaltenssteuerung, die eine Abwehrhaltung gegenüber allem Neuen implizierte.

In sich stringent kritisierten die Reformer viertens die räumliche Ausstattung der engen Vorstadtkinos, in denen die Luft oft sehr schlecht sei, was den Kindern schaden könne. Von den dort gezeigten Filmen befürchteten sie vor allem, daß die bei den Vorstellungen stets anwesenden Kinder unerlaubte, also möglicherweise sexuell anstößige Bilder sehen und damit unsittliche Erfahrungen machen könnten. Unerwähnt blieb, daß in den engen Großstadtsiedlungen mit ihren Hinterhöfen sowie den unhygienischen und äußerst beengten Lebensbedingungen Sexualität in all ihren Ausdrucksformen, die im Kino nur zum Teil und äußerst sparsam angedeutet wurden, zum festen Bestandteil des Alltags vieler Kinder gehörte.

Fünftens könnten nach Ansicht der Reformer die Schauspieler, abgesehen von der fehlenden

Sprache, nur Äußerlichkeiten, nicht aber seelische Vorgänge im Stummfilm darstellen. Letztere seien aber der eigentliche Gegenstand der Kunst. Zugleich lasse die mechanische Reproduzierbarkeit der Filmhandlung keinen Platz für das Einmalige der Theateraufführung und sei damit keine Kunst. Diese Argumente zum Teil aufgreifend, versuchten die Bühnen vor allem aus Konkurrenzgründen, wenn auch vergeblich, ihren Schauspielern die Mitwirkung in Filmen zu verbieten. Es wurde nicht nur unterstellt, daß alle zeitgleichen Theateraufführungen im Unterschied zum Kino Kunst im Verständnis der Reformbewegung seien, sondern auch, daß das Kino diesen Anspruch erhob. Insbesondere das frühe Kinoprogramm setzte sich aus einer Vielzahl meist kurzer, inhaltlich sehr unterschiedlicher Streifen zusammen. Schwänke, Possen, Naturaufnahmen, Leidenschaftsdramen, Tagesereignisse oder Verfolgungsjagden sahen die Zuschauer für zehn bis 20 Pfennige, ohne sich zuvor umkleiden oder nach bestimmten Zeiten richten zu müssen. Jeder konnte kommen, wann er wollte, und wurde nach einer bestimmten Zeit wieder herausgerufen. Dies bedeutete, daß ein Besucher, der den Anfang eines Films verpaßt hatte, diesen, entsprechend dem Wiederholungsprinzip, das die frühen Vorführungen kennzeichnete, in der Regel am Schluß noch zu sehen bekam. Auf Grund der Vielzahl unterschiedlichster Themen waren der jähe Sprung, die Überraschung, die wilde Bewegung, das bunte Mixtum unterschiedlichster Eindrücke, Träume und Sehnsüchte kennzeichnend für viele Kinoprogramme der Vorkriegszeit.²³ Die kaleidoskopische Vielfalt sowie »Massierung und Entspannung« wurden demnach durch jeden einzelnen Film und durch das Gesamtprogramm erzeugt. Unter diesen Bedingungen kam den Inhalten der einzelnen Streifen nur eine sehr untergeordnete Bedeutung zu. Bela Balázs etwa betonte: »Ein guter Film hat überhaupt keinen ›Inhalt‹. Denn er ist Kern und Schale mit einem Male.«²⁴ »Warum ein Held etwas tut, das hat oft keinen Sinn, aber wie er es tut, das hat Naturwärme. Das Schicksal des Helden ist leer, aber seine Minuten sind reich gestaltet.«²⁵

Ein Vergleich zwischen den Kino- und Theaterprogrammen vor dem Ersten Weltkrieg zeigt, daß die Vielfalt der Themen und Genres der Lichtspielhäuser auf der Bühne nicht darstellbar war. Die Dramaturgie der Vorführungen in den Kinos stimmte eher mit den Vorstellungen in den Varietés und auf den sogenannten Tingeltangelbühnen überein.

Nicht zuletzt unter publizistischem Druck veränderten sich die Inhalte der Filme. Ihnen gelang nur partiell die Anpassung an die bürgerlichen Kunstvorstellungen. So gehörten neben Künstlern mit ihren neusten Schlagern aus den Revuen- und Operettenhäusern, die

teilweise vor Originalkulissen gefilmt wurden, sowie Couplets insbesondere mit Otto Reutter und Robert Steidl, auch berühmte Opernarien zum Standardrepertoire der frühen kurzen Tonbilder. Die thematische Auswahl der Tonbild-Industrie, wie sich dieser Zweig der Kinematographie selbstbewußt nannte, orientierte sich vordergründig an den klassischen Inhalten des gehobenen Berliner Unterhaltungstheaters, das am Beginn des Jahrhunderts zunehmend an internationaler Ausstrahlung gewann und sichere Einnahmen garantierte.²⁶ Das Beispiel der Tonbilder erhellt das frühe Verhältnis von Film und Theater. Von Ausnahmen abgesehen, orientierte sich der Film, soweit er sich inhaltlich auf Bühnenstoffe bezog, fast ausschließlich an den verschiedenen Formen des Unterhaltungstheaters. Im Unterschied zu den Tonbildern entwickelte der Spielfilm auf der Basis dieser Vorlagen eigene Dramaturgien und eine eigenständige Bildersprache. Insofern stellt die überwiegende Mehrheit der jeweiligen Textbearbeitungen eine eigene künstlerische Ausdrucksform dar.

Beim Übergang vom kurzen zum langen Film gab es mehrere Versuche, berühmte Bühnenaufführungen abzufilmen. Zu den ersten zählte 1910 »Sumurun« unter der Regie von Max Reinhardt. Die für die Frühzeit der Kinematographie ausführliche Kritik des »Berliner Tageblatts« nimmt nach der Feststellung, daß »das Theater seine Staatsvisite beim Kientopp abgestattet« habe, diese Gelegenheit auch wahr, um das Verhältnis beider Seiten näher zu beleuchten. Die Unterschiede sah der Kritiker vor allem in den abweichenden Geschwindigkeiten, mit denen die Spielhandlungen inszeniert werden müßten: »Was auf der Bühne rapide Schnelligkeit ist, wird auf der Leinwand langweiliges Zögern«. Außerdem verdeutlichte die Kritik, daß der Film mehr ist als Theaterpantomime, denn er verlange nach einer ausgeprägten Mimik der Schauspieler. Als weiteren Unterschied zwischen Theater und Film beschrieb die Zeitung denjenigen zwischen der Position des Zuschauers und der Kameraeinstellung. Im Theater sehe der Zuschauer während der gesamten Vorstellung stets die Bühne und die auf ihr agierenden Schauspieler aus der sich nicht verändernden Perspektive seines Sitzplatzes. Die Kamera könne eine vergleichbare Position auf Dauer nicht einnehmen. Sie müsse, um ihr Publikum im Kino nicht zu langweilen, mit stets wechselnden Einstellungen arbeiten. Schließlich müsse sich der stumme Film im Unterschied zum Theater auf die Darstellung einfacher Handlungsstränge beschränken. Er könne nicht »die Orgie der Farbe« abbilden, die einen Reiz des abgefilmten Reinhardtschen Bühnenstückes ausmache. Die Kritik schließt mit dem Hinweis: »So wenig wie

das Theater ein Jahrmarktsulk bleiben konnte, so wenig kann es die Lichtbildbühne. Wir sind auf dem Wege zur künstlerischen, zur dramatischen Kinematographie« und prophezeit: »Die Schaubühne und der Kinematograph werden noch innige Freunde werden«.²⁷

Reinhardt hatte für die Aufzeichnung von »Sumurun«, wie die Zeitung kritisch bemerkte, nur »die achtzigste Besetzung« zur Verfügung gestellt. Danach änderte der Regisseur seine Einstellung zum Film. Zum einen wurden in den folgenden Jahren noch mehrere seiner Inszenierungen verfilmt, für die die Branchenpresse unter dem Stichwort »Professor Max Reinhardt-Zyklus« warb, zum anderen hatte diese Zusammenarbeit auch Einfluß auf seine Inszenierungen. Die Theaterkritik vor dem Ersten Weltkrieg charakterisierte die durch den Einbau der Drehbühne möglichen Verfolgungsjagden auf der Reinhardt-Bühne u.a. als »filmische Illusion«.²⁸ Insofern begann in den frühen zehner Jahren jene Entwicklung, die bei Erwin Piscator ihren Höhepunkt in den 20er Jahren erreichte: Teile des Theaters änderten sich in der Auseinandersetzung mit der Kinematographie.

Bereits 1908 hatte die Filmfirma Pathé nach dem Vorbild der »Société cinématographique des auteurs et des gens de lettres« 120 deutsche Bühnen- und Romanschriftsteller sowie Pressevertreter in das Berliner Weinhaus Rheingold eingeladen, um sie mit Aussicht auf sehr hohe Gagen für die Mitarbeit an Filmmanuskripten zu gewinnen. Obwohl 119 der Eingeladenen erschienen,²⁹ dauerte es in Deutschland noch weitere drei bis vier Jahre bis eine Reihe von Autoren vermehrt Bühnenstoffe einzelnen Filmplots zugrunde legte. Zu den bekanntesten und erfolgreichsten gehörte Max Macks »Der Andere« nach dem gleichnamigen Bühnenstück von Paul Lindau. Letzterer schrieb auch das Drehbuch, da die Bühnenfassung nicht ohne Bearbeitung filmisch umgesetzt werden konnte. Der bekannte Bühnenschauspieler Albert Bassermann, der in diesem Film die Hauptrolle spielte, nannte nach den Dreharbeiten als Vorzüge des Films im Vergleich zum Theater vor allem die stärkere Bildhaftigkeit, die Ruhe in der Bewegung, im Gestus und in den Mundbewegungen. Alles müsse so arrangiert sein, daß der Zuschauer das Gefühl habe, daß auf der Leinwand Menschen handeln, »die sich genau wie im Leben ausdrücken«.³⁰

Der Spielfilm »Der Andere« bildete auch den Anfang einer Reihe sogenannter Autorenfilme, die vor allem 1912/13 gedreht wurden. Sie basierten auf Stücken zeitgenössischer Bühnenaufbauern und Dramaturgen, die nun auch von Filmfirmen arrangiert wurden, wie Schnitzler, Kahane, Lindau oder Hauptmann. Der Mehrzahl dieser Filme war an den Kinokassen kein Erfolg

beschrieben. Dennoch waren sie für die weitere Entwicklung der deutschen Kinematographie insofern von Bedeutung, als sie das wichtige Zusammenspiel zwischen der erzählerischen Vision des Drehbuchautors und der visuell interpretierenden-inszenatorischen Phantasie des Regisseurs verdeutlichten. In diesem Zusammenhang wurden nicht nur neue Filmthemen gefunden und eine Reihe neuer dramaturgischer Techniken entwickelt, sondern es bildete sich in diesem Prozeß auch jene Arbeitsteilung innerhalb der Filmproduktion heraus, die bis heute typisch geblieben ist.

Vom Theater gingen in Form des Autorenfilms demnach wichtige Anstöße aus, die für die deutsche Filmentwicklung grundlegende Bedeutung gewannen. Es kann jedoch nicht übersehen werden, daß diese wenigen Filme untypisch für das Vorkriegskino blieben. Die Stoffe der Mehrzahl der Filme, soweit sie sich am Theater orientierten, gingen auf unterschiedliche Sparten des Unterhaltungstheaters zurück. Gleichzeitig ging die Zahl der kleinen Tingeltangel- und Vorstadtbühnen mit der Zunahme von Lichtspielhäusern stark zurück, weil das Kino die dort vermittelte Unterhaltung in konzentrierterer Form für weniger Geld anbieten konnte. Im Zusammenhang von Theater und Kino ist schließlich auch auf die Architektur zu verweisen. Alle frühen Kinobauten orientierten sich am Theater und übernahmen zugleich für die einzelnen Raumteile, zumindest soweit sie der Öffentlichkeit zugänglich waren, die für das Theater typischen Bezeichnungen.³¹

Theater und Rundfunk in den 20er Jahren

Noch vor der offiziellen Eröffnung des Rundfunks in Deutschland am 29. Oktober 1923 hatte es bereits zu Versuchszwecken eine drahtlose Übertragung von »Madame Butterfly« aus der Berliner Staatsoper gegeben. Musiksendungen dominierten in den ersten Jahren das Rundfunkprogramm, Wortsendungen fielen zunächst kaum ins Gewicht. Am 3. November 1923 begann das künstlerische Wortprogramm mit der Rezitation eines Heinegedichtes, am Ende des Monats war die Kapuzinerpredigt aus »Wallensteins Lager« zu hören. Im Januar und März 1924 folgten drei Rezitationen aus Goethes »Faust«. Analog zur Frühzeit des Films bot das künstlerische Wortprogramm der Funk-Stunde im ersten Sendejahr auch Ausschnitte aus Dramen an, die zwischen musikalischen Darbietungen ohne inhaltlichen Zusammenhang gestreut waren. Eine inhaltliche oder künstlerisch-dramaturgische Gesamtstruktur der Sendungen war nicht erkennbar.³² Die primitiven Anfänge des Programms entsprachen

dem technischen Niveau der Ausstrahlung und des Empfangs.

Im zweiten Sendejahr nahm die Berliner Funk-Stunde auch Opernübertragungen und Sendespiele in ihr Angebot auf. Unter letzteren wurde das Verlesen von kompletten Bühnentexten durch Schauspieler mit verteilten Rollen verstanden. Als erstes Sendespiel wurde unter der Regie von Alfred Braun am 3. Januar 1925 »Wallensteins Lager« gesendet. (Zu diesem Zeitpunkt hatten die anderen deutschen Rundfunkgesellschaften schon mehrfach Sendungen dieser Art ausgestrahlt.) Danach brachte die Berliner Rundfunkgesellschaft ein bis zwei Sendespiele pro Monat. In den Sommermonaten stieg ihre Zahl auf vier bis sechs. Gleichzeitig begannen auch Versuche einer thematischen Zuordnung, es entwickelte sich eine Art serieller Struktur der Sendespielauswahl. So hieß eine Sendereihe: »Das Drama der letzten dreißig Jahre«, eine andere: »Das Lustspiel bis Lessing«. Volksstücke aus dem 19. Jahrhundert und insbesondere die Berliner Lokalposse wurden rein zahlenmäßig in den ersten drei Jahren besonders bevorzugt. Nachdem an den »Bunten Abenden« oder in Sendungen wie »Klassischer Humor« bereits auch satirische Texte zu hören waren, meldete sich am 27. September 1924 erstmals das »Kabarett zum springenden Funkpunkt« auf der Berliner Sendefrequenz.³³

Wie bei den Sendespielen begannen auch die Übertragungen aus den Musiktheatern mit dem klassischen Kanon. So wurde in Berlin am 8. Oktober 1924 als erste Oper Mozarts »Zauberflöte« aus der Staatsoper Unter den Linden live ausgestrahlt; bis zum Sommer 1925 folgten weitere elf Übertragungen. Opernsendespiele, im Saal des Funkhauses teilweise unter Mitwirkung der Orchester von Staatsoper und Philharmonie produziert, wurden ebenfalls ausgestrahlt. Den Auftakt machte am 1. November 1924 »Figaros Hochzeit«. Mit Lehárs »Frasquita« am 18. Januar 1924 war nicht nur die erste Operette, sondern das erste Stück aus einem Theater überhaupt im deutschen Rundfunk übertragen worden. Mit der »Fledermaus« am 31. Dezember 1924 ging eine weitere Operettenübertragung in den Äther. Als erstes Oratorium konnte in Zusammenarbeit mit der Singakademie und dem Funk-Orchester in der Karwoche 1925 die »Johannes-Passion« produziert werden.³⁴ Am Ende des Jahres startete Alfred Braun den Versuch, auch die Revue »Für Dich« aus dem Großen Schauspielhaus zu übertragen. Er selbst schilderte die einzelnen Tanzszenen und Bilder, um den Hörern »das Verständnis der Handlung zu vermitteln«. Die Kritik beschrieb seine Rolle als die eines erklärenden Verbindungsmannes zwischen dem Geschehen auf der Bühne und den Zuhörern.³⁵ Mit

Walter Kollos »Die tanzende Prinzessin« strahlte die Funk-Stunde wenige Tage später auch die erste Operette aus.³⁶ Die anderen Rundfunkgesellschaften in Deutschland hatten ebenfalls Sendespiele in ihren Programmen, so der Mitteldeutsche Rundfunk, Leipzig, »Egmont« Ende August 1924. Über die Frequenz des Südwestdeutschen Rundfunks, Frankfurt am Main, war das erste vollständige Drama, das in Deutschland gesendet wurde, zu hören: Rabindranath Tagores »Das Postamt«. Vorgelesen wurde es am 23. April 1924 von zwei Sprechern. Von April 1924 bis April 1926 strahlte der Rundfunk in Frankfurt etwa 100 weitere Sendespiele aus.³⁷ Der Nordische Rundfunk, in Hamburg, sendete im Januar 1926 bereits die 50. Neueinstudierung.³⁸

Die am Beispiel des Berliner Programms gezeigte Breite der Theaterdramaturgien und szenischen Darstellungselemente, die für die übrigen Sendegesellschaften in gleicher Weise gilt, verdeutlicht, daß der Rundfunk sich um eine relative Breite von Bühnendarstellungen bemühte. Damit wurden Dramenstoffe in einem bisher nicht gekannten Umfang popularisiert. Allerdings fanden Tabuverletzungen, die in der Theatergeschichte unter anderem mit Stücken des jungen Brecht, des jungen Bronnen, von Hans Henny Jahn oder dem schwarzen Expressionismus verbunden sind, im Rundfunk nicht statt. Dies entsprach sowohl dem Selbstverständnis der Rundfunks insgesamt als auch dem einer breiteren Öffentlichkeit.

Den engen Zusammenhang von Theater und Rundfunk verdeutlichen auch enge personelle Verflechtungen. So wurden Herbert Ihering, einer der bekanntesten Berliner Theaterkritiker, zum Ersten Vorsitzenden des 1926 gegründeten Verbandes der Berliner Rundfunkkritiker gewählt³⁹ und Leopold Jessner,⁴⁰ Berliner Theaterintendant und Regisseur, in den Kulturbeirat der Funk-Stunde berufen.⁴¹ Der Direktor der Funk-Stunde Friedrich G. Knöpfke war seinerseits ehrenamtlicher künstlerischer Beirat des mecklenburgisch-strelitzschen Landestheaters.⁴²

Zeitgleich mit den ersten in Deutschland ausgestrahlten Sendespielen begann in der Rundfunkpresse eine mehrjährige Diskussion über dieses Genre und seine Spezifik.⁴³ Trotz Differenzen stimmten die Diskutanten darin überein, daß »die bisher höchste und universalste Kunstform der Menschheit: das Theater, das in unseren Tagen durch die Schwerfälligkeit seines Mechanismus und die Abgebrauchtheit seiner Motive und dramatischen Technik vielen als unzeitgemäß erscheint, (...) sich zwecks leichter und breiter Mittelbarkeit vorläufig in das Filmstück und das Hörstück gespalten« hat.⁴⁴ Diese oder vergleichbare Äußerungen bedeuteten keine generelle Absage an das institutionelle

Theater, sondern implizierten die Aufforderung an die Bühnenregisseure, eigene unverwechselbare Dramaturgien zu suchen. Nur auf diese Weise könnte das Theater auf Dauer seine Rolle neben Film und Rundfunk bewahren.

Einig waren sich die Kritiker auch darin, daß auf eine einfache, in sich stringente Handlung mit möglichst wenigen Personen Wert zu legen sei. Auf diese Weise sollte den Zuhörern am heimischen Empfangsgerät die Möglichkeit gegeben werden, dem Geschehen leichter zu folgen und die einzelnen Stimmen besser auseinanderzuhalten. Darüber hinaus sollten die Sendespiele möglichst kurz sein, also eine Stunde nicht überschreiten. Auf Grund des niedrigen technischen Standards der Aufnahme- und Wiedergabetechnik wurde schließlich immer wieder betont, daß sich die Anforderungen an die stimmlichen Qualitäten der Schauspieler im Rundfunk von denen der Bühnen unterschieden. Deshalb sind nicht nur in den allgemeinen Ausführungen zum Sendespiel, sondern auch in der Rundfunkkritik immer wieder Hinweise auf die Schauspielerstimmen zu finden.⁴⁵ Über diese Anregungen zur Dramaturgie und programmlichen Gestaltung kamen die Autoren der einzelnen Aufsätze in der Regel nicht hinaus.

Trotz einer für die Zeitgenossen deutlich erkennbaren Verbesserung der dramaturgischen und ästhetischen Gestaltung der Sende- bzw. Hörspiele, blieben eine Reihe ungelöster Probleme. Zu ihnen zählten die Sendezeiten, die in der Regel die als optimal anerkannte Zeit überschritten. Außerdem fehlten konzeptionelle Vorstellungen über das Hörspiel als eigenständige Kunstgattung. Unter diesen Umständen konstatierte ein Kritiker eine Programmkrise der Sendespiele: »Wenn man das sprecherische Sendespielrepertoire der deutschen Sender genau beobachtet, muß man feststellen, daß die verantwortlichen Dramaturgen und das Fähnlein ihrer namenlosen Helfer mit der Auffindung rundfunkgerechter Bühnenstücke ziemlich am Ende ihrer Kunst sind, und daß sie diesen zwar ehrenvollen, aber darum nicht minder folgenschweren Bankrott mehr oder minder geschickt durch akademische Zyklen zu verdecken suchen«.⁴⁶ Er forderte deshalb die Entwicklung einer eigenständigen Rundfunkliteratur.

Trotz dieser pessimistischen Einschätzung am Ende des Jahres 1926 gab es eine Reihe praktischer Versuche zur Weiterentwicklung des Hörspiels. Zu ihnen zählte der von Alfred Braun und dem Filmregisseur Richard Oswald produzierte »akustische Film«: »Der tönende Stein«, der am 6. März 1926 gesendet wurde. Unter Ausnutzung des für den Tonfilm entwickelten Tri-Ergon-Verfahrens war es mit dieser Technik möglich geworden, Hörspiele vorzuproduzieren und zu schneiden. Damit verbesserten sich einerseits die akustischen Möglichkeiten, anderer-

seits konnten aufgezeichnete Produktionen beliebig im Programm eingesetzt werden. Inhaltlich setzte vor allem Arnolt Bronnen mit seiner Bearbeitung von »Wallensteins Lager«, für die Giuseppe Becce die Musik komponierte, neue Akzente. Bronnen strich z.B. alle Max-Thekla-Szenen und ließ auch die Figur des Ansagers erstmals als dramaturgisch gerechtfertigte Person erscheinen. Die am 10. Februar 1927 ausgestrahlte 75minütige Trilogie stellte den ersten erfolgreichen Versuch dar, ein klassisches Stück in Form eines literarischen Hörspiels in einer dem Rundfunk angepaßten Form zu inszenieren.⁴⁷ Mit dem »Wallenstein« schuf Bronnen zugleich entscheidende Voraussetzungen für eine weitere eigenständige Hörspielentwicklung, die eine endgültige Emanzipation dieses Genres und damit des Mediums vom Theater implizierten. Dies bedeutete auch, daß der bis zu diesem Zeitpunkt übliche und danach immer seltener bei Sendespielen genutzte Erklärer, »der analog den Erklärern im alten Kintopp die Vermittlung von Spiel und Publikum herzugeben hatte, (...) endgültig in die Rumpelkammer der Sender wanderte«.⁴⁸ Anders verlief die Entwicklung bei Opernübertragungen oder Sendungen von Opernquerschnitten. Bei ersteren wurde in Übertragungspausen der Inhalt des folgenden Aktes vorgelesen, bei letzteren teilweise sehr ausführlich die jeweiligen Handlungsabschnitte. Insofern kann von einer künstlerisch und dramaturgisch eigenständigen Musiktheatertradition im Rundfunk bis zum Beginn der 30er Jahre nicht gesprochen werden.⁴⁹

Die deutlich erkennbare Anlehnung des künstlerischen Wort- und des Musikprogramms an das Theater in den Anfangsjahren des Rundfunks war mehreren Faktoren geschuldet. Das Theater spielte eine bedeutende Rolle in der Hierarchie der Künste und gehörte damit zum Bildungskanon, den der Rundfunk vermitteln sollte. Dieser bildungsbürgerliche Konsens, der vor allem auch in den Literatursendungen und Leseabenden zum Tragen kam, korrespondierte mit der finanziellen Situation der potentiellen Rundfunkhörer. Die nach der Rundfunkeröffnung zunächst noch teuren Empfangsgeräte konnten von den unteren sozialen Schichten nur in Ausnahmefällen erworben werden. Dem entsprachen die teilweise elitären Rundfunkprogramme, die den kulturellen Interessen der anfangs nur wenigen und den oberen sozialen Schichten zuzuordnenden Hörern entgegenkamen.⁵⁰ Die Rundfunkgesellschaften, angesiedelt in Städten mit renommierten Theatern, konnten auf das inhaltliche und personelle Potential der Bühnen zur Senkung der Produktionskosten zurückgreifen. Schauspielern hingegen bot sich die Möglichkeit, durch die Arbeit hinter dem

Mikrofon ihre materielle Existenzgrundlage zu verbessern.⁵¹ Anders als das frühe Kino, in dem viele Zeitgenossen einen Konkurrenten zum Theater sahen, wurde der Rundfunk vom Theater überwiegend⁵² als wichtige Ergänzung zur eigenen Tätigkeit betrachtet.⁵³ Nicht zu übersehen ist schließlich, daß Stücke von Autoren des 20. Jahrhunderts, unter ihnen Brecht, Bronnen und Döblin, am Ende der 20er und zu Beginn der 30er Jahre bevorzugt vom Rundfunk gesendet wurden. Damit verbesserte der Rundfunk nicht nur den Lebensunterhalt der Schriftsteller, sondern er trug auch zur Popularisierung moderner Stücke bei, die weit über den bis dahin üblichen Rahmen traditioneller Theateraufführungen hinausging. Insofern bildeten die am Theater orientierten Sendungen ein wesentliches Element für die zunehmende Akzeptanz des Rundfunk. Zudem wiesen 1930 neu eingerichtete theaterkritische Sendungen auf wichtige Aufführungen innerhalb der jeweiligen Sendegebiete hin. Durch die Übernahme von Aufführungen leistete der Rundfunk schließlich auch einen wichtigen Beitrag zur finanziellen Existenzsicherung der Theater.⁵⁴

Als das Radio, bedingt durch die Lautsprechertechnik ab Ende der 20er Jahre, zunehmend zu einem Sekundärmedium wurde, verschwanden die teilweise mehrstündigen Theatersendungen aus dem Programm. An ihre Stelle trat das wesentlich kürzere Hörspiel, das sich mittlerweile als eigene, dem Rundfunk adäquate Kunstgattung durchgesetzt hatte. Dennoch blieben auf Grund des am elitären Kulturbetrieb orientierten Selbstverständnisses vieler Rundfunkredakteure auch nach 1930 Theatertexte aufgreifende Hörspiele und klassische Theateraufführungen, wenn auch nur noch in geringerem Umfang, ein fester Programmbestandteil.

Theater und Tonfilm Anfang der 30er Jahre

Orientierten sich die Tonbilder vor 1914 vor allem am Berliner Unterhaltungstheater, so setzten die Erfinder des Lichttonverfahrens diese Tradition insofern fort, als in der ersten Tonfilmvorführung im September 1922 in Berlin auch ein kurzes Bühnenstück zu sehen war. Kritiker, die in der Zeit der Tonfilmexperimente über den zukünftigen Einsatz des Mediums nachdachten, schlossen überwiegend eine völlige Umstellung des stummen Films auf den Tonfilm aus. Eine wichtige Einsatzmöglichkeit des neuen Mediums sahen sie hingegen im Abfilmen von Theater- und Operaufführungen, die auf diese Weise, auch in Kleinstädten und Dörfern zu sehen wären.⁵⁵

Nach dem Erfolg der ersten Tonfilme in den USA fielen in Deutschland alle wichtigen Entscheidungen zur Umstellung der Filmproduktion auf Tonfilm in der zweiten Hälfte des Jahres 1928. Ein Jahr später waren alle notwendigen technischen Voraussetzungen geschaffen, um die ersten abendfüllenden Tonfilme zu produzieren. Der Tonfilm stellte völlig neue dramaturgische Anforderungen an den Filmstoff. Da man sich Stoffe im Umgang mit dem neuen Medium Tonfilm erst erarbeiten mußte, griffen besonders von 1930 bis 1932 viele Produzenten vor allem auf Theater- bzw. Operettenstücke zurück oder variierten die bereits vor allem auf den Berliner Bühnen erfolgreichen und bewährten Sujets. Allein in den ersten zwei Tonfilmjahren lassen sich an Hand übereinstimmender Titel 25 Berliner Bühnenstücke benennen, die zur gleichen Zeit im Theater und in den Kinos gezeigt wurden. Dabei stellte sich allerdings sehr schnell heraus, daß, ähnlich wie bei der ersten Verfilmung eines Theaterstücks der Reinhardt-Bühne, auch beim Tonfilm ein bloßes Abfilmen der Bühnenhandlung bei den meisten Zuschauern auf keine positive Resonanz stieß.⁵⁶

Anteil von Theaterstücken und Literatur an der Filmproduktion (1929-1932)⁵⁷

Jahr	1929	1930	1931	1932
Romane	2	5	17	15
Novellen	-	1	3	3
Schauspiele	-	5	11	4
Lustspiele	-	5	21	21
Operetten	-	5	6	3
Gesamt	8	101	142	132

Bei der Bearbeitung von Theaterstücken für den Film entfiel vor allem die oft langwierige Stofffindung.⁵⁸ Unter dem Zeichen einer verschärften Filmzensur zu Beginn der Weltwirtschaftskrise belastete dieses Problem alle deutschen Produktionsfirmen erheblich. Zugleich verminderte sich das Produktionsrisiko, da rasch deutlich wurde, daß mit erfolgreichen Theateraufführungen in der Regel auch hohe Einnahmen an den Kinokassen zu erzielen waren. Das zeitgenössische Verständnis von der jeweiligen Medienspezifik beschrieb ein kritischer Beobachter im Zusammenhang mit der Uraufführung der Verfilmung von Fodors Lustspiel »Arm wie eine Kirchenmaus«: »Die filmische Bearbeitung hat dort einzusetzen, wo die bewegliche Kamera, die kontinuierliche Bildfolge des Films die Raumgrenzen der Bilder sprengt. Was auf der Bühne der Dialog an Handlung hinter der Bühne, zwischen den Akten verrät, muß der Film zeigen, bildlich nahebringen. Er muß darüber hinaus die Atmosphäre

des Ortes, hier also Paris, New York, Wien, die Großbank, das Luxushotel, einfangen und durch das Auge und das Ohr leichter, flüssiger, intensiver und abwechslungsreicher vermitteln, als es die Bühne vermag.«⁵⁹ Anders ausgedrückt: Das Mikrofon muß sich dem filmischen Geschehen unterordnen, da das in sich geschlossene Bühnenstück durch die Bunttheit filmischer Handlungen aufgelöst wird.

An diesem Punkt wird auch der wesentliche Unterschied in der Bearbeitung von Theaterstücken durch den Tonfilm und den Rundfunk deutlich. Der Tonfilm ist gezwungen, die jeweilige Handlung mit einer bezwingenden Lebendigkeit von Bildern zu gestalten. Dieser hat sich die Tonaufnahme in der Regel weitgehend unterzuordnen. Beim Hörspiel sind dagegen Handlungen nur über den Ton rezipierbar, was überwiegend zu einer deutlichen Straffung des Geschehens beiträgt.

Wie auch während der Zeit des Stummfilms wählten die Filmproduzenten nach 1930 fast ausschließlich populäre Theatervorlagen. Das sozialkritische Bühnenstück »Cyankali« Friedrich Wolfs, auf dem der noch als Stummfilm konzipierte gleichnamige Film basierte, blieb die Ausnahme. Gleichzeitig handelt es sich hier um einen typischen Film des Übergangs: Der gesamte Film ist stumm, lediglich die Schlußszene wurde nachträglich mit Musik vertont.

Obwohl sich die Stoffe für den Film der Vorkriegszeit und am Beginn der Weltwirtschaftskrise am zeitgenössischen Unterhaltungstheater orientierten, hatten sie doch jeweils andere Funktionen, die auch die veränderte soziale Stellung des Mediums Films verdeutlichen. Mit Hilfe der sogenannten Autorenfilme versuchte sich das deutsche Kino vor 1913 als neues selbständiges Medium auch für den Mittelstand zu etablieren. Auf diesem Weg sahen die Produzenten in Rückgriffen auf Bühnenstücke und bekannte Theaterautoren eine Möglichkeit, vor allem den Vorwürfen gegen dramatische Darstellungen im Kino zu begegnen. Nach Einführung des Tonfilms dienten Bühnenvorlagen dagegen häufig nur dazu, das durch die technischen Veränderungen hervorgerufene Defizit bei für den Tonfilm geeigneten Filmstoffen zu überbrücken bzw. Eingriffen der Zensur vorzubeugen.⁶⁰ Stimmen, die darauf abzielten, mit Hilfe von Filmen »den Anspruch des Publikums zu erhöhen und seinen Geschmack zu verfeinern«, blieben Ende der 20er Jahre die Ausnahme,⁶¹ während vor 1914 diese Forderung eine der tragenden Säulen der Reformbewegung war.

Die am Theater orientierte Kinoarchitektur hatte vor dem Ersten Weltkrieg wesentlich zur sozialen Akzeptanz des Films beigetragen, weil dadurch vermehrt auch die Angehörigen des Mittelstandes angesprochen wurden. Die neuen Zuschauersäle implizierten eine weitgehende

Trennung zwischen Gastronomie und Vorführung. Nach 1929 glich sich das Rezeptionsverhalten von Kino und Theater noch weiter an: In der Stummfilmzeit waren Gefühlsäußerungen in den Kinos noch die Regel. Nun zwang der Ton - als Prozeß betrachtet - zum Zuhören.⁶² Damit nahm in den Lichtspielhäusern eine Entwicklung ihren Anfang, die sich analog in den Sprechtheatern bereits im 19. Jahrhundert vollzogen hatte: Das Publikum »legte sich straffere Zügel« an. Vor allem in den Großstädten trat an die Stelle der alten Spontaneität die »disziplinierende Stille«,⁶³ als auf Grund des Tones die bis dahin üblichen Gespräche während der Vorführungen verstummten, also die gleiche Situation eintrat, wie sie sich in Teilen des Theaters am Ende des 19. Jahrhunderts vollzogen hatte.

Die überwiegende Mehrheit der deutschen Schauspieler, die für den Stummfilm arbeiteten, waren auch an Theatern regelmäßig engagiert. Da dort auf eine Sprachausbildung Wert gelegt wurde, konnten in Deutschland die meisten Künstler im Tonfilm weiter beschäftigt werden. Diese Kontinuität stand im Gegensatz zur zeitgleichen Entwicklung in Hollywood, wo eine Vielzahl von Schauspielerkarrieren bei Beginn des Tonfilms abrupt endeten und vom New Yorker Broadway eine neue Filmschauspielergeneration an die Westküste der Vereinigten Staaten kam.

Theater und Fernsehen nach 1945

West

Unmittelbar vor dem ersten Sendetag des Deutschen Fernsehens am 1. November 1954 erklärte der Intendant des Südwestfunks, Friedrich Bischoff: »Gefährlich wäre eine solche Tendenz, die die Vorstellung, welche man von einem klar gegliederten, wirklich fernseh-künstlerischen und fernseh-aktuell durchgeführten Programm hat, unterbietet durch ein Schielen nach dem sogenannten billigsten Publikumsgeschmack. Es kommt entscheidend darauf an, bei allen Bemühungen um eine wirkliche, echte Fernsehunterhaltung dieses Programm, das das Bild der Welt und das Bild der Kunst in die Familie strahlt, von hohem Anspruch her zu formen, und auch einer Diskussion, ob das richtig ist, nicht aus dem Wege zu gehen.«⁶⁴ Die sich gegen »die Diktatur des Massengeschmacks« wendende Vorstellung vom Programmauftrag des Fernsehens entsprach auch der Vorstellung von der »Möglichkeit einer unmerklichen und vorsichtigen Lenkung bzw. Beeinflussung des Publikums.«⁶⁵ Die dem »Zeitgeist« der 50er Jahre entsprechende Äußerung Bischoffs war vor allen den Ängsten

geschuldet, daß »durch den Mißbrauch der modernen Publikationsmittel« das Volk »große Schäden (...) erleiden kann.«⁶⁶ Positiv ausgedrückt bedeutete dies: »Es muß immer wieder daran erinnert werden, daß die Fülle der Bilder (...) stellvertretend geworden ist, einerseits für die menschen- und geschmacksbildenden Funktionen (...) und daß sie andererseits das unmittelbare Vorbild ersetzt.«⁶⁷ Diese und weitere ähnliche Bemerkungen von Verantwortlichen in den Rundfunkanstalten verdeutlicht die noch vorhandene Dominanz von Volksbildungsideen der 20er Jahre, die teilweise ungebrochen für das Fernsehen in den 50er Jahren übernommen werden sollten und auch wurden.

Unter dieser Voraussetzung räumte die am Rundfunk der Weimarer Republik orientierte Vorstellung für das frühe Fernsehen dem »Theater als im Kern bildungsbürgerliche Institution, die versprach, Kunstwerke von hohem, zeitlosem Wert zu vermitteln, einen herausragenden Platz« ein.⁶⁸ Diese Tatsache verdeutlichte bereits 1951 die Eröffnung des Versuchsprogramm mit dem »Vorspiel auf dem Theater« aus Goethes »Faust«. Mit der vom Nordwestdeutschen Rundfunk ausgestrahlten Bühnenszenierung von Shakespeare »Was Ihr wollt« wurde im November 1954 der reguläre Sendebetrieb eingeleitet. Noch in derselben Woche stellten sich der Bayerische Rundfunk mit der Mozart-Oper »Die Gärtnerin der Liebe« und der Süddeutsche Rundfunk mit dem Schauspiel von André Obey »Ein Opfer für den Wind« erstmals dem Zuschauer vor. Alle drei Stücke wurden in den jeweiligen Sendestudios produziert und wie fast alle Fernsehsendungen der ersten Jahre live gesendet. Neben diesen vielfältigen Eigenproduktionen nach Bühnenvorlagen klassischer und moderner Provenienz strahlte allein das Deutsche Fernsehen in den ersten zehn Jahren seines Bestehens 239 Bühnenszenierungen sowie eine Vielzahl von Opern aus. Inhaltlich dominierten bei den Sprechbühnen mit 186 Sendungen die Komödien. Im gleichen Zeitraum wurden dagegen nur 49 Dramen übertragen.⁶⁹ Neben Shakespeare, Schiller und Anouilh, die am häufigsten inszeniert wurden, setzten Fernsehbearbeitungen von Stücken Sartres, Dürrenmatts, Becketts und einiger antiker Autoren wichtige Akzente. Zu den beliebtesten Sendungen des Publikums zählten allerdings Übertragungen aus den Volkstheatern.⁷⁰

Typisch für alle diese Sendungen war ihr Kammerspielcharakter,⁷¹ denn der relativ kleine Bildschirm erlaubte nicht, größere Handlungsräume und die dort Agierenden zu zeigen. Diese technische Einschränkung gebot eine Konzentration der jeweiligen Handlung auf nur wenige Personen, die sich relativ wenig bewegten.⁷² Mit

der Hervorhebung einzelner Körperteile und insbesondere der Gesichter versuchten sie, die jeweiligen »seelischen Vorgänge« optisch umzusetzen. Anders ausgedrückt: Mit Hilfe der Kamera konnten wichtige dramatische Höhepunkte stärker ins Bild gesetzt werden, als dies im Theater möglich war und ist. Das Bühnenbild durfte nur mit einer sehr sparsamen Dekoration ausgestattet sein, da jede andere Gestaltung des Handlungsraumes störend wirkte. Die Berücksichtigung dieser Einschränkungen führte auch zu einer wesentlichen Straffung der Handlungen, da wie beim Sendespiel sehr schnell deutlich wurde, daß die Übertragung von Bühnenstücken unter zwei Stunden bleiben mußte, um den Zuschauer nicht zu ermüden. Trotz dieser Einschränkungen zeigten die praktischen Ergebnisse, daß anders als im Theater von Anfang an die Möglichkeit bestand, im Studio eine Vielzahl unterschiedlicher Orte aufzubauen, so daß die auf der Bühne auftretenden räumlichen Einschränkungen beim Fernsehen teilweise entfielen.

Die technischen Beschränkungen des Mediums reduzierten nicht nur die inhaltliche Vielfalt, sondern auch die Breite der Darstellungsformen. Bei Studioopern mußte in der Regel mit playback-Verfahren gearbeitet werden, da die Aufnahme großer Orchester im Studio akustische und technische Probleme bereitete. Außerdem stellte sich bei den ersten Übertragungen heraus, daß Pantomime-, Ballett- und Varietéaufführungen sowie das Marionettentheater sich nur sehr bedingt für die Fernsehübertragung eigneten. Die einen benötigten für ihre Darstellung eine gewisse räumliche Tiefe, die wegen des geringen Bildausschnittes kaum zu erzielen war. Bei den anderen wirkten die Fäden während der Großaufnahme sehr störend.

Die seit 1963 nach dem Start des zweiten Fernsehprogramms stark ansteigende Sendezeit wurde vermehrt mit Spielfilmen und unterhaltenden Fernsehspielen gefüllt. Das Fernsehen fand zu einer eigenen Bildersprache und erzählte eigene Geschichten. Ab den 70er Jahren veränderte sich das Verhältnis von Theater und Medien grundlegend. Es begann eine völlig neue, bis heute anhaltende Entwicklung. Die Fernsehprogramme wurden durch eine deutliche Zunahme von fiktionalen unterhaltenden Spielfilmen und Serien geprägt. Gleichzeitig nutzten auch jenseits des Avantgardetheaters immer mehr Theaterinszenierungen das Fernsehen, indem sie dessen Techniken und Dramaturgien übernahmen bzw. bloßstellten. Unter den Bedingungen des Nebeneinanderbestehens von öffentlich-rechtlichem und kommerziellem Fernsehen verschwanden Theaterproduktionen bis auf wenige Ausnahmen Ende der 80er Jahre fast völlig aus den Hauptprogrammen.

Ost

Wenn das Programm des Deutschen Fernsehfunks (DFF) in Ost-Berlin auch nicht mit einem Bühnenstück eröffnet wurde, so dominierten wie im Westen in den ersten Jahren Bühnenstücke. Zu den ersten zählten zwei Filmaufnahmen von Inszenierungen aus der Volksbühne, »Die Spieler« von Gogol, die am 16. Januar 1953 und »Der Bär« von Eehov, der am 18. März 1953 gesendet wurden. Eine der ersten Eigenproduktionen des Fernsehstudios in Berlin-Adlershof war »Der hessische Landbote« von Büchner, ausgestrahlt am 9. Mai 1953. Aus dem Deutschen Theater wurde am 26. April 1953 als erstes Schauspiel Stemmlers »Prozeß Wedding« direkt übertragen, als erste Oper folgte am 30. August 1953 - aus Anlaß der Leipziger Herbstmesse - »Boris Godunov« von Musorgskij. Außerdem gehörten kurze Darstellungen von Tänzen, Ballettaufführungen und Szenenausschnitten wie das am 27. Dezember 1952 ausgestrahlte »Fernsekarussell« dazu.⁷³

Neben Eigenproduktionen wurden vor allem Stücke gesendet, die bereits auf DDR-Bühnen liefen. Das jeweilige Ensemble fuhr nach Berlin-Adlershof und spielte im Studio vor der Kamera. Danach wurden die jeweiligen Stücke für das Fernsehen bearbeitet, »optisch unvorteilhafte Passagen« gestrichen, das Tempo der Handlung damit gegenüber der Bühne zusätzlich gestrafft sowie Ton und Gestik entsprechend den Fernsehbedingungen verändert. »Die Wirkung lebt hier vom ganz leisen Ton, der sparsamen Geste, der äußerst zurückgenommenen Mimik«.⁷⁴ »Der interessanteste Schauplatz des Fernsehspiels ist das menschliche Gesicht. Stellen wir beim Film eine Erweiterung des Spannungsfeldes nach außen fest, kommt es beim Fernsehspiel auf eine verdichtete Gestaltung des Wesentlichen an. Fabel und Gestaltung der Aussage müssen konsequent durchgeführt sein. Jedes Abweichen auf Nebenhandlungen - zumal wenn sie dramaturgisch unzulänglich sind -, jedes Zuviel an Themen und Aussageabsichten muß sich noch mehr als auf der Bühne unbedingt zum Nachteil auswirken«.⁷⁵ In einer Kritik zur Übertragung des Balletts »Coppelia« von Leo Delibes heißt es: »Es ist sehr kompliziert, klar und zugleich nuanciert im treffsicheren Wechsel zwischen Totale und Detail mit der Kamera die Charakterisierungsweise des Tanzes zu erfassen. Nie wird es ganz ohne Opfer an tänzerisch-ästhetischen Werten abgehen. Das ist schon in der Kleinheit des Bildes, im Fehlen des für den Tanz so wichtigen Raumerlebnisses und auch der Farbwirkungen begründet«.⁷⁶

Immer wieder wurde auf die technischen Rahmenbedingungen hingewiesen. In Ostdeutschland waren es die gleichen dramaturgi-

schen und Regieanweisungen, auf die die Kritiker des westdeutschen Fernsehens aufmerksam gemacht hatten. Diese Aspekte hoben auch Betrachtungen zur Regie des Fernsehspiels hervor: »Die Kamera des Fernsehens rückt (...) dem Darsteller buchstäblich auf den Leib, so daß von diesem nicht nur keinerlei Überhöhung seiner Ausdrucksmittel, sondern im Gegenteil eine Vereinfachung, Verminderung und ein ›Wegnehmen‹ bis zur letzten wahrnehmbaren Möglichkeit verlangt wird, ohne daß seine innere Spannkraft nachlassen oder die Variation seines Ausdrucks darunter leiden darf. Der Fortfall äußerlicher Wirkungsmittel muß durch innere Konzentration ersetzt werden. Die Arbeit am Schauspieler ist ähnlich wie in der Bühnenregie, nur noch intimer und differenzierter. Jedes komödiantische oder routinierte ›Lügen‹, jede äußerliche, unwahre Pathetik wird von der Kamera schonungslos demaskiert«. ⁷⁷

Ein Vergleich von West- und Ost-Fernsehen zeigt, daß die Programme in den ersten Jahren versuchten, ein möglichst breites inhaltliches Angebot an Bühnenstücken zu bringen. In der frühen Bundesrepublik scheiterte dies oft an den herrschenden »Vorstellungen von einer gesollten Hegemonie des Geistes« als »ein Ansatzpunkt der Erneuerung - und eines neuen Wertungsmutes, der sich notfalls auch gegen die communis opinio der Menge durchsetzt«. Davon abgeleitet habe das Fernsehen der »sittlichen Person zu dienen. (...) Von dem ethischen Aspekt kann hier durchaus nicht Abstand genommen werden; selbstzweckliche Produktion welcher Art auch immer, l'art pour l'art und bloße Sensation, von der Nachricht bis zum Theaterstück, hat das Fernsehen kein Recht«. ⁷⁸ Dem Fernsehen wurde eben die Rolle eines Volkserziehers zugewiesen. Ähnlich lag die Situation in der DDR. Mit der zunehmenden Verbreitung des Fernsehens wurden selbst relativ harmlose Abweichungen von den alles bestimmenden Forderungen nach der Durchsetzung des sozialistischen Realismus' in den darstellenden Künsten kritisiert. So hieß es nach der Ausstrahlung zweier Schwänke: »Die Theater sind seit Jahren systematisch bemüht, bereits von der Spielplangestaltung her die Prinzipien unserer Kulturpolitik zu verwirklichen. Bereits vor Jahren wurden Werke, die das Bild des Menschen verzerrt widerspiegeln, mit Recht von den Spielplänen verbannt. Das Fernsehen fällt dieser zielstrebigsten Arbeit des Theaters in den Rücken, wenn es solche Werke jetzt wieder hervorholt«. ⁷⁹

Im Unterschied zur Bundesrepublik blieb das in der künstlichen Studioatmosphäre produzierte Fernsehspiel, für das auch immer wieder Bühnenstücke als Stoffgrundlage herangezogen wurden, ein fester, wenn auch immer seltener

ausgestrahlter Bestandteil des DDR-Fernsehprogramms. Gleiches gilt auch für Übertragungen aus den Theatern der Republik.

Wie das West-Fernsehen tendierte auch das Fernsehen der DDR - wenn auch nicht in dieser Konsequenz - in den 70er und 80er Jahren zu mehr Spielfilmen und Serien, zu Fiktionalisierung und Boulevardisierung mit einer Orientierung an Spektakelrealitäten. Um sich von dieser Tendenz abzugrenzen, profilierten sich einige Theater in beiden deutschen Staaten als wichtige Orte medienkritischer Auseinandersetzungen. Umgekehrt knüpften die großen Unterhaltungstheater der 80er und 90er Jahren mit sehr aufwendigen en suite-Produktionen an die mit dem Fernsehen verbundene Rezeptionsgewohnheiten des Publikums an und berücksichtigten diese in ihren Inszenierungen.

Anmerkungen

- 1 Oscar Geller: Kino und Pantomime. In: Bühne und Welt Jg. 15 (1913), S. 292.
- 2 Oskar Messter: Mein Weg mit dem Film. Berlin 1936, S. 139.
- 3 Corinna Müller: Frühe deutsche Kinematographie. Formale, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklungen. Stuttgart/Weimar 1994, S. 12.
- 4 André Gaudreault: Theatralität, Narrativität und »Trickästhetik«. Eine Neubewertung der Filme von Georges Méliès. In: Kintop 2. Jahrbuch zur Erforschung des frühen Films. Frankfurt am Main 1993, S. 33.
- 5 Dieser Aspekt wird auch durch den Auftritt der Künstler in den Filmen unterstrichen: Einige Spielhandlungen werden mit der Verbeugung der Mimen vor dem imaginären Publikum eingeleitet. Auch die meist auf Bühnen installierten Dekors sind in der Regel so gestaltet, daß über ihre Künstlichkeit kein Zweifel aufkommen kann.
- 6 Thomas Nipperdey kennzeichnet mit diesem Begriff vor allem Lehrer, etablierte Künstler, Theologen und Professoren. In: Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1991, S. 817.
- 7 Im Oktober 1907 wurde in Berlin die Kinoreformbewegung gegründet.
- 8 Vgl. u.a.: Kino und Theater. In: Licht-Bildbühne (LBB) Jg. 18 (1925), Nr. 39, S. 14f.
- 9 Vgl. u.a.: Anton Kaes: Kino-Debatte. Texte zum Verhältnis von Literatur und Film 1909-1929. München/Tübingen 1978. Jörg Schweinitz (Hrsg.): Prolog vor dem Film. Nachdenken über ein neues Medium 1909-1914. Leipzig 1992.
- 10 Müller (wie Anm. 3), S. 213ff.

- 11 Egon Friedell: Prolog vor dem Film. In: Blätter des Deutschen Theaters Jg. 2 (1913), Nr. 32, S. 508ff.
- 12 Ludwig Levin: Zur Kinofrage II. Berliner Theater und Kino. In: Die Szene Jg. 2 (1912), H. 3, S. 46.
- 13 Vgl. u.a. Robert Walser: Kino. In: Ders.: Prosastücke I. Berlin 1978, S. 221f.
- 14 Heinrich Stümcke: Kinematograph und Theater. In: Bühne und Welt Jg. 14 (1912), S. 92
- 15 Wolfgang Peters: Berliner Sommertheater. Von ihren Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (1848). Ein Beitrag zur Theatergeschichte Berlins. Berlin (Diss.) 1944, S. IV. Vgl. auch: W. Wohlbered: Das Vergnügungsprogramm von Alt-Berlin. In: Bühne und Welt Jg. 12 (1909), S. 414ff.
- 16 Walter Turszinsky: Berliner Theater. In: Hans Ottwald (Hrsg.): Großstadtdokumente. Bd. 29. Berlin 1906, S. 48.
- 17 Kino-Krise. In: Frankfurter Zeitung v. 9.5.1913, Nr. 128.
- 18 Franz Kafka: Tagebücher. Bd. 2: 1912-1914. Frankfurt am Main 1994, S. 204 (20.11.1913).
- 19 Victor Klemperer: Curriculum Vitae. Erinnerungen eines Philologen 1891-1918. Bd. 1. Berlin 1989, S. 579.
- 20 Carlo Mierendorf: Hätte ich das Kino! In: Tribüne der Kunst und Zeit. Bd. 15. Berlin 1920, S. 18f.
- 21 Oscar Geller: Kino und Pantomime. In: Bühne und Welt Jg. 15 (1913), S. 293.
- 22 Klaus Petersen: Zensur in der Weimarer Republik. Stuttgart/Weimar 1995, S. 30.
- 23 Vgl. u.a.: Hans Brennert: Die Flimmerkiste. In: Die Rampe. Almanach des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller. Berlin 1913, S. 164ff.
- 24 Bela Balázs: Der sichtbare Mensch oder die Kultur des Films. In: Helmut H. Diederichs u.a. (Hrsg.): Schriften zum Film. Bd. 1: Der sichtbare Mensch. Kritiken und Aufsätze 1922-1926. Berlin 1982, S. 61.
- 25 Ebenda S. 65. Vgl. auch: Fritz Güttinger: Der Stummfilm im Zitat der Zeit. Frankfurt am Main 1984, S. 113ff.
- 26 Vgl. u.a.: Ines Hahn: Das Metropol-Theater. Theater als sichere Geldanlage. In: Ruth Freydanck (Hrsg.): Theater als Geschäft. Berlin 1995, S. 89ff.
- 27 Baptist: Sumurun im Kinematographen. In: Berliner Tageblatt v. 6.6.1910, Nr. 280.
- 28 Vgl. u.a.: Joachim Fiebach: Von Craig bis Brecht. Studien zu Künstlertheorien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Berlin 1991, S. 57.
- 29 Ludwig Brauner: Deutsche Dramatiker als Kinematographendichter. In: Der Kinematograph v. 21.10.1908, Nr. 95.
- 30 Albert Bassermann: Wie ich mich im Film sehe. In: LBB Jg. 6 (1913), Nr. 5, S. 26.
- 31 Vgl. u.a.: Das achte Berliner U[nion].T[heater]. und Professor Max Reinhardt. In: LBB Jg. 6 (1913), Nr. 41, S. 24. Allgemein: Rolf-Peter Baake: Lichtspielhausarchitektur in Deutschland. Von der Schaubude bis zum Kinopalast. Berlin 1982.
- 32 Vgl. Kurt Pinthus: Die Dichtung. In: Funkstunde AG (Hrsg.): Drei Jahre Berliner Rundfunkdarbietungen. Ein Rückblick 1923-1926. Berlin o.J., S. 34ff.
- 33 Karl Wilczynski: Das erste Berliner Rundfunkkabarett. »Kabarett zum springenden Funkpunkt«. In: Der Deutsche Rundfunk Jg. 2 (1924), H. 38, S. 2159.
- 34 Rudolf Lothar: Die Musik. In: Funkstunde AG (Hrsg.): Fünf Jahre Berliner Rundfunkdarbietungen. Ein Rückblick 1923-1928. Berlin o.J., S. 11ff.
- 35 H.N.: Die Radiowelle der Woche. In: Berliner Lokalanzeiger v. 13.12.1925, Nr. 589.
- 36 Vgl. N.N.: Die Radiowelle der Woche. In: Berliner Lokalanzeiger v. 20.12.1925, Nr. 601.
- 37 Vgl.: August Soppe: Rundfunk in Frankfurt am Main 1923-1926. Zur Organisations-, Programm- und Rezeptionsgeschichte eines neuen Mediums. München u.a. 1993, S. 419ff.; allgemein: Gerhard Eckert: Gestaltung eines literarischen Stoffes in Tonfilm und Hörspiel. Berlin 1936, S. 260ff.
- 38 St.: Die fünfzigste Neueinstudierung für die Norag-Funkbühne. In: Der Deutsche Rundfunk Jg. 3 (1925), H. 4, S. 219.
- 39 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin Rep. 76 Ve Sekt. 1 Abt. VII Nr. 66 Bd. 2, Bl. 15.
- 40 Ebd. Bl. 129.
- 41 Das gleiche galt auch für andere Programmgesellschaften. So gehörten dem Kulturbeirat des Südwestdeutschen Rundfunks in Frankfurt am Main die Intendanten der Staatstheater Wiesbaden, Kurt Hagemann, und Kassel, Paul Becker, dem Gremium bei der Schlesischen Funkstunde in Breslau Theaterdirektor Theodor Loewe an.
- 42 Professor Knöpfke. In: Berliner Tageblatt v. 30.10.1930, Nr. 512.
- 43 Zu den Anfängen vgl. u.a.: Gru: auf dem Weg zum Rundfunkdrama. In: Funk Jg. 1 (1924), H. 7, S. 129; W. Grunicke: Zur Frage der Sendespiele. In: Der Deutsche Rundfunk Jg. 2 (1924), H. 30, S. 1661f.; w.m.: Der Weg zum Rundfunksendenspiel. »Anke« von F.A. Tiburtius. In: Funk Jg. 1 (1924), H. 14 S. 236; Aloys Christ Wilsmann: Das Hörspiel. In: Der deutsche Rundfunk Jg. 2 (1924), H. 36, S. 2016.
- 44 Kurt Pinthus: (wie Anm. 32), S. 54; vgl. auch: Aloys Christ Wilsmann: Zur Dramaturgie des Hörspiels. Eine Studie über Klangprobleme im

- Rundfunk. In: Der Deutsche Rundfunk Jg. 3 (1925), H. 16, S. 994; Curt Elwenspoek: Theater - Kino - Rundfunk. In: Das Theater Jg. 8 (1926), H. 20, S. 466ff.; Hans Bredow: Rundfunk und Schaubühne. In: Die vierte Wand 1927, H. 4, S. 3f.
- 45 Vgl. u.a.: C.W. Kollatz: Königsberger Hörspiele. In: Der Deutsche Rundfunk Jg. 3 (1925), H. 4, S. 222f.; w.m. Der Weg zum Rundfunksendespiel. »Anke« von F.A. Tiburtius. In: Funk Jg. 1 (1924), H. 14, S. 236; auch für die Rundfunkmusik wurden kürzere, deutlich unter den Konzertaufführungen liegende Sendezeiten gefordert. Vgl. u.a.: Dr. A.K.H.: Das Problem der Rundfunkmusik. In: Die Sendung Jg. 6 (1929), H. 4, S. 61. Nach 1945 lebte diese Diskussion, wenn auch nicht so umfänglich, wieder auf. So hieß es auf einer Studio-Veranstaltung beim Berliner Rundfunk über das Hörspiel: »Besonders die sogenannte ›Geräuschkulisserie‹ dürfe nur in äußerer Sparsamkeit zur Untermalung benutzt werden. Daneben wird eine einfache, aber doch den Hörer sofort erregende und ansprechende Handlung, die eine gewisse Wahrung der zeitlichen Einheit und Verzicht auf episodische Details verlangt«. rit. Hörspielfragen. In: Telegraf v. 21.1.1947, Nr. 17.
- 46 Fritz Ernst Bettauer: Programm-Krise im Rundfunk? Aufgezehnte Schätze. - Ein Rundfunk-Preisausschreiben der RRG? - Wiederholungen!. In: Funk Jg. 4 (1927), H. 1, S. 2.
- 47 Vgl. u.a.: Werner Menzel: Berliner Sendespiel-Dramaturgie. Die Fortschritte der Funkregie. - Ein Muster dramaturgischer Bearbeitung. - Die besten »Hörspieler« des Rundfunks. In: Funk Jg. 4 (1927), H. 27, S. 212; Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll. Beiträge zur Geschichte des modernen Schriftstellers. Berlin/Weimar 1985, S. 197f.
- 48 Eberhard von Wiese: Hörspiel, Tonfilm, Schallplatte. In: Vossische Zeitung v. 9.7.1930, Nr. 318; vgl. auch: W. G. Fixierte Hörfolgen: »Hallo - hier Welle Erdball« - »Weekend«. In: Der Deutsche Rundfunk Jg. 8 (1930), H. 21, S. 10; »Hallo - hier Welle Erdball!« Der erste Hörtonfilm im Lautsprecher. In: Film und Ton. Wochenblatt der LBB Jg. 22 (1929), Nr. 304.
- 49 Oper und Mikrophon. In: Die Sendung Jg. 9 (1932), Nr. 43, S. 923f.
- 50 Rudolf Arnheim: Die traurige Zukunft des Films. In: Die Schaubühne Jg. 26 (1930), Nr. 37, S. 404.
- 51 Von Mitte bis Ende der 20er Jahre gab es diesbezüglich regelmäßige Kontakte zwischen der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft und der Bühnengenossenschaft. Vgl. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Rep. 76 Ve Sekt. 1 Abt. 7 Nr. 69, Bd. 1, Bl. 29ff.
- 52 Zu den wenigen Ausnahmen zählte eine Eingabe der Berliner Volksbühnenbesucher. Werner Menzel: Die Volksbühnen gegen das Rundfunktheater. In: Funk Jg. 3 (1926), H. 9, S. 66.
- 53 Vgl. u.a.: Ludwig Neubeck: Der Rundfunk hilft dem Theater; K. Rosen: Rundfunk und Theater. In: Blätter der Volksbühne e.V. 1927/28, S. 344ff.
- 54 So zahlte die Funk-Stunde Berlin etwa 3000,- RM, der Mitteldeutsche Rundfunk 1000,- RM und die Schlesische Funkstunde 800,- RM pro Vorstellung an das jeweilige Theater. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Rep. 76 Ve Sekt. 1 Abt. 7 Nr. 69, Bd. 1, Bl. 288. Vgl. auch: Ludwig Neubeck: Der Rundfunk wirbt für das Theater. In: Funk Jg. 7 (1930), H. 43, S. 205.
- 55 Vgl. u.a.: J.U.: Akustische Filme. In: Der Kinetograph Jg. 16 (1922), Nr. 814, S. 8.
- 56 Oper und Mikrophon. In: Die Sendung Jg. 9 (1932), Nr. 43, S. 923.
- 57 Gerhard Eckert: Gestaltung eines literarischen Stoffes in Tonfilm und Hörspiel. Berlin 1936, S. 53. Alexander Jason: Handbuch der Filmwirtschaft 1935/36. Berlin o.J., S. 24.
- 58 Vgl.: Jahrbuch der Filmindustrie Jg. 5 (1930/31). Berlin 1933, S. 532.
- 59 Richard Oswald: Ich verfilme Bühnenwerke. In: Film-Kurier Jg. 13 (1931), Nr. 260.
- 60 Bundesarchiv Potsdam: Deutsche Bank / 19070, Bl. 123/ 1ff.
- 61 A.B.: Darf man Bühnenstücke verfilmen?. In: Filmwoche Jg. 13 (1935), Nr. 41.
- 62 Diese Feststellung ist als Prozeß zu interpretieren. So gab es während der Premiere des »Liebeswalzer« immer wieder stürmischen Beifall. Vgl.: Der große deutsche Tonfilmschlager ist geboren. »Liebeswalzer« - Premiere. In: Kinematograph Jg. 24 (1930), Nr. 33, S. 1f.
- 63 Richard Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main 1993, S. 265f.
- 64 »Hier ist das Deutsche Fernsehen!«. In: FUNK-Korrespondenz Jg. 2 (1954), Nr. 46, S. 2.
- 65 Dazu ausführlich: Axel Schildt: Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und »Zeitgeist« in der Bundesrepublik der 50er Jahre. Hamburg 1995, S. 244.
- 66 Pastoralbrief der deutschen Bischöfe an den Klerus über Rundfunk und Fernsehen. In: FUNK-Korrespondenz Jg. 4 (1956), Nr. 41, Beilage, S. 1. Vgl. u.a.: Der Rundfunk als unterhaltsam empfunden. In: FUNK-Korrespondenz Jg. 3 (1955), Nr. 19, S. 3f.
- 67 Aktualität und Kunst. In: FUNK-Korrespondenz Jg. 4 (1956), Nr. 25, S. 2.
- 68 Doris Rosenstein u.a.: Theatersendungen der Bundesrepublik Deutschland. In: Helmut Kreuzer/Christian W. Thomson (Hrsg.): Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 2: Das Fernsehen und die Künste, München 1993, S. 187.

- 69 Ebd. S. 149.
- 70 Eine Krise zur unrechten Zeit. Kann das Deutsche Fernsehen auf Publikumssendungen verzichten?. In: Kirche und Fernsehen Jg. 5 (1959), Nr. 25, S. 1.
- 71 In der zeitgenössischen Literatur wurde das frühe Fernsehspiel in der Regel mit dem Kammerspiel gleichgesetzt. Zu einer Abgrenzung beider Darstellungsformen: Muß das Fernsehspiel »Kammerspiel« sein? In: Kirche und Fernsehen Jg. 4 (1958), Nr. 15, S. 1f.
- 72 Die gleichen Erfahrungen hatten die Amerikaner bereits Ende der 20er Jahre bei dem Versuch gemacht, das Drama »Der Bote der Königin« als Versuchssendung auszustrahlen. Die bei dieser Fernsehsendung zunächst erzielten Ergebnisse glichen weitgehend denen der »Sumurun«-Verfilmung von 1910. Vgl.: Albert Neuburger: Die Technik des Fernseh-Dramas. In: Die Sendung Jg. 6 (1929), Nr. 7, S. 95ff.
- 73 Hans Müncheberg (Hrsg.): Experiment Fernsehen. Vom Laborversuch zur sozialistischen Massenkunst. Die Entwicklung fernsehkünstlerischer Sendeformen zwischen 1952 und 1961 in Selbstzeugnissen von Fernsehmitarbeitern. Zusammengestellt und kommentiert von Peter Hoff. In: Podium und Werkstatt 15/16. Berlin 1984, S. 42ff.
- 74 Günter Kaltoven: Theater ferngesehen. In: Theater der Zeit 1955, Nr. 10, S. 8ff.
- 75 Günter Kaltoven: Zur Dramaturgie des Fernsehspiels. In: Theater der Zeit 1957, Nr. 10, S. 30.
- 76 W.H.: »Coppelia« ferngesehen. In: Theater der Zeit 1957, Nr. 8, S. 60.
- 77 Erich-Alexander Winds: Fernsehspiel und Bühne im Blickpunkt der Regie. In: Theater der Zeit 1957, Nr. 7, S. 8.
- 78 Versäumnis und Aufgabe der Intellektuellen. In: FUNK-Korrespondenz Jg. 5 (1957), Nr. 15, S. 2.
- 79 Bodo Witte: Unstimmigkeiten. Ein offenes Wort. In: Theater der Zeit 1961, Nr. 8, S. 69.

Rethinking Audiences

Theoretische und empirische Ansätze zur Film- und Fernsehrezeption

»Rethinking Audiences« - dieser vielleicht etwas modisch klingende Titel soll die Perspektive andeuten, unter der in diesem Beitrag der umfassende Bereich der Medienrezeption näher beleuchtet wird. »Rethinking«, dieser Begriff soll zum einen darauf hinweisen, daß es vorwiegend um relativ neue Ansätze geht, d.h. um Konzeptionen und Methoden, die im Zusammenhang der Rezeptionsforschung in den vergangenen 15 Jahren entwickelt wurden. Darüber hinaus verweist der englischsprachige Titel auf den geographischen und institutionellen Kontext, in dem diese neueren Entwicklungen situiert sind, d.h. es wird hier vor allem von Ansätzen die Rede sein, die im angelsächsischen Raum und, noch spezifischer, im Kontext der britischen »Cultural Studies« vorgetragen und von US-amerikanischen und australischen Medienwissenschaftlern aufgegriffen und weiterentwickelt wurden. »Rethinking Audiences« - auch die Verwendung des Plurals hat hier programmatischen Charakter, denn er soll mit dem Verweis auf Heterogenität, Differenz und Partikularität eine wesentliche Akzentverschiebung signalisieren, mit der sich diese Forschungsansätze von traditionelleren, homogenen und universell verstandenen »audience«-Konzepten abgrenzen. Der Beitrag zielt einerseits darauf ab, einen Forschungsüberblick über neue Tendenzen der Zuschauerforschung vor dem Hintergrund traditioneller Paradigmen zu geben, andererseits sollen diese Ansätze und Überlegungen hinsichtlich zukünftiger Forschungsfelder kritisch reflektiert werden. Die Ausführungen werden sich vorwiegend auf den Aspekt der Fernsehrezeption konzentrieren, dabei wird punktuell jedoch auch auf Konzeptualisierungen des Filmzuschauers eingegangen.

Traditionelle Paradigmen der Fernsehrezeptionsforschung

Zunächst werden in einem kurzen Überblick die traditionellen Paradigmen der Medienrezeptionsforschung beschrieben, wobei die Darstellung der wichtigsten Trends und Fragestellungen als Hintergrundfolie für die anschließende Charakterisierung der Intervention der »Cultural Studies« auf diesem Gebiet dient.

Generell lassen sich diese Ansätze, die im Kontext einer soziologisch orientierten Massenkommunikationsforschung entwickelt wurden,

charakterisieren als Reaktion auf die Konzeptionalisierung der Rolle der Medien in einer modernen Massengesellschaft durch die Frankfurter Schule. Stark verkürzt und vereinfacht läßt sich sagen, daß die vor dem Hintergrund des faschistischen Deutschland entwickelte Soziologie der Medien, derzufolge eine atomisierte, von traditionellen Bindungen befreite Massengesellschaft den konservativen und systemerhaltenden Verführungskräften der Medien unmittelbar ausgeliefert ist, im amerikanischen Kontext der 40er Jahre eine entscheidende Umdeutung erfährt. Mit der Frankfurter Schule wird das Modell eines direkten Wirkungspotentials der Medien im Sinne eines eindimensionalen Stimulus-Response-Modells assoziiert, dem im ironisierenden Begriff der »hypodermic needle theory« die Durchschlagskraft einer subkutanen Infusion zugeschrieben wird. Dem wird von der sogenannten »American School« ein im Kontext einer pluralistisch verstandenen Gesellschaft entwickeltes Medienwirkungsmodell gegenübergestellt, das die Omnipotenz sozialer Medieneffekte unter Verweis auf die Komplexität und Indirektheit des Medieneinflusses zurückweist.

Mit Hilfe eines quantitativen, positivistisch operierenden Methodendesigns konzentriert sich die empirische Forschung zum einen auf Medieninhalte und ihre Effekte, andererseits auf die am gegenüberliegenden Ende der Kommunikationskette angesiedelten Zuschauer und deren Bedürfnisse, die an Medienprodukte herangetragen werden. Während die erste Forschungsrichtung vorwiegend behavioristisch orientiert ist und sich auf Meinungs- und daraus folgernde Verhaltensänderungen konzentriert, operiert die zweite unter strukturell-funktionalistischem Vorzeichen und widmet sich der Untersuchung sozialer Charakteristika des Publikums und dessen Offenheit gegenüber Medienmessages. Im letztgenannten Kontext entwickelten beispielsweise Katz und Lazarsfeld in den 50er Jahren das Modell einer durch persönliche Kommunikation gefilterten Medienwirkung, wobei soziale »opinion leaders« und das persönliche Umfeld der Rezipienten als Schutzschild gedeutet werden, das das Wirkungspotential der Medien auf die bloße Verstärkung bestehender Überzeugungen reduziert.

Die Sackgasse der message-orientierten Effektforschung zeichnet sich vor allem im Kontext der »content analysis« und dem damit verbundenen Bedeutungszuwachs quantitativer

Methoden ab. Deren Grenzen werden vor allem im Kontext fiktionaler Medientexte offensichtlich, etwa wenn in einer Studie von Mary Cassata ein Vergleich sozialer Rollendistribution innerhalb der fiktiven Welt einer »Soap Opera« mit demographischen Erhebungen verglichen werden und die dabei konstatierte Inkongruenz als Beleg für die Verzerrung der Wirklichkeit durch die Medien gedeutet wird.¹ Trotz der zunehmenden Bedeutung funktionalistischer Modelle, die Ende der 50er Jahre sowohl hinsichtlich der gesellschaftlichen Funktion der Medien als auch hinsichtlich subjektiv-individueller Nutzungsfunktionen als Alternative zur Effektforschung entwickelt werden, bestimmt auch in den 60er Jahren die Frage nach potentiell negativen Medieneffekten die Rezeptionsforschung. Doch werden nun vermehrt sozialpsychologisch und lerntheoretisch orientierte Laboruntersuchungen zur Bestimmung quantifizierbarer Medieneffekte herangezogen. Im Zentrum stehen hier insbesondere Fragen nach der Rolle der Medien im Kontext sozialer Devianz, vor allem im Hinblick auf den Zusammenhang von Medien und Gewalt, ein Zusammenhang, der Ende der 60er Jahre vor dem Hintergrund sozialer Unruhen in den USA auch mit staatlichem Forschungsbudget untersucht wird.

Im gleichen Zeitraum kommt es aufgrund von neuen soziologischen Theoriebildungen, die die Bedeutung sozialer Interaktionen unter dem Vorzeichen individueller Interpretationen fassen, zu einem Paradigmenwechsel innerhalb der Rezeptionsforschung, in der das Verhältnis von Medium und Nutzer über die individuellen Bedürfnisse der Rezipienten erfaßt wird. Die Frage, »what media do to people« verschiebt sich so auf die Frage »what people do with the media«. Dieser Ansatz konzentriert sich auf die Tatsache, daß im Umgang mit Medien Kommunikationsformen adaptiert, selektiert oder zurückgewiesen werden, und schließt so die Möglichkeit ein, daß bestimmte Programme sowohl gegen ihre ursprüngliche Intention als auch von verschiedenen Zuschauern auf ganz unterschiedliche Art und Weise »gelesen« werden können. Vor dem Hintergrund dieser Folie des interpretativen Paradigmas des Uses-and-Gratification-Ansatzes, der die Medienrezeptionsforschung der 70er Jahre vor allem in England bestimmt, wurde im Kontext der britischen Cultural Studies ein neues Methodendesign entwickelt, das sich nicht als Weiterentwicklung, sondern als radikale Alternative zu den Ansätzen der Massenkommunikationsforschung verstand.

Der Ansatz der »Cultural Studies«

Der institutionelle Kontext für diese Intervention ist das »Centre for Contemporary Cultural Studies« der Universität Birmingham, ein Mitte der 60er Jahre gegründetes Institut, dessen Forschungsarbeit sich auf »cultural forms, practices, and institutions and their relation to society and social change«² konzentriert. Namen wie Richard Hoggart, Raymond Williams, E.P. Thomson und Stuart Hall signalisieren die Tradition, in der sich die Untersuchungen des »Centres« bewegen, dessen Interesse an alltäglichen, gelebten Kulturen bestimmter sozialer Gruppen zunehmend der Rolle der Massenmedien gilt. Im Gegensatz zur amerikanischen Massenkommunikationsforschung und deren empirischer sozialwissenschaftlicher Orientierung konzentriert sich das »Centre« auf die Frage der ideologischen Funktion der Medien. So definiert Stuart Hall die Medien als »major cultural and ideological force (...) standing in a dominant position with respect to the way in which social relations and political problems are defined and the reproduction and transformations of popular ideologies in the audience addressed«.³

Diese Konzeptionalisierung der Medien stützt sich auf den von Louis Althusser entwickelten Ideologiebegriff, der im Gegensatz zum klassisch marxistischen Modell eine relative Autonomie des ideologischen Überbaus gegenüber der ökonomischen Basis postuliert. Das Konzept der ideologischen Indoktrination durch die herrschende Klasse wird ersetzt durch das Modell eines ideologisch determinierten Sozialisationsprozesses, in dem Schule, Kirche, Familie, Sprache aber auch die Medien als Formationen agieren, die durch spezifische Formen der Addressierung Individuen als soziale, ideologisch situierte Subjekte konstituieren. Im Sinne des von Antonio Gramsci abgeleiteten Hegemonieverständnisses wird dieser Prozeß der ideologischen Positionierung als dynamischer Prozeß verstanden, da die Widersprüche zwischen Ideologie und sozialer Erfahrung bestimmter gesellschaftlicher Gruppierungen die Notwendigkeit der ständigen Reaffirmation dominanter Normen und Strukturen nach sich zieht.

In dieser neomarxistischen Konzeptionalisierung der Medien, in der die Verortung der Ideologearbeit auf die Schnittstelle zwischen Zuschauer und Medientext, d.h. in der Positionierung des Zuschauers durch den Text festgelegt wird, orientiert sich das »Centre« an poststrukturalistischen Ansätzen, die im Kontext der filmtheoretischen Diskussion im Rahmen der Zeitschrift »Screen« unter dem Einfluß französischer Vorgaben entwickelt worden waren. Diese filmtheoretischen Ansätze signalisieren die Mitte der 70er Jahre einsetzende Abkehr von rein textori-

entierten semiotischen und strukturalistischen Analyseverfahren und eine verstärkte Ausrichtung an gesellschaftspolitisch-ideologischen Fragestellungen.⁴

Die Integration psychoanalytischer und neo-marxistischer Konzepte, die die poststrukturalistische Konzeptualisierung des Filmzuschauers bestimmt, konzentriert sich auf Aspekte wie das Spiegelstadium, eine frühkindlichen Phase, in dem das Subjekt sich dadurch konstituiert, daß es sich mit dem Bild einer Ganzheit identifiziert, die es selbst nicht hat, die imaginär ist. Diese Illusion eines geschlossenen Subjekts wird bei der Filmrezeption durch Identifikation mit dem idealisierten Spiegelbild der Charaktere auf der Leinwand reaffirmiert. Auch über die Einbindung in Blickstrukturen wie das Schuß/Gegenschußverfahren wird dem Zuschauer eine Position zugeschrieben, die mit der Illusion von Geschlossenheit und Omnipotenz verbunden ist, indem durch diese Operation eine allseitige Durchdringung des filmischen Raumes suggeriert wird. Eine weitere Formulierung der Art und Weise, wie Filme ihren Zuschauern eine Subjekt-Position zuweisen, findet sich in der sogenannten Apparatus-Theorie, etwa bei Jean-Louis Baudry. Nach Baudry besteht der spezifische ideologische Effekt des Kinos darin, daß der Zuschauer aufgrund der zentralperspektivischen Organisation des Filmbildes im Verhältnis zum Gesehenen eine Mittelpunktposition einnimmt, aus der die Welt zentriert und zusammenhängend wirkt. Der Film erscheint so einheitlich und kohärent und unterstützt so, nach Baudry, die Illusion, die Welt auch auf diese Weise begreifen zu können.

Eine zentrale Deutung der Subjektpositionierung als grundlegender ideologischer Operation des Hollywoodkinos findet sich in Laura Mulveys feministischer Lesart der psychoanalytischen Prozesse, die in der Filmrezeption zum Tragen kommen. So lautet ihre Grundthese, daß die Blickinszenierung im Film die Zuschauer in männlichen Sehweisen und Perspektiven situiert. Unabhängig vom Geschlecht der Zuschauer adressiere der Film den Zuschauer aufgrund psychischer Mechanismen wie Voyeurismus und Fetischismus immer als einen männlichen.

Hier soll nicht auf die kritische Debatte um diese Theorieansätze eingegangen werden. Festzuhalten für unseren Zusammenhang ist jedoch die Tatsache, daß die im Rahmen der poststrukturalistischen Filmtheorie entwickelte Konzeptualisierung des Zuschauers als eine im Text verankerte Positionierung zu verstehen ist, wobei die Frage, wie sich empirische, soziale Subjekte zu dieser Positionszuweisung verhalten, nicht zur Debatte steht: Implizit sind diese Ansätze von einem Wirkungskonzept bestimmt, das dem Stimulus-response-Modell direkter Medieneffekte durchaus nicht unähnlich ist.

Die Abgrenzung gegenüber traditionellen, im Kontext der Radio- und Fernsehrezeption entwickelten Paradigmen einerseits und den im Rahmen einer poststrukturalistisch orientierten Filmtheorie entwickelten Zuschauerkonzepten andererseits bildet den Ausgangspunkt für die Entwicklung eines Modells der Medienrezeption und empirischer Methoden im Rahmen der »Cultural Studies«. Der deterministischen In-einssetzung von textuell konstruierter Subjektposition und tatsächlichem Zuschauer hält Stuart Hall das dreigliedrige Modell möglicher Interaktionsformen von Text und Zuschauer im Sinne eines »dominant«, »negotiated« oder »oppositional readings« entgegen. In diesem sogenannten Encoding-Decoding-Modell bezeichnet »dominant reading« eine Lesart, die mit der vom Text im Sinne einer dominanten Ideologie konstruierten Subjektpositionierung konform geht - mit »negotiated reading« ist eine vermittelte, letztendlich die dominante Ideologie unterstützende Lesart gemeint, und »oppositional reading« bezieht sich auf eine Lesart, die die vom Text suggerierte Positionierung zurückweist.

Im Gegensatz zum Uses-and-Gratification-Ansatz, der eine potentiell unendliche Anzahl möglicher Interpretations- und Lesarten eines Textes vorsieht, geht Stuart Hall von einer strukturierten Polysemie des Textes aus, d.h. einer Hierarchie von Bedeutungsmustern, die - ganz im Sinne der oben skizzierten Screen-Theorie - eine bestimmte, bevorzugte Lesart, ein »preferred reading« nahelegt. Im Gegensatz zu poststrukturalistischen Filmtheorien und im Einklang mit dem Uses-and-Gratification-Modell betonen die Vertreter des »Cultural Studies«-Ansatzes jedoch die Interaktion konkreter Subjekte mit dem Text und räumen die Möglichkeit alternativer Lesarten - im Sinne eines »negotiated« oder »oppositional reading« - ein. Im Gegensatz zu individualpsychologischen Faktoren, die im Uses-and-Gratification-Ansatz als Erklärung für divergierende Lesarten herangezogen werden, wird die Differenz ausschließlich in sozio-ökonomischen Unterschieden verankert. Propagiert wird damit ein Zuschauermodell »[in which] audience [is] less an undifferentiated mass of individuals than (...) a complicated pattern of overlapping sub-groups and sub-cultures, within which individuals are situated. (...) Members of a given sub-culture will tend to share a cultural orientation towards decoding messages in particular ways. Their individual readings of messages will be framed by shared cultural formations and practices, which will in turn be determined by the objective position of the individual in the social structure.«⁵ Zentral ist hierbei, daß diese objektiven Faktoren die jeweiligen Bedeutungsproduktionen nicht deterministisch-mechanistisch bestimmen. Vielmehr

werden die sozialen und kulturellen Formationen als Rahmen betrachtet, die die Realisierung bestimmter Lesarten wahrscheinlicher erscheinen lassen als andere.

Am Rande sei hier bemerkt, daß sich hierbei durchaus auch Verbindungen anbieten zu Zuschauerkonzeptionen, wie sie im Kontext kognitiver und neoformalistischer Filmtheorien entwickelt wurden. So beschreiben diese Theorien die Filmrezeption als eine Aktivität, bei der der Prozeß des Verstehens unter anderem durch die Anwendung verinnerlichter Schemata etwa im Sinne von filmspezifischen formalen Mustern gesteuert wird. Durch die Definition des Subjektes als ein relativ neutrales, rationales Wesen und die Ausklammerung gesellschaftlicher, kultureller und gruppenspezifischer Faktoren, die gleichermaßen Schemata für Bedeutungsproduktionen vorgeben, verhindert der neoformalistische Ansatz jedoch eine Situierung seiner Ergebnisse in einem größeren sozialen und ideologischen Zusammenhang.

Das von den »Cultural Studies« propagierte Konzept des aktiven Zuschauers weist so durchaus gewisse Affinitäten auf zu Zuschauerkonzeptionen, wie sie im Kontext des Uses-and-Gratification-Ansatzes und unter dem Vorzeichen kognitiver Filmtheorien entwickelt wurden. Aufgrund dieser Affinitäten scheint es so ab Mitte der 80er Jahre auch zu einer gewissen Annäherung der traditionell empirisch-sozialwissenschaftlichen

Medienrezeptionsforschung und der kritischen Zuschauerforschung im Zeichen der »Cultural Studies« gekommen zu sein. So charakterisieren inzwischen auch traditionelle Massenkommunikationsforscher die Interaktion zwischen Botschaft und Rezipient als »a form of negotiation [which] is not predetermined«. ⁶ Diese Annäherung unterschiedlicher Paradigmen ist jedoch nur eine scheinbare, denn die jeweiligen Konzeptionen von Zuschaueraktivität, von Bedeutungsproduktion und Determination werden in den »Cultural Studies« einerseits und der sozialwissenschaftlich-empirisch orientierten Massenkommunikationsforschung andererseits vor dem Hintergrund ganz unterschiedlicher Gesellschaftskonzeptionen theoretisiert. So basiert der Uses-and-Gratification-Ansatz im wesentlichen auf einem liberal-pluralistischen Gesellschaftskonzept, in dem das Individuum als ideell freies Wesen konzipiert wird, während sich die »Cultural Studies« an einem marxistisch-poststrukturalistischen Konzept orientieren, in dem das Individuum in Abhängigkeit von Strukturen gesehen wird, die es als gesellschaftliches Subjekt bestimmen. Im Gegensatz zu traditionell sozialwissenschaftlichen Massenkommunikationsmodellen werden Differenzen in der Bedeutungszuschreibung so nicht auf

individualpsychologische Varianten reduziert, vielmehr werden sie in den Kontext sozialer Parameter gestellt, die die Produktion von bestimmten Bedeutungsmustern zwar nicht direkt determinieren, ihr jedoch bestimmte Grenzen vorgeben. Wie im folgenden noch ausführlicher gezeigt werden soll, erörtern etwa Rezeptionsforschungen im Zeichen des »Cultural-Studies«-Paradigmas geschlechtsspezifische Unterschiede im Zuschauerverhalten nicht mit dem in der Massenkommunikationsforschung üblichen Verweis auf weibliche und männliche Varianten, sondern verorten diese Befunde in der Reproduktion patriarchalischer Machtverhältnisse in der Strukturierung der häuslichen Sphäre.

Fallstudien

Im folgenden wird auf eine Reihe von Fallstudien eingegangen, die im Kontext der am »Centre for Contemporary Cultural Studies« entwickelten Ansätze durchgeführt wurden. Von zentraler Bedeutung ist hier die richtungweisende Studie David Morleys zur Rezeption der Vorabend-Show »Nationwide«. ⁷ Im Mittelpunkt der Untersuchung zu diesem Infotainment-Programm steht die Frage, in welchem Maße Decodierungen im Rahmen des »preferred reading« bzw. der dominanten Lesart stattfinden und in welcher Art und Weise Interpretationen von anderen kulturellen Codes und Diskursen in Abhängigkeit von der sozialen Position der Zuschauer produziert werden.

Die Ergebnisse der in Kleingruppen mit Hilfe fokussierter qualitativer Interviews durchgeführten Studie zu unterschiedlichen Interpretationsweisen verschiedener Zuschauergruppen wie etwa Gewerkschaftsangehörige, Bankangestellte und Studenten liegen weniger in den - recht naheliegenden - faktischen Erkenntnissen wie etwa, daß das »negotiated reading« die häufigste Interaktionsform darstellt oder daß Bankangestellte und Lehrlinge am ehesten mit den Vorgaben des »dominant reading« konform gehen, während Gewerkschaftsangehörige zu einem »oppositional reading« tendieren und bei Studenten die Form des »negotiating reading« vorherrscht. Der eigentliche Stellenwert der Studie liegt vielmehr darin, daß die Grenzen des theoretischen und methodischen Ansatzes der »Cultural Studies« sichtbar gemacht werden. Somit war David Morleys Untersuchung vor allem für die Weiterentwicklung der kulturwissenschaftlich orientierten Rezeptionsforschung von zentraler Bedeutung.

Die Kritikpunkte der »Nationwide«-Studie lassen sich unter semiotischen und soziologischen Gesichtspunkten zusammenfassen. So läßt sich zu dem von

Stuart Hall entwickelten Encoding-Decoding Modells anmerken, daß das Konzept der Encodierung die Vorstellung einer bewußten Intentionalität von ideologisch bestimmten Bedeutungszuweisungen auf der Produktionsseite suggeriert, die sich schwer mit dem Althusser'schen Konzept unbewußter Ideologievermittlung vereinbaren läßt. Hinsichtlich des Aspektes der Dekodierung ist zu bemerken, daß eine derart eindimensionale Konzeption des Leseaktes Faktoren wie Aufmerksamkeit, Relevanz oder Verständnis außer acht läßt und so die Zusammenhänge von Verstehen bzw. Nichtverstehen von Zeichen identisch sind mit Zustimmung bzw. Ablehnung von Bedeutungsmustern, die mit Hilfe dieser Zeichen generiert werden. Ein weiterer Kritikpunkt bezieht sich auf die Frage, wie sich das Konzept der strukturellen Einbettung einer dominanten Lesart, die Morley in »Nationwide« an Überschriften, Bildunterschriften oder Moderatorkommentaren festmacht, in fiktionalen Textsorten verankern läßt.

Soziologische Probleme der »Nationwide«-Studie ergeben sich aus der Reduktion auf den Klassenaspekt unter Vernachlässigung von Geschlecht und Ethnizität als gleichermaßen strukturierende Faktoren - soziale Kategorien, die in folgenden empirischen Untersuchungen immer größere Bedeutung gewinnen.

Generell läßt sich festhalten, daß das auf Stuart Hall zurückgehende dreigliedrige Rezeptionsmodell im Zuge der kritischen Reflexion der »Nationwide«-Studie allmählich einem differenzierteren, diskurstheoretisch orientierten Modell der Text-Zuschauer-Interaktion weicht, in dem textuell organisierte Bedeutungszuschreibungen verstärkt in den Zusammenhang mit der Kategorie des Genres gestellt werden und das Konzept der kulturellen Kompetenz auf seiten der Zuschauer als entscheidender Faktor für die Bedeutungsproduktion herangezogen wird. Der Prozeß der Bedeutungsproduktion wird so differenzierter formuliert, nämlich als das Ineinandergreifen von textuell strukturierten Diskursen und diskursiven Formationen auf seiten der Zuschauer, die als aktive soziale Subjekte Bedeutungen im Rahmen von gruppenspezifischen kulturellen Codes und Signifikationssystemen konstruieren: »The meaning of the text must be thought of in terms of which set of discourses it encounters in any particular set of circumstances, and how this encounter may restructure both the meaning of the text and the discourses which it meets.«⁸ Bedeutungsproduktionen sind dabei nicht unmittelbar von der sozialen Position und entsprechenden Diskursformationen ableitbar, sie können jedoch nur innerhalb der Grenzen, die von den symbolischen, gesellschaftlichen und kulturellen Diskursen vorgegeben sind, erfolgen: Ideologie wird somit verstanden als ein Prozeß der strukturellen Eingrenzung von Bedeutungen.

In der Folge dieser diskurstheoretischen Rekonzeptualisierung der Medienrezeption kommt es zu einer Reihe von Einzeluntersuchungen, in denen Fragen der Bedeutungsproduktion medialer Texte unter dem Vorzeichen der Kongruenz zwischen textuellen Signifikationssystemen im Sinne von Genres und sozial strukturierten kulturellen Kompetenzen auf seiten der Zuschauer untersucht werden. Mit dem Konzept der Kongruenz, eines »perfect fit«, das stärker auf formale, denn auf inhaltliche Korrespondenzen abzielt, rückt der Aspekt der Popularität bestimmter Programmtypen bei bestimmten Zuschauergruppen in den Vordergrund.

Mit der Akzentverschiebung von einer Rezeptionsforschung anhand von Einzeltexten wie »Nationwide« zu fiktionalen Genres und der verstärkten Konzentration auf die soziale Kategorie Geschlecht entstehen eine Anzahl von Rezeptionsstudien, in denen der Programmtypus der »Soap Opera« im Zentrum steht. Neben Dorothy Hobsons Untersuchungen zur britischen Serie »Crossroads«⁹ und einer deutschen Studie zur amerikanischen »Daytime Soap Opera« ist hier vor allem Ien Angs in den Niederlanden durchgeführte und Mitte der 80er Jahre unter dem Titel »Watching Dallas« veröffentlichte Rezeptionsstudie über weibliche Fans der Serie »Dallas« zu nennen, eine Studie, die auf schriftlichen Äußerungen beruht, mit denen Zuschauerinnen auf eine entsprechende Anzeige Ien Angs reagierten.¹⁰

Die konzeptuelle Vorgabe von Angs Untersuchung bildet eine Studie Janice Radways zum Konsum von »romances«, Heftchenromanen also, in der im Kontext einer »ethnography of reading« spezifische Nutzungsformen und Bedeutungsproduktionen als ein Akt der Auflehnung gegenüber weiblichen Rollenzuweisungen und Erwartungshaltungen gedeutet werden.¹¹ Angs »Dallas«-Studie konzentriert sich zunächst auf die Verzahnung von Genreformat und kultureller Kompetenz, indem sie auf die Bedeutung des Wissens um die Codes persönlicher Beziehungen im Privatbereich oder die Fähigkeit, die Bandbreite möglicher Konsequenzen vorherzusagen, die sich aus bestimmten Aktionen im häuslichen Familienkontext ergeben können, für das Verständnis des Genres verweist - kulturelle Kompetenzen also, die eng mit weiblicher Sozialisation verbunden sind. Für Ang leitet sich die Popularität der Sendung direkt aus der Gratifikation ab, die sich aus dieser Übereinstimmung von sozial strukturierter Kompetenz und formaler Organisation des Textes ergibt.

Darüber hinausgehend erörtert Ang die Frage der Popularität einer spezifischen Figur der Serie, Sue Ellen, deren masochistisch-ohnmächtige Rolle im melodramatischen Szenario zunächst im Widerspruch zu ihrer Bedeutung als Hauptidentifikationsfigur bei den befragten Zu-

schauerinnen zu stehen scheint. Len Ang versucht diesen Widerspruch zu lösen, indem sie die Popularität dieser nach klassischen Weiblichkeitsstereotypen konzipierten Figur auf das Vergnügen zurückführt, sich in der Fantasie mit symbolischen Realisationen weiblicher Subjektposition zu identifizieren, die im Alltag nicht zur Verfügung stehen bzw. zu riskant oder nicht akzeptabel sind. Im Sinne eines poststrukturalistischen Subjektverständnisses sieht Len Ang »each individual as the site of a multiplicity of subject positions proposed to her by the discourses with which she is confronted«. ¹² Wie andere soziale Positionen muß auch die eigene Geschlechterrolle ständig neu verhandelt und affirmiert werden. Die Bedeutung einer Serie wie »Dallas« für ihre Zuschauerinnen liegt für Len Ang darin, als privilegiertes Szenario für diesen andauernden Prozeß der Selbst(re)konstitution im Hinblick auf die eigene Geschlechtsidentität zu fungieren. Zu ähnlichen Ergebnissen hinsichtlich geschlechtsspezifischer Subjektpositionierungen kommt etwa John Fiske in einer Untersuchung, die anhand der Serie »Magnum P.I.« das Ineinandergreifen textuell konstruierter Männlichkeitsdiskurse mit Geschlechterrollenkonzepten spezifischer sozialer Gruppen skizziert. ¹³

Die sich im Zeichen der »Cultural Studies« vollziehende Öffnung der Film- und Fernsehwissenschaft gegenüber empirischen Forschungsmethoden vollzog sich vorwiegend im angelsächsischen Raum, zunächst in Großbritannien, dann in den USA und Australien. Inzwischen belegen jedoch auch eine Reihe von theoretischen und empirischen Studien die zunehmende Bedeutung dieser Ansätze für die Fernsehrezeptionsforschung in Deutschland. So erarbeitete Lothar Mikos in einer 1994 publizierten Monographie »Fernsehen im Erleben der Zuschauer« ¹⁴ ein Rezeptionsmodell, das Aspekte der Rezeptionstheorie der »Cultural Studies« mit traditionellen, massenkommunikationswissenschaftlichen und psychologischen Zugangsweisen verbindet. Der Arbeit von Mikos, in der die Auseinandersetzung mit den »Cultural Studies« ausschließlich auf theoretischem Niveau geführt wird, stehen eine Anzahl von Studien gegenüber, in denen die rezeptionstheoretischen Vorgaben der »Cultural Studies« in empirischen, ethnographischen Studien fruchtbar gemacht werden. Neben einer Arbeit zur britischen Serie und einer Rezeptionsstudie zum MTV-Konsum von Jugendlichen ¹⁵ sind hier vor allem die im Rahmen eines Tübinger Forschungsprojektes zu amerikanischen Fernsehserien durchgeführten Studien zu nennen, auf die im folgenden etwas näher eingegangen wird.

Während der von den ProjektmitarbeiterInnen herausgegebene Sammelband »Remote Control. Television,

Audiences, and Cultural Power« ¹⁶ die Positionen der renommiertesten VertreterInnen der kulturalistisch orientierten Fernsehrezeptionsforschung vorstellt, präsentiert der Band »Never-Ending Stories: American Soap Operas and the Cultural Production of Meaning« ¹⁷ die wichtigsten Ergebnisse des von der VW-Stiftung geförderten dreijährigen Forschungsprojektes. Die Studie ist als Produktions-, Text- und Rezeptionsanalyse konzipiert und versucht, die im Kontext der »Cultural Studies« entwickelten Ansätze für das spezifische Programmgenre der amerikanischen Soap Opera nutzbar zu machen. Der erste Teil von »Never-Ending Stories« widmet sich unter diachroner und synchroner Perspektive den spezifischen Produktionsbedingungen der Endlosserie, einem Genre, das sich seit den ersten Radio-Seifenopern der 30er Jahre überwiegend an ein weibliches Publikum wendet. So skizzieren die Beiträge den diskursiven Rahmen, in dem sich die Etablierung des Genres in den 30er Jahren ¹⁸ und die tägliche Serienproduktion in den 80er Jahren ¹⁹ vollzieht. Im zweiten, textanalytisch orientierten Teil der Untersuchung wird die amerikanische Soap Opera unter dem Vorzeichen institutioneller und intertextueller Fragestellungen beleuchtet, wobei die Expansion bzw. Mutation des Genres zu Prime Time Soap Operas wie »Dallas« und »Dynasty« in den Kontext medien- und staatspolitischer Veränderungen der 80er Jahre gestellt werden ²⁰ und die Situierung von Soap Operas im Spannungsfeld unterschiedlicher Medientexte ²¹ untersucht wird. So verweist die Studie etwa mit der Analyse von Programm- und Fanzeitschriften auf die Rolle intertextueller Bezüge für die hierarchische Strukturierung der Polysemie des Serientextes, wenn durch entsprechende Begleitartikel die potentielle Offenheit des Textes in starkem Maße eingengt wird. ²² Von besonderem Belang ist jedoch die im dritten Teil der Studie vorgestellte Rezeptionsuntersuchung. Mit der Verwendung der Methode des offenen Interviews und der Befragung von bereits existierenden sozialen Gruppen im »natürlichen« setting, d.h. zu Hause bei den Befragten, orientiert sie sich eng an den Vorgaben klassischer ethnographischer Interviewmethoden. Im Zentrum der Untersuchung stehen Aspekte der Bedeutungsproduktion, der Stellenwert interdiskursiver, intertextueller Faktoren und die Verankerung des Fernsehkonsums im Alltag der Zuschauerinnen. Hinsichtlich des erstgenannten Aspektes kann die Studie Ergebnisse anderer Untersuchungen zur Soap Opera etwa dahingehend modifizieren, daß im Text verankerte Subjektpositionierungen im Sinne traditioneller weiblicher Rollenmuster von den befragten Zuschauerinnen in unterprivilegierten sozioökonomischen Positionen entschieden zurückgewiesen werden. ²³ Über diese

Fragen der Bedeutungskonstitution hinaus befaßt sich die Studie mit Aspekten der Fernsehrezeption im breiteren Kontext alltäglicher, familiärer Strukturen und der Bedeutung der Kategorie Geschlecht für den Umgang mit dem Medium Fernsehen.²⁴ So verweist die Untersuchung zum einen auf die strukturierende und z.T. disziplinierende Funktion der wochentags ausgestrahlten »daytime serials« für die alltägliche Zeitorganisation der Zuschauerinnen und zeigt auf, in welchem Maße die Mediennutzung von Frauen konfliktbesetzt und von Schuldgefühlen begleitet ist.

Die zweite große Rezeptionsstudie David Morleys, die 1986 unter dem Titel »Family Television. Cultural Power and Domestic Leisure« veröffentlicht wurde, stellt diese Fragen nach dem situativen, d.h. vor allem häuslich-familiären Kontext und der Rolle sozialer Kategorien wie Geschlecht für den Medienkonsum in den Mittelpunkt. Die Frage »What does it mean to »watch television«« erörtert Morley im Zusammenhang alltäglicher Rituale nicht als isolierte Aktivität, sondern im Kontext persönlicher Kommunikation. Die Frage nach den Nutzungsformen des Mediums Fernsehen stellt Morley dabei in den breiteren Kontext einer Soziologie der Freizeit. Statt individuelle Zuschauer definiert Morley die Familie bzw. den Haushalt als Konsumeinheit, wobei die sozialen Beziehungen der Familienmitglieder Fernsehkonsum und Bedeutungsproduktion mitdefinieren. Wesentliche Aspekte der Fernsehrezeption sind somit, so Morley, »the differential modes of viewing engaged in by the different types of viewers, in relation to different types of programmes shown in different slots in the schedule, in relation to different spaces within the organisation of domestic life.«²⁵ Wie Morley in seiner ethnographisch angelegten Studie zeigt, vollzieht sich Fernsehen im Kontext familiärer Machtbeziehungen bzw. Geschlechterbeziehungen. So ist Fernsehkonsum etwa bestimmt von der geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Organisation von Raum und Zeit:

»The home is primarily defined for men as a site of leisure - in distinction to the »industrial time« of their employment - while the home is primarily defined for women as a sphere of work (whether or not they also work outside the home). [As a result] men are better placed to do [television viewing] wholeheartedly, and ... women seem only to be able to do [it] distractedly and guiltily, because of their continuing sense of their domestic responsibilities.«²⁶

Kontextualisierung und die Krise der kulturalistischen Rezeptionsforschung

Die Verlagerung der Fragestellung von der Analyse spezifischer Rezeptionsformen einzelner Programme zur Untersuchung des Prozesses der Fernsehrezeption als spezifischer Aktivität ist im wesentlichen auf zwei Ursachen zurückzuführen. Zum einen haben die Arbeiten Morleys und Angs eine Vielzahl von Einzelstudien nach sich gezogen, in denen Belege dafür vorgelegt wurden, wie Zuschauer im Kontext soziokultureller Zusammenhänge aktiv eigene Bedeutungen kreieren, statt passiv vorgegebene Bedeutungen zu absorbieren. Für die australische Medienwissenschaftlerin Meaghan Morris erweckt dieser Forschungsboom gar den Eindruck, daß »thousands of versions of the same article about pleasure, resistance, and the politics of consumption are being run off under different names with minor variation«.²⁷ Vor allem im Kontext der amerikanischen »Cultural Studies«-Variante, etwa in den Arbeiten John Fiskes, führte dieser Ansatz zu einer zunehmenden Romantisierung des Konzepts eines aktiven, oppositionelle Bedeutungen generierenden Zuschauers.²⁸ Andererseits schienen die zahlreichen Neuauflagen desselben Untersuchungsdesigns eine immer abstrakter werdende generalisierende Leerformel zu reproduzieren: »people in modern mediatised societies are complex and contradictory, mass cultural texts are complex and contradictory, therefore people using them produce complex and contradictory culture«.²⁹

Die Untersuchung des Fernsehkonsums im Kontext alltäglicher Lebenszusammenhänge ist so einerseits als Reaktion auf diese methodische Sackgasse zu verstehen, andererseits stellt Morleys Studie den Versuch dar, den Fernsehkonsum weitaus radikaler als bisher sowohl hinsichtlich anderer Kommunikationstechnologien als auch im Hinblick auf Alltagsstrukturen und -zusammenhänge zu kontextualisieren, ein Ansatz, den Morley in einer mit Roger Silverstone verfaßten 1990 veröffentlichten Arbeit mit dem Titel »Domestic Communications: Technologies and Meanings« weiterverfolgt.³⁰ Mit dieser zunehmenden Kontextualisierung des Fernsehens als Praxis drohen jedoch auch die Möglichkeiten zu zerrinnen, das Fernsehpublikum als geschlossene soziale Kategorie zu untersuchen. So bedeutet doch die Einbettung des Fernsehens in Alltagsstrukturen letztendlich, in Morleys Worten, daß »the use of television cannot be separated from everything else that is going on around it«.³¹ »Fernsehen« wird so zum Etikett für ein breites Spektrum von Verhaltensweisen und Erfahrungen, die in die Praxis des Fernsehkonsums einfließen. Damit werden aber auch die Grenzen der Kategorie des Fernsehpublikums zunehmend unbestimmter, denn es wird dabei immer unklarer, welche Formen der Interaktion mit dem

Medium Subjekte als Zuschauer definieren und welche nicht mehr. Verbunden mit der Problematik einer zunehmenden Auflösung des »audience«-Konzeptes stellt sich für die Rezeptionsforschung angesichts der Unmöglichkeit, soziale oder textuelle Bedeutungen außerhalb der Situation, in der sie produziert werden, zu erfassen, die konkrete Frage, wo in diesem Geflecht von sich überlagernden Kontexten des Medienkonsums die Analyse sinnvollerweise beginnen und enden kann. So wird offensichtlich, daß Untersuchungen, die von dem Anspruch bestimmt sind, dem gesamten kontextuellen Horizont gerecht zu werden, der die vielschichtige Heterogenität des Medienkonsums und der Bedeutungsproduktionen bestimmt, immer unhandhabbarer, unrealisierbarer, ja nahezu megalomatisch erscheinen müssen.

Die Krise, mit der sich die kulturwissenschaftlich orientierte Rezeptionsforschung so seit Anfang der 90er Jahre aufgrund ihres Anspruches, eine allumfassende Zuschauer-Theorie zu entwickeln, konfrontiert sieht, hat in den vergangenen Jahren zu einer kritischen Reflexion ihrer theoretischen Prämissen und Methoden geführt. In diesem Zusammenhang scheinen vor allem die jüngsten Arbeiten Ien Angs Perspektiven aufzuzeigen, in welcher Form kulturwissenschaftlich-ethnographisch orientierte Ansätze im Kontext spezifischer Fragestellungen zur Medienrezeption sinnvoll und operationalisierbar erscheinen, wobei Angs Überlegungen von zwei Aspekten geprägt sind. Zum einen ist dies das Plädoyer, den dramatischen ökonomischen, institutionellen und technologischen Veränderungen des Mediums Fernsehens gerecht zu werden - Veränderungen, die sich etwa im zunehmenden Verschwinden nationaler öffentlicher Fernsehanstalten in Westeuropa und der Etablierung lokaler und regionaler Programmanbieter beim gleichzeitigen weltweiten Siegeszug zahlreicher transnationaler, kommerziell organisierter Satellitenkanäle, abzeichnen. Zum anderen fordert Ang von einer zukünftigen Rezeptionsforschung eine dezidierte politische Positionsbestimmung in diesem Kontext.

Neue Perspektiven

Abschließend soll kurz skizziert werden, welche konkreten Perspektiven Ang für die kulturalistisch-ethnographische orientierte Rezeptionsforschung entwickelt. So vollzieht die 1991 erschienene Studie »Desperately Seeking the Audience« einen Perspektivewechsel, indem sie »audiences« als Konstrukt unterschiedlicher of-

fizieller oder professioneller Diskurse thematisiert, etwa im Sinne von Zuschauerkonzepten von Kritikern, Journalisten, Lehrern, Politikern, Gesetzgebern, Werbefirmen und Fernsehproduzenten. Ang geht aus von einer einschneidenden Diskrepanz zwischen alltäglicher Praxis und institutionellem Diskurs:

»In the everyday realm, living with television involves a heterogeneous range of informal activities, uses, interpretations, pleasures, disappointments, conflicts, struggles, compromises. But in the considerations of the institutions that possess the official power to define, exploit and regulate the space in which television is inserted into the fabric of culture and society, these subjective, complex and dynamic forms of audiencehood are generally absent; they disappear in favour of a mute and abstract construct of »television audience« onto which economic and cultural aspirations are projected.«³²

Das zentrale Argument der Studie bezieht sich so auf die diskursive Konstruktion »des Fernsehpublikums« als imaginärer Einheit, als eine im Interesse der Fernsehanstalten konstruierte Abstraktion, mithilfe derer, so Ang, reale Zuschauer symbolisch zum Schweigen gebracht werden. Im Zentrum des institutionellen Diskurses steht die Konstruktion des Fernsehpublikums als »objectified category of others to be controlled«³³, eine Kategorisierung, die im Kontext empirischer Publikumserhebungsmethoden entwickelt wird. Anhand detaillierter Analysen zur Konzeptionalisierung des Zuschauers sowohl im Zusammenhang kommerzieller, als auch öffentlicher Fernsehanstalten zeigt Ien Ang vor dem Hintergrund einer sich rapide verändernden Medienlandschaft die zunehmende Angleichung der institutionellen »Audience«-Diskurse auf. So charakterisiert Ang die Transformation des Zuschauerkonzeptes bei öffentlich-rechtlichen Anstalten als »change in emphasis from ideological, normative and philosophical knowledge, in which television audience is defined in terms of what it needs to empiricist, factual and informational modalities of knowledge«³⁴, eine Verschiebung, die sich nicht zuletzt im zunehmenden Einsatz von Zuschauererhebungen im Auftrag öffentlich-rechtlicher Programmanbieter niederschlägt.

Der zentrale Stellenwert der Studie Ien Angs liegt darin, daß die Konzeptionalisierung des Publikums als interessegeleitete institutionelle diskursive Formation verstärkt den Blick auf die Frage lenkt, welche »Audiences« im Kontext des wissenschaftlich-institutionellen Diskurses der Rezeptionsforschung überhaupt konstruiert werden. Wie Marktforscher kreieren ja auch akademische Rezeptionsforscher Repräsentationen des Zuschauers und produzieren ihn damit auch im Sinne dieser Beschreibungen.

»But«, so Ien Ang, »their politics, and therefore their rhetorical strategies and epistemological legitimizations - in short, the stories they tell - differ, given the disparate institutional conditions in which both groups have to operate.«³⁵

Im Gegensatz zur empirischen Marktforschung sieht Ien Ang die Chance der kulturwissenschaftlich orientierten Zuschauerforschung darin, Objektifikationen des Publikums zu vermeiden und statt einer allumfassenden Zuschauertheorie im Kontext spezifischer Problemstellungen Beschreibungen, d.h. Geschichten zu produzieren, die sich ihres Status' als partielle Wahrheiten und als politisch positionierte Wahrheiten bewußt sind.

Anmerkungen

- 1 Mary Cassata/Thomas Skill: *Life on Daytime Television: Tuning-In American Serial Drama*. Norwood, NJ 1983.
- 2 Stuart Hall: *Cultural Studies and the Centre: Some Problematics and Problems*. In: Stuart Hall et. al. (ed.): *Culture, Media, Language*. London 1980, S. 17.
- 3 Stuart Hall: *Introduction to Media Studies at the Centre*. In: Hall (wie Anm. 2), S. 117.
- 4 Die folgende Darstellung der Theoriebildung zur Filmrezeption basiert auf Stephen Lowry: *Film - Wahrnehmung - Subjekt. Theorien des Filmzuschauers*. In: *montage/av Jg. 1 (1992)*, S. 113-128.
- 5 David Morley: *Television, Audiences, and Cultural Studies*. London 1992, S. 88f.
- 6 Tamar Liebes: *On the Convergence of Theories of Mass Communication and Literature: Regarding the Role of the Reader* (Vortrag anlässlich der Sixth International Conference on Culture and Communication, Oktober 1986). Zitiert nach: Ien Ang: *Living Room Wars*. London 1996, S. 41.
- 7 David Morley: *The »Nationwide« Audience*. London 1980.
- 8 Morley (wie Anm. 5), S. 87.
- 9 Dorothy Hobson: *Crossroads: The Drama of a Soap Opera*. London 1982.
- 10 Ien Ang: *Watching »Dallas«. Soap Opera and the Melodramatic Imagination*. London 1985.
- 11 Janice Radway: *Reading the Romance: Women, Patriarchy and Popular Literature*. Chapel Hill 1984.
- 12 Ang (wie Anm. 6), S. 93.
- 13 John Fiske: *British Cultural Studies and Television*. In: Robert C. Allen (ed.): *Channels of Discourse*. Chapel Hill 1987, S. 254-290.
- 14 Lothar Mikos: *Fernsehen im Erleben der Zuschauer*. Berlin 1994.
- 15 Gerlinde Frey-Vor: *Langzeitserien im deutschen und britischen Fernsehen. Lindenstraße und EastEnders im interkulturellen Vergleich*. Berlin 1996.
- 16 Ellen Seiter u.a. (Hrsg.): *Remote Control. Television, Audiences, and Cultural Power*. London 1989.
- 17 Hans Borchers et. al.: *Never-Ending Stories. American Soap Operas and the Cultural Production of Meaning*. Trier 1994.
- 18 Ellen Seiter: *Women Writing Soap Opera: The Careers of Irna Phillips and Jane Crusinberry*. In: Borchers (wie Anm. 17), S. 29-48.
- 19 Gabriele Kreutzner: *Inside Daytime: Manufacturing the Soap Opera World*. In: Borchers (wie Anm. 17), S. 49-68; Hans Borchers: *Notes and Reflections on the Production of Soap Opera: The Example of »Santa Barbara«*. In: Borchers (wie Anm. 17), S. 69-94.
- 20 Gabriele Kreutzner: *U.S. Prime Time Serials in the 1980s: A Critical Retrospective*. In: Borchers (wie Anm. 17), S. 104-118.
- 21 Gabriele Kreutzner: *From a Narrative Point of View: Network Television and Serial Fictions*. In: Borchers (wie Anm. 17), S. 119-134.
- 22 Eva-Maria Warth: *Reading About Soap Operas: The Magazine »Soap Opera Digest«*. In: Borchers (wie Anm. 17), S. 135-150.
- 23 Vgl. hierzu auch Ellen Seiter et. al.: *»Don't treat us as if we're so stupid and naive«: Towards an ethnography of soap opera viewers*. In: Seiter (wie Anm. 16), S. 223-247.
- 24 Eva-Maria Warth: *»And that's my time«: Soap Operas and the Temporal Organization of Women's Everyday Lives*. In: Borchers (wie Anm. 17), S. 216-226.
- 25 David Morley: *Family Television*. London 1986, S. 14.
- 26 Morley (wie Anm. 25), S. 147.
- 27 Meaghan Morris: *Banality in Cultural Studies*. In: *Block Jg. 14 (1988)*, S. 20.
- 28 Siehe etwa John Fiske: *Television Culture*. London 1987; ders. *British Cultural Studies and Television*. In: R.C. Allen (ed.): *Channels of Discourse*. Chapel Hill 1987 oder ders.: *Power Plays/Power Works*. London 1993.
- 29 Morris (wie Anm. 27), S. 22.
- 30 David Morley/Roger Silverstone: *Domestic Communications. Technologies and Meanings*. In: *Media, Culture and Society Jg. 12 (1990)*, H. 1, S. 31-55. Abgedruckt in Morley (wie Anm. 5), S. 201-212.
- 31 Morley/Silverstone (wie Anm. 30), S. 35.
- 32 Ien Ang: *Desperately Seeking the Audience*. London 1991, S. 13.
- 33 Ang (wie Anm. 32), S. 13.
- 34 Ang (wie Anm. 32), S. 15.

³⁵ Ang (wie Anm. 6), S. 77.

Sie sprechen hier über die Politik der Besatzungsmächte ...

Diskussion zwischen Berliner Rundfunk und
Nordwestdeutschem Rundfunk am 11. Juni 1948

Ein Dokument aus der Zeit des deutsch-deutschen Kalten Krieges

Am 11. Juni 1948 fand im Großen Sendesaal des Berliner Funkhauses an der Masurenallee ein Streitgespräch besonderer Art statt, ein »insofern historischer Tag in der Nachkriegszeit des deutschen Rundfunks, als er das einzige, zugleich über west- und ostdeutsche Sender gehende, manuskriptlose und von keiner Zensur behelligte politische Streitgespräch zwischen SED-Prominenz und demokratischen Publizisten über innerpolitische Fragen ermöglichte«,¹ so Hans Haberfeld,² ein Teilnehmer der Diskussionsrunde. Wenige Tage nach den Empfehlungen der Londoner Sechsmächtekonferenz zur Gründung eines westdeutschen Staates und der Verschärfung der Kontrollen und Behinderungen an den Grenzen der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ), neun Tage vor der Währungsreform und zwei Wochen vor der Berlin-Blockade hatten sich Publizisten aus Ost und West vor ca. 1 300 Zuhörern im Sendesaal zu dieser Diskussion versammelt.

1948 war das Jahr, in dem die wesentlichen Entscheidungen zur Teilung Deutschlands fielen. Die bis zum Sieg der Anti-Hitler-Koalition verdeckten Interessengegensätze zwischen den Alliierten waren nach der Errichtung des Besatzungsregimes in Deutschland einer zunehmenden Systemkonkurrenz gewichen, die sich immer mehr zuspitzte und mit dem Auseinanderbrechen des Alliierten Kontrollrates am 20. März 1948 und der Berlin-Blockade offensichtlich wurde. Der Ost-West-Konflikt erfuhr in diesen Monaten eine gefährliche Zuspitzung. »Wir tummeln uns, mitten im Jahr 1948, zwischen den wildesten Kriegsreden und Gerüchten seit 1939,«³ beschrieb Hermann Kesten im Januar 1948 die Situation. Ein Diskurs über eine gemeinsame Zukunft des von gegensätzlichen Besatzerinteressen beherrschten Deutschland schien immer weniger möglich. Und in dieser spannungsreichen und aufgeheizten Atmosphäre sprachen Ost- und West-Journalisten miteinander über die Einheit ihres Landes. Wie war es dazu gekommen?

Vorgeschichte

Initiator dieses deutsch-deutschen Dialogs auf Rundfunkebene war der Osten. Fünf Ost-Berliner Publizisten - Alfons Steiniger,⁴ Greta Kuckhoff,⁵ Wolfgang Harich,⁶ Herbert Gessner⁷ und Karl-Eduard von Schnitzler⁸ - hatten in einem offenen Brief am 2. Juni 1948 dazu eingeladen.

Er richtete sich an die fünf Chefredakteure bzw. Lizenzträger der in den Westsektoren Berlins erscheinenden Zeitungen »Der Tagesspiegel«, »Kurier«, »Der Abend«, »Telegraf« und »Der Sozialdemokrat« und wurde am 3. Juni 1948 in der SED-Zeitung »Neues Deutschland« auszugsweise veröffentlicht.

»Seit dem 23. Mai werden in ganz Deutschland Unterschriften für ein Volksbegehren gesammelt, das den Alliierten Kontrollrat veranlassen soll, die staatliche Einheit Deutschlands durch ein Gesetz zu garantieren oder in allen Zonen einen Volksentscheid über diese Frage herbeizuführen.«⁹

beginnt der Brief. Das »Volksbegehren für Einheit und gerechten Frieden«, als gesamtdeutsche Abstimmung konzipiert und von der SED über die Volkskongreßbewegung und den Volksrat als Massenkampagne geführt, sollte die sowjetische Deutschlandpolitik unterstützen, um eine separate Staatsbildung in den Westzonen zu verhindern. In der amerikanischen und der französischen Besatzungszone ebenso wie in den entsprechenden Sektoren Berlins war die vom 23. Mai bis 13. Juni 1948 laufende Unterschriftensammlung verboten worden. Propagandistisch begleitet wurde die Aktion von Plakaten, Losungen (»Willst Du Deutschlands Not abwehren, zeichne Dich ein beim Volksbegehren«), einer speziellen Wochenzeitschrift und Rundfunksendungen unter dem Titel »Deutschlands Stimme« sowie einer Reihe von öffentlichen Diskussionen.¹⁰ Die westliche Kritik an dieser Kampagne richtete sich gegen die Art der Durchführung als Straßen-Unterschriftensammlung nebst »Zwang zur Einzeichnung« und gegen die »fremden Einflüsse und fremde Initiative«, genauer gesagt den hinter dieser Aktion vermuteten Versuch der Sowjets, deutschlandpolitisch nicht an Boden zu verlieren. Mehr oder weniger unverblümt wurde ihnen unterstellt, ihren Einflußbereich auf ganz Deutschland ausdehnen zu wollen.

Die östlichen Autoren des offenen Briefes schreiben weiter:

»Wir, die Unterzeichneten, glauben, daß dieses Volksbegehren für unser Volk in der gegenwärtigen tragischen Situation die einzige Möglichkeit darstellt, der drohenden Gefahr der Teilung unseres Landes entgegenzutreten und die staatliche Einheit Deutschlands zu sichern. Sie haben während der vergangenen Wochen in der von Ihnen geleiteten Zeitung keinen Zweifel darüber gelassen, daß Sie das Volksbegehren ablehnen und es - um mit den Worten General Robertsons zu sprechen - für eine »unnötige, nutzlose und unerwünschte« Aktion halten.

Wir halten es für unsere nationale Pflicht, uns überall, wo immer wir auch tätig sein mögen, für das Volksbegehren einzusetzen. Sie führen in Ihrer Zeitung einen scharfen Kampf gegen das Volksbegehren. Beide Parteien bringen in dieser Frage bestimmte Argumente vor. Bis jetzt hat sich noch kein Forum bilden können, auf dem beide Richtungen konfrontiert worden wären. Nur wenige Leser und Hörer haben daher Gelegenheit, unsere gegensätzlichen Meinungen miteinander zu vergleichen und so die Stärke und Überzeugungskraft der von beiden Parteien vorgebrachten Argumente zu überprüfen. Wir glauben aber, daß politische Publizistik unter keinen Umständen Selbstzweck sein darf. Nach unserer Meinung ist es nicht nur die Pflicht eines politischen Publizisten, seine Überzeugung in Wort und Schrift zu begründen, sondern auch der Öffentlichkeit dabei behilflich zu sein, die Wahrheit zu finden. Nichts erscheint uns dazu geeigneter als eine öffentliche Diskussion.

In der Erwartung, daß wir es mit politischen Gegnern zu tun haben, die, so wie wir, die öffentliche Auseinandersetzung mit Andersdenkenden nicht scheuen, fordern wir Sie hiermit auf, am Freitag, dem 11. Juni 1948, um 19.00 Uhr, im Großen Sendesaal des Berliner Rundfunks, Berlin-Charlottenburg, Masurenallee 8-14, mit uns öffentlich zu diskutieren. Wir stellen Ihnen anheim, einen sechsten Herren als Diskussionsredner zu benennen. Der Rundfunk im amerikanischen Sektor und der Nordwestdeutsche Rundfunk werden eingeladen, gleichfalls die Diskussion aufzunehmen.«¹¹

Das Gesprächsangebot wurde von den Adressaten abgelehnt. Einer von ihnen, Erik Reger vom amerikanisch lizenzierten ›Tagespiegel‹, antwortete öffentlich:

»Wenn Ihr schönes Wort von der Pflicht eines politischen Publizisten, der Öffentlichkeit behilflich zu sein, die Wahrheit zu finden, von den dazu bestimmten Einrichtungen der Ostzone, insbesondere von Radio Berlin, nicht nur ausgesprochen, sondern auch praktisch beherzigt würde, wäre es nicht nur möglich, Diskussionen wie die von Ihnen beabsichtigte, fruchtbar zu machen, sondern es würde auch nicht erst eine Lage entstehen, in der ein Thema wie dieses Volksbegehren gestellt werden müßte. Radio Berlin hätte um so mehr Anlaß, sich des Wortes ›Wahrheit‹ nicht zu Zwecken der Begriffsverwirrung zu bedienen, als sein Sendehaus im britischen Sektor Gastrecht genießt. Außerdem gibt es kaum einen Deutschen, dem nicht die verschiedenen Ansichten über das sogenannte Volksbegehren so bekannt wären, daß er sich sein eigenes Urteil bilden könnte, es sei denn, sie vermuten, daß Radio Berlin nur von wenigen Deutschen gehört wird.

Die tieferen Gründe jedoch, weshalb ich ihre Einladung ablehnen muß, liegen darin, daß ich, leistete ich ihr Folge, die Tarnung des kommunistischen Senders Berlin unterstützen und den von Ihnen gewollten falschen Eindruck fördern würde, daß Radio Berlin ein einwandfreies Instrument zur Unterrichtung der Öffentlichkeit sei.«¹²

Auf diese Antwort erwiderte einer der Briefautoren, Herbert Gessner, in seinem Sonntagskommentar vom 6. Juni 1948:

» Wir haben uns (...) getäuscht - wobei wir um der Objektivität willen feststellen müssen, daß die Herren

Arno Scholz [›Telegraf‹] und Paul Bourdin [›Kurier‹] zur Zeit noch von Berlin abwesend sind, unseren Brief noch nicht erhalten haben können und deshalb ausdrücklich von den folgenden Feststellungen ausgenommen werden müssen. Herr Franz Tausch [›Der Sozialdemokrat‹] dagegen hat nicht einmal den Mut gefunden, sich überhaupt zu äußern. Herr Reger [›Der Tagesspiegel‹] veröffentlichte eine Erklärung, in der er mit der Begründung ablehnte, er würde, falls er der Einladung Folge leistete, den gewollt falschen Eindruck fördern, daß Radio Berlin ein einwandfreies Instrument zur Unterrichtung der Öffentlichkeit sei. Herr Müller-Jabusch [›Der Abend‹] schließlich begründete seine Ablehnung damit, der Berliner Rundfunk habe die Möglichkeit, aus der Widergabe des Gesprächs Stücke herauszuschneiden. (...) Im übrigen vergaß ich noch zu bemerken, daß jeder von uns - ich meine von den Herausforderern - zu wiederholten Malen ähnliche Einladungen angenommen hat. So haben zum Beispiel Frau Kuckhoff, Professor Dr. Steiniger und Wolfgang Harich mehrere Male im RIAS oder im Nordwestdeutschen Rundfunk an Diskussionen teilgenommen und es dabei entschieden abgelehnt, ähnliche Ausflüchte wie die Herren Reger und Müller-Jabusch vorzubringen.«¹³

In Erinnerung an die »öffentliche Redeschlacht« schreibt der damalige Mitarbeiter des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR) Peter von Zahn demgegenüber in seinen Memoiren: »Unsere russisch kontrollierten Kollegen in Ost-Berlin hatten bis dahin gemeinsame Programme und Diskussionen immer abgelehnt: nun waren sie plötzlich dazu bereit.«¹⁴

Der damalige Intendant des Berliner Rundfunks, Heinz Schmidt, schilderte knapp 20 Jahre später die Vorgeschichte dieses ungewöhnlichen Streitgesprächs nur mit Blick auf den NWDR. Der niedersächsische Kultusminister Adolf Grimme, den er irrtümlicherweise schon im Amt des NWDR-Generaldirektors wähnte, habe in einem Rundfunkkommentar erklärt, die Ostzone sei eine Zone des Schweigens und die britische Zone wäre eine Zone der freien Diskussion.

»Und ich rief bei Tulpanow an. Wir haben uns getroffen, (...) ich habe Tulpanow gesagt, um zwölf spreche ich, ich schmeiße meinen ganzen Kommentar um, gib mir die Erlaubnis, wir bieten denen an, vor sämtlichen Sendern der sowjetischen Besatzungszone zu diskutieren, wenn sie sämtliche Sender zur Verfügung stellen. Und Tulpanow hat Ja gesagt. Und um zwölf habe ich gesprochen.«¹⁵

Ein solcher Kommentar findet sich in der im Deutschen Rundfunkarchiv, Standort Berlin, vorhandenen Überlieferung des Berliner Rundfunks nicht. Man kann aber davon ausgehen, daß auch das Gesprächsangebot an die West-Berliner Publizisten im Zusammenhang mit der Propagandaaktion für das Volksbegehren mit dem Leiter der SMAD-Informationsabteilung, Sergej Tulpanow, abgestimmt war. Wilhelm Girnus, damals stellvertretender Intendant des Berliner Rundfunks, erinnerte sich 1966 sehr deutlich,

»daß die sowjetischen Genossen, insbesondere der Genosse Rosanow¹⁶ sagte, das muß man machen, das ist eine gute Sache. Und dann lief die Sache ja doch über die interalliierte Arbeitsgruppe - irgendetwie. Der Genosse Mulin¹⁷ hatte Verbindung mit den britischen Rundfunk-Offizieren. Nur dadurch, daß die dazu ihre Zustimmung gaben, kam die große Sache mit dem Nordwestdeutschen Rundfunk zustande.«¹⁸

Laut Schmidt hatte Grimme angenommen, es stünde

»offiziell, groß in der Zeitung, und sagte, sie werden ihre Leute stellen. Der erste Gegenschlag kam, die Amerikaner verboten den Sendern, die schon zugesagt hatten, den Sendern der amerikanischen Zone, die Franzosen verboten den Sendern der französischen Zone. Das erste war, daß wir sagten, also so ganz scheint es doch mit freier Diskussion[en] nicht zu klappen. Also zunächst nur mal dort, wo der Grimme jetzt zusagen konnte, dort gibt es die.«¹⁹

Sofort nach der Absage von Reger und Müller-Jabusch hätten die Vertreter des NWDR dem Berliner Rundfunk das Angebot gemacht, an deren Stelle die Auseinandersetzung zu führen, heißt es in einem Kommentar des Berliner Rundfunks vom 11. Juni 1948.²⁰ Und das ›Neue Deutschland‹ teilte am 10. Juni 1948 mit:

»Wie der Nordwestdeutsche Rundfunk in einem Schreiben an den Intendanten des Berliner Rundfunks mitteilt, erklären sich vier Mitarbeiter des NWDR bereit, mit vier Mitarbeitern des Berliner Rundfunks über das Volksbegehren zu diskutieren. Das Schreiben des NWDR entstand auf Grund einer Aufforderung mehrerer Berliner Publizisten an die Chefredakteure der westlich lizenzierten Zeitungen, im Berliner Funkhaus über das Volksbegehren zu diskutieren. Bekanntlich haben die Chefredakteure abgelehnt.«²¹

Nun konnte das deutsch-deutsche Rundfunk-Streitgespräch über die deutsche Zukunft also doch noch stattfinden, zustande gekommen letztlich durch eine britisch-russische Absprache.

Vorbereitung

Vom NWDR in Hamburg hatten sich neben Hans Haberkamp auch Peter von Zahn, Programmdirektor Eberhard Schütz sowie Willy Troester vom NWDR in Berlin zur Teilnahme bereit erklärt.

»Der Eggebrecht machte den Schiedsrichter, von uns akzeptiert als Schiedsrichter. Den hatten wir schon fast, daß er zu uns kommt. Das wußten die aber nicht, daß wir mit dem verhandeln.«²²

Im Berliner Rundfunk begann eine intensive Vorbereitung auf die Diskussion:

»Und dann haben wir folgendes gemacht: Wir haben gesagt, in einer bestimmten Zeit gibt es eine bestimmte Menge politischer Argumente, und dem größten Genie fällt bestenfalls alle 14 Tage eins ein. Wir müssen die gängigen politischen Argumente

rauskriegen. Da haben wir unsere Abhörabteilung eingesetzt.«²³

Man ermittelte, daß es im NWDR zur Zeit 47 Argumente zum Volksbegehren und zur deutschen Einheit gäbe.

»Und dann haben wir (...) jedem unserer Redner 15 gegeben. Für jedes haben wir richtig mit den Abteilungen ausgearbeitetes Material, für jeden der 15 mit Ziffern und allem. Und die gingen also rauf und hatten jeder ihre 15 Argumente.«²⁴

So vorbereitet konnte von östlicher Seite bei der Diskussion eigentlich nichts mehr schiefgehen, auch wenn Schmidt 1966 darin irrte, daß zur Ausarbeitung der »47 Argumente« über zwei Wochen benötigt wurden. Dafür waren höchstens zwei bis drei Tage Zeit, und im Funkhaus an der Masurenallee mußten sicher viele Überstunden geleistet werden. Allerdings erinnert sich auch Peter von Zahn, daß jede Seite ihre Kommentatoren »in Stellung [brachte] wie eine Batterie von Kanonen.«²⁵ Der »Artillerie des Ostens« soll auch Markus Wolf²⁶(wohl als Mitarbeiter der 47 Argumente) aus dem Hintergrund Anweisungen »zu Ziel und Ladungsstärke« gegeben haben.

Verlauf

Die groß angekündigte Sendung erregte große Aufmerksamkeit in der deutschen Öffentlichkeit, »es hing alles an den Lautsprechern.«²⁷ Der Andrang zu der kostenlosen Veranstaltung war am 11. Juni auch »so stark, daß auch auf den Tribünen des Großen Sendesaales jeder Platz besetzt war, viele sich mit Stehplätzen begnügen und noch mehr an den Türen umkehren mußten.«²⁸ Auch aus den Reaktionen des Publikums im Saal, das mehrfach ermahnt wurde, sowohl Beifalls- als auch Mißfallensäußerungen zu unterlassen, läßt sich schließen, daß der Berliner Rundfunk ein Heimspiel hatte. Dennoch verlief das Gespräch sachlich. Kurz vor Ende der auf eine Stunde bemessenen Aussprache führten die Zwischenrufe Peter von Zahns in die - im übrigen recht stotternd vorgetragenen - Äußerungen Karl-Eduard von Schnitzlers zum Abbruch der Diskussion wegen »vorgeschrittener Zeit«, wie die SMAD-Zeitung ›Tägliche Rundschau‹ schrieb. Die Diskussion ging, nach Emil Dovifat, »wie nicht anders zu erwarten war, im Lärm des ›einseitig gefüllten‹ Saales schließlich unter.«²⁹ Nach Schmidts Erinnerung hatte Alfons Steiniger zum Schluß, als die NWDR-Vertreter

»also völlig in Verwirrung standen [und ein paar läppische Argumente brachten], das ganze souverän vom Tisch gewischt und hat ihnen gesagt, bitte, diskutieren Sie zu dem Problem und kommen Sie hier nicht mit solchen Läppisheiten.«³⁰

Der ›Täglichen Rundschau‹ war es dann aber wichtig festzustellen:

»Der Meinungs austausch wurde auf beiden Seiten loyal und anständig geführt, von einigen Entgleisungen abgesehen. Die Gegner des Volksbegehrens hatten jede Möglichkeit, ihre Gedankengänge vorzutragen.«³¹

Auch der britisch lizenzierte ›Telegraf‹ meinte zu wissen, wem der Lorbeer für das immerhin sachlich geführte Gespräch gebührte:

»Die Diskussion über das Volksbegehren war nur möglich in der Viermächtestadt Berlin. In der Ostzone selbst wird jede Kritik über die Fragwürdigkeit des Volksbegehrens unterdrückt!«³²

Und Bruno Goldhammer, Nachrichtenchef des Berliner Rundfunks, verkündete in seinem Abendkommentar unmittelbar nach der Sendung stolz:

»Ein außerordentliches Ereignis haben Sie, liebe Hörer, heute über den Berliner Rundfunk und über den Nordwestdeutschen Rundfunk miterleben können. (...) Das Verdienst der Teilnehmer an der nun doch durchgeführten Auseinandersetzung vor dem Mikrofon in aller Öffentlichkeit, die das Volksbegehren nicht bejahen, ist um so größer. Denn die Vertreter des NWDR (...) haben sich dieser Aufgabe in fairer Weise entledigt. Das besondere Verdienst Axel Eggebrechts aus Hamburg, der vom Nordwestdeutschen Rundfunk als Diskussionsleiter vorgeschlagen wurde und den der Berliner Rundfunk in dieser Funktion sofort akzeptiert hatte, bestand dabei darin, in Gemeinschaft mit dem Intendanten des Berliner Rundfunks, Heinz Schmidt, dieses dringende Gespräch zwischen Deutschen und vor Deutschen bis zum Abschluß durchführen zu lassen.«³³

Nachspiel

Die Sendung hatte ein Nachspiel. Zunächst ein feuchtföhliches, das immerhin noch möglich war und an das sich Heinz Schmidt und Peter von Zahn erinnern. Schmidt in vollem Stolz auf die Wirksamkeit seiner 47-Argumente-Taktik: »Und dann haben wir uns getroffen in dieser Villa da draußen, in Dahlem«. Die NWDR-Vertreter hätten ihre Unterlegenheit zugegeben und gefragt: »Wie habt Ihr das gemacht? Wie habt Ihr gewußt, was wir sagen werden? Wir haben nichts gesagt, haben gesagt, bitte, das ist die Überlegenheit unserer Argumente!«³⁴ Selbstverständlich waren die eigentlichen Organisatoren der Runde dabei: britische und sowjetische Offiziere. »Es begann in einem amerikanischen Kasino und endete bei einem sowjetischen Rundfunkoffizier. Erinnerung ist mir besonders, daß bei den ausgebrachten Trinksprüchen die Deutschen aus Ost-Berlin ihre Überlegungspausen nach russischer Art mit ›nu da‹ und ›nitschewo‹ würzten, während bei uns das angelsächsische Stottern und ein nachdenkliches ›Äh‹ vorherrschten. Wir taumelten mit schweren Köpfen davon«,³⁵ erinnert sich Peter von Zahn.

Noch während der Sendung war öffentlich eine Fortführung des Gesprächs, das in Ham-

burg stattfinden sollte, vereinbart worden. Es kam niemals zustande - die Zuspitzung der politischen Lage in Berlin im Sommer 1948 hätte sie wohl auch kaum zugelassen. Aber auch dafür machte jede Seite die andere verantwortlich. Heinz Schmidt 1966: »Es wurde ihnen verboten. (...) Wir haben öffentlich angefragt im ND [›Neues Deutschland‹], wo bleibt die Diskussion? Wir sind jederzeit bereit. Grimme hat keinen Brief beantwortet.«³⁶

Nach Angaben von Dovifat habe sich Willy Troester lange vergeblich um eine Fortsetzung der Gespräche bemüht. Wilhelm Girus, den er irrtümlich schon zum Staatssekretär machte, habe diesem schließlich am Telefon zu verstehen gegeben, »die sowjetische Besatzungsmacht wünsche solche Diskussionen unter Teilnahme der Mitarbeiter des Ost-Berliner Rundfunks nicht«.³⁷ Eine etwas nebulöse Äußerung von Wilhelm Girus von 1966 zu diesen Vorgängen scheint diese Version zu bestätigen: »Nicht immer hatten, das muß ich sagen, alle unsere Genossen Verständnis, daß man so etwas macht, und den Mut dazu.«³⁸ Möglicherweise auch eine versteckte späte Reverenz an den dann 1949 entlassenen Heinz Schmidt, der vielleicht nicht in alle Verbindungskanäle einbezogen war und der - neben seinen 47-Argumenten-Eskapaden - mitunter durchaus mit unkonventionellen Mitteln agiert hatte.

Reaktionen

Wie wurde nun aber die Diskussion inhaltlich bewertet? Wie nicht anders zu erwarten, spiegeln die zeitgenössischen Berichte - je nach politischer Richtung - die bereits nicht mehr aufzubrechende Verhärtung der Standpunkte wider. Jede Seite meinte, ihre Argumente hätten überzeugt, und bemühte sich, dies zu betonen. Der amerikanisch lizenzierte ›Tagesspiegel‹ verzichtete ganz auf eine Besprechung. Andere westliche Zeitungen kritisierten, daß der britisch kontrollierte NWDR sich überhaupt von der »kommunistischen Propaganda für das sogenannte Volksbegehren« hätte vereinnahmen lassen und somit von der »kommunistischen Dampfwalze niedergewalzt« worden wäre.

In Bruno Goldhammers Abendkommentar im Berliner Rundfunk heißt es nach dem Lob für die fairen NWDR-Vertreter:

»Aber das Gespräch zwischen den beiden Sendern hat eindeutig und für jeden kritischen Hörer in spannender Weise gezeigt, daß alle Argumente, die bisher gegen das Volksbegehren gebracht wurden und die die Presse im Westen beherrschen, völlig vorbegehen an der zentralen Frage, die hinter dem Volksbegehren steht.«

Gestrichen ist folgender Passus:

»Alle Nebenfragen, die jämmerlichen Geschichtchen und Geschichten von dem 15mal Ein-

zeichnen und von dem Druck, der in der Ostzone auf eventuellen Gegnern des Volksbegehrens lastet, die Skandalgeschichtchen über Bevorzugung und Benachteiligung, die in diesem Zusammenhang aufgebracht werden, erwiesen sich dieser zentralen Frage gegenüber ganz eindeutig als das, was sie sind: Verwirrungsversuche von Seiten der Kreise, die interessiert sind an der Vernichtung des Einheitswillens im deutschen Volke, der Sehnsucht der Deutschen nach einer neuen demokratischen Einheit.«³⁹

Der ›Telegraf‹ stellte fest:

»Die Diskussion über das Volksbegehren zwischen den Kommentatoren des Nordwestdeutschen Rundfunks und des Berliner Rundfunks ist an dem Kernpunkt der Frage vorübergegangen, nämlich, daß es sich bei dem Unternehmen um einer fremder Initiative entsprungene und von fremden Einflüssen dirigierte Aktion handelt. (...) Während im Westen sich alle Deutschen über die sie berührenden Fragen aussprechen, in Versammlungen und auch in Zeitungen das Für und Wider erwägen können, gibt es in der Ostzone nur ein Dafür oder die Beschimpfung - als Saboteur. (...) Sehr treffend wurde auch dem Sprecher vom Sender Berlin, der die Ansicht vertrat, wer gegen das Volksbegehren ist, bejahe die Londoner Empfehlungen, geantwortet, daß diese Einstellung die mangelnde Toleranz auf der kommunistischen Seite verrate.«⁴⁰

Für das ›Neue Deutschland‹ war bewiesen,

»daß die Gegner keine stichhaltigen Argumente vorbringen konnten. Sie verloren sich in Kleinigkeiten. (...) Es blieb den Vertretern des Berliner Rundfunks vorbehalten, in überzeugender Weise noch einmal allen, die dieser Sendung zuhörten, vor Augen zu führen, daß das Volksbegehren gesetzlich notwendig und die Stimmabgabe heute mehr denn je Pflicht aller Deutschen ist!«⁴¹

Und die ›Tägliche Rundschau‹ sekundierte:

»Das Ergebnis der Diskussion war ein eindeutiger Sieg für die Anhänger des Einheitsgedankens. (...) Wenn sie [die NWDR-Vertreter] sich trotzdem von Anfang an nicht durchsetzen konnten, lag das an der Schwäche ihrer Ausgangsstellung (...) im Angesicht des Londoner Diktats. (...) Neue Argumente konnten sie kaum vorbringen. Sie klammerten sich immer wieder an Einzelheiten und Kleinigkeiten, was zur Folge hatte, daß die Diskussion sich längere Zeit in unwesentlichen Dingen verlor.«⁴²

Spätere Darstellungen und die Erinnerungen von Zeitzeugen scheinen den ostdeutschen »Sieg auf der ganzen Linie« zu bestätigen. Thilo Koch, damals im Reporterstab des NWDR-Berlin, erinnerte sich 1984, die Ost-Vertreter hätten die Westler in der Debatte auf Grund Ihrer dialektischen Überlegenheit übertrumpft.⁴³ Intendant Heinz Schmidt führte dies 1966 natürlich auf die intensive Vorbereitung mittels der 47 Argumente zurück:

»Die anderen kamen als große Individualisten. Jeder ist ein souveräner Meister seines Fachs. Und dann sind sie untergegangen nach allen Urteilen ihrer eigenen Presse. Sie haben erstens kein Argument gebracht, das nicht auf unserer Liste stand. (...) Und das Ergebnis war, daß also selbst Müller-Jabusch schrieb, mit der Dialektik der kommunistischen

Dampfwalze wurden sie niedergewalzt. Sie kamen nicht auf, sie kamen nicht auf. Wenn einer von ihnen anfang, stand einer von uns auf und sagte, das ist ja ganz gut und schön, aber Tatsachen. Und dann bums, bums, bums, bums. Die waren ja genau immer auf alle Argumente vorbereitet.«⁴⁴

Und Peter von Zahn meinte: »Unsere Gegner waren besser in den demagogischen Künsten, wir waren frecher mit Zwischenrufen.«⁴⁵ Nicht verwunderlich, daß auch Karl-Eduard von Schnitzler in seinen Memoiren schreibt: »Die Hamburger Runde hatte weniger Argumente als wir und bekam auch in den eigenen Zeitungen eine schlechte Presse.«⁴⁶

In der späteren DDR-Rundfunkgeschichtsschreibung verklärte man diesen vermeintlichen »Sieg auf der ganzen Linie«. Noch 1971, kurz vor der explizit eingeleiteten Abgrenzungspolitik zur Bundesrepublik, wurden Streitgespräch und Volksbegehren als »Beweis für die Aktivitäten gegen die westliche Spalterpolitik«⁴⁷ dargestellt. 1975, als man sich nicht mehr so gern an den »Kampf um die deutsche Einheit« erinnerte, legte man Heinz Schmidt in einer bearbeiteten Version seiner Äußerungen von 1966 folgendes in den Mund: »...bot ich (...) eine einstündige Diskussion über aktuelle Probleme der deutschen Politik [an], die er [Grimme] benennen könne, mit je drei führenden Rundfunkjournalisten beider Seiten zu führen.«⁴⁸ Im übrigen wurden einige zeithistorische Irrtümer Schmidts von 1966 ungeprüft übernommen und die Teilnahme des 1956 in der DDR zur Unperson gewordenen östlichen Diskussionsteilnehmers Wolfgang Harich verschwiegen. Dieser taucht dann erst wieder 1989 bei Karl-Eduard von Schnitzler auf.

Daß allerdings dagegen in der Rundfunkgeschichtsschreibung der Bundesrepublik dieses Streitgespräch häufig unerwähnt blieb, mitunter nur kurz gestreift wurde und keine detaillierte Darstellung erfuhr, ist wohl auch kein Zufall. Auch dort war man zur Tagesordnung der geteilten Nation übergegangen.

Edition

Heute, fast 50 Jahre später, hinterläßt der Wortlaut der Diskussion, die als Tondokument im Deutschen Rundfunkarchiv Berlin erhalten ist und hier erstmals in schriftlicher Form ediert wird,⁴⁹ einen eher zwiespältigen Eindruck. Angesichts des weiteren Verlaufs der deutsch-deutschen Geschichte könnte man vordergründig meinen, der Text bestätige nur die von den NWDR-Vertretern damals vorgebrachten Argumente gegen die Mittel und Methoden von SED und SMAD zur Durchsetzung ihrer deutschlandpolitischen Ziele. Öffnet er aber nicht vor allem den Blick auf verschenkte Möglichkeiten, man-

gelnde Verantwortung und Diskursfähigkeit auf beiden Seiten?

Die damaligen Kontrahenten hatten die Deutschlandpolitik ihrer jeweiligen Besatzungsmächte stark verinnerlicht, verstanden die Argumente des »Gegners« zum Teil schon nicht mehr oder wollten sie nicht verstehen und waren wenig bereit, auf sie einzugehen - »ein kleines Reflexchen auf die großen Konferenzen«. ⁵⁰ Wenn Haberfeld in der Diskussion auch inständig mahnte, nicht die Politik der Besatzungsmächte zu bewerten, ging es während des gesamten Gesprächs um nichts anderes. »Die Demokratie in den Zonen ist eben verschieden«, charakterisierte Schütz ironisch zutreffend die Lage. Und diese war kompliziert, politisch zugespitzt und, wie die weiteren Zeitläufte bestätigten, tatsächlich tragisch für das deutsche Volk. Das mit dem Kalten Krieg einhergehende polarisierende Freund-Feind-Denken war unter den Diskussionsteilnehmern bereits voll ausgebildet und verhinderte im Verein mit gegenseitiger Furcht vor Vereinnahmung eine deutsch-deutsche Annäherung auch unter deutschen Publizisten. Auch hier liegen die Wurzeln für das heutige schwierige deutsch-deutsche Zusammenwachsen!

Obwohl gerade Harichs Temperament zu emphatischen Ausbrüchen in Klassenkampf-Kategorien führte, ließ er als einziger noch eine gewisse Differenzierungsfähigkeit und die Möglichkeit einer Annäherung im Interesse einer deutsch-deutschen Verständigung erkennen. Dies führte immerhin dazu, daß er allein sowohl in östlichen wie auch in westlichen zeitgenössischen Besprechungen der Diskussion ein Lob erhielt - natürlich mit jeweils anderen Begründungen.

Harich erinnerte sich an die Diskussionen:

»Von einem der westlichen Diskutanten, Eberhard Schütz, (...) auf die verlorenen Ostgebiete angesprochen, scheute ich mich nicht, meine Liebe zur ostpreußischen Heimat zu bekunden und den Wunsch zu äußern, über die Oder-Neiße-Linie möge das letzte, endgültige Wort bislang nicht gefallen sein. Das war noch möglich. Es trug mir danach in der Parteihochschule, von seiten Fred Oelßners, eines Spitzenfunktionärs der SED, bei dem ich Vorlesungen über Karl Marx' »Kapital« hörte, nur ein gelindes Stirnrunzeln ein, mehr nicht. Erst recht gingen an der »Täglichen Rundschau« die sowjetischen Vorgesetzten und Kollegen taktvoll mit Stillschweigen darüber hinweg. Auch keinerlei Selbstkritik wurde mir dort (...) abverlangt.« ⁵¹

Das einzige, was Journalisten in Ost und West damals verband, »war die Sprache. Denn letzten Endes waren sie in dieser Zeit mehr oder minder zugelassene Sprachrohre der jeweiligen Besatzungsmacht«, ⁵² oder »Werkzeuge der größeren Auseinandersetzung«. ⁵³ Das Streitgespräch zwischen NWDR und Berliner Rundfunk »ging aus wie die Kanonade von Valmy: Niemand siegte richtig, die Dinge in

Deutschland nahmen ihren vorgezeichneten Verlauf.« ⁵⁴

Und das Volksbegehren?

»Man muß zugeben, der Schein der moralischen Rechtfertigung liegt auf Seiten der Sowjetunion. Sie fordert, was wir wollen müßten. Einheit, gemeinsame Währungsreform, Abzug der Besatzungstruppen und einen raschen Frieden mit Deutschland. Warum sträuben wir uns dagegen? Weil wir uns fürchten. Zu deutlich für unser Mißtrauen tönt aus der neuen Friedensschalmei die fatale Zukunftsmusik des Anschlusses.« ⁵⁵

notierte die sensible Zeitzeugin Ruth Andreas-Friedrich am 23. Mai 1948. Das Volksbegehren erbrachte elf Millionen Unterschriften im Osten und über drei Millionen im Westen Deutschlands, ⁵⁶ ein Ergebnis, das den Gang der Entwicklung nicht mehr beeinflussen konnte.

Über den eigentlichen Anlaß für die Rundfunkdiskussion am 11. Juni 1948 hinaus spricht aus allen späteren Beschreibungen von Teilnehmern dennoch der Stolz, bei allen politischen Gegensätzlichkeiten noch einmal die Probe gemacht zu haben, »ob Deutsche nach dem Wort »Deutsche an einen Tisch« ohne politische Überwachung der Besatzungsmacht Lösungen finden könnten, die Spaltung zu überwinden.« ⁵⁷ Da es später dann nicht mehr so opportun war, an diese Gesprächsbereitschaft zu erinnern, versuchte beispielsweise Thilo Koch 1984 zu erklären, wie es »damals allgemein empfunden wurde, daß es richtig ist, sich zusammzusetzen, auch wenn es zu nichts führte«. ⁵⁸ Und so blieb nur das Resümee: »Wir konnten von uns sagen: »Wir sind dabeigewesen« - nämlich bei der ersten und bis 1989 letzten solchen gemeinsamen Veranstaltung.« ⁵⁹

Ingrid Pietrzynski, Berlin

Dokument

Ansage: Zu einer öffentlichen Diskussion über das Thema »Das Volksbegehren des Deutschen Volksrates für Einheit und gerechten Frieden - Ja oder Nein« haben auf dem Podium des Großen Sendesaales des Berliner Funkhauses die Vertreter des Nordwestdeutschen Rundfunks und des Berliner Rundfunks Platz genommen. Wir sehen als Gäste vom Nordwestdeutschen Rundfunk Programmdirektor Eberhard Schütz, Peter von Zahn, Hamburg, Herr Willy Troester, Berlin, Direktor Haberfeld, Berlin, und als Diskussionsleiter Axel Eggebrecht, Nordwestdeutscher Rundfunk Hamburg. Für den Berliner Rundfunk nehmen an der Diskussion teil: Prof. Dr. Steiniger, Wolfgang Harich, Herbert Gessner und Karl-Eduard von Schnitzler. Als Gastgeber eröffnet nun Heinz Schmidt, der Intendant des Berliner Rundfunks, die Diskussion.

Schmidt: Meine Damen und Herren, verehrte Gäste! Darf ich Sie alle im Namen des Berliner Rundfunks in diesem Hause willkommen heißen. Es

hat selten eine Gelegenheit gegeben, in der ich mit so großer Freude wie heute eine Diskussion eröffne, die, wie wir alle hoffen, in fairer und sauberer Weise zur Klärung von Begriffen, zur Klärung von Fragen beitragen wird, die uns heute allen am Herzen liegen. Ich gebe also, ohne weitere Worte zu machen, das Wort weiter an den Leiter dieser Diskussion, Herrn Axel Eggebrecht.

Eggebrecht: Meine verehrten Anwesenden und liebe Hörer, die hier heute recht zahlreich und in zwei Zonen jetzt der Diskussion lauschen können. Sie alle erleben eine Art Premiere. Was sich jetzt hier abspielen wird, das hat es wohl bei Boxkämpfen in den letzten zwei oder drei Jahren schon manchmal gegeben, daß verschiedene Zonen und verschiedene Sender sich darüber einig sind und gemeinsam eine Sendung ausstrahlen, aber Diskussionen wie die heutige sind noch niemals gemeinsam gesendet worden seit 1945. Ob die Boxer alt oder jung waren, das hat dabei nicht so interessiert, es waren immer ziemlich große Radioerfolge. Hoffen wir, daß der Streit der Ideen, mögen sie nun alt oder neu sein, die hier aufeinanderprallen, ebenso interessant wird. Und wenn wir in dem Bild bleiben wollen, dann muß ich als Leiter der Diskussion, also gewissermaßen als Unparteiischer, die hier versammelten, erfahrenen Kämpfer ermahnen, Tiefschläge möglichst zu vermeiden, das heißt also, daß wir in dem fairen Geist, den der Intendant Schmidt eben beschworen hat, unsere Diskussion miteinander führen wollen. Wir werden uns nicht an ein sklavisches Schema, abwechselnd die eine oder andere Partei und ähnliches, halten, und ich denke, daß wir das Ganze so locker wie möglich, so improvisiert wie möglich führen und selber schon darauf aufpassen, daß man dem anderen nicht zu lange das Wort abschneidet. Ich werde mir erlauben, 20 Minuten vor Schluß und dann noch einmal fünf Minuten vor Schluß darauf aufmerksam zu machen, daß die Zeit sich dem Ende nähert, denn erfahrungsgemäß um diese Zeit ist man dann im Thema festgebissen und überlegt sich nicht mehr genau, wieviel Zeit man noch zur Verfügung hat.

Vorstellen ist nicht mehr nötig, Gott sei Dank, das hat Herr Intendant Schmidt in seiner Ansage eben schon gemacht. (Lauter, lauter-Rufe) Lauter. Und das Thema ist allseits bekannt, ich darf jetzt einen der Vertreter des Berliner Rundfunks zunächst bitten, das Thema des Abends zu stellen.

Steiniger: Meine werten Herren Kollegen vom Nordwestdeutschen Rundfunk! Nachdem die von uns zu einer öffentlichen demokratischen Diskussion über die zu erörternde Lebensfrage des deutschen Volkes aufgeforderten fünf Chefredakteure der in den Westsektoren Berlins lizenzierten Presse diese Aufforderung ausgeschlagen haben, war es für uns eine ganz besondere Freude, daß Sie den Weg von sich aus hierher gefunden haben und die Aufforderung zu einer demokratischen Disputation angenommen haben. Das Thema dieser Disputation steht auf den Zetteln des Volksbegehrens, steht an der Wand dieses Saales. Deutschland ist eine unteilbare demokratische Republik, in der den Ländern ähnliche Rechte zustehen sollen wie sie die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 enthielt. Das ist das Thema des Volksbegehrens und das Ja oder Nein zu diesem Thema ist der einzige, der entscheidende Gegenstand dieser unserer heutigen Verhandlung. Wir sind der Ansicht,

daß dieses Thema zu bejahen eine politisch legitime Verpflichtung jedes Deutschen ist. Sie werden verzeihen, daß ich als Staatsrechtler der Berliner Universität auch Wert darauf lege zu sagen, daß ich es in juristischem Sinne für legal erachte.

Lassen wir den Streit in diesem Auditorium darüber, ob die Weimarer Verfassung, auf die dieses Volksbegehren zurückgreift, die einzige jemals in Geltung gewesene deutsche demokratische Verfassung, heute noch formal gilt oder nicht. Sicher gilt, daß, was in den Potsdamer Beschlüssen eindeutig von sämtlichen alliierten Kontrollmächten in gemeinsamem Interesse von uns allen beschlossen worden ist, die Einheit eines demokratisch umgestalteten Deutschland zu erzielen und zu erhalten. Zu der Einheit eines demokratischen Staates gehört die Aufrechterhaltung seiner demokratischen Lebensnormen. Nicht aufgehoben und daher nach ausdrücklicher Bestimmung des Kontrollrats rechtszuständig ist jedes Gesetz, das hiermit nicht im Widerspruch steht. Ist somit auch das Gesetz über den Volksentscheid von 1921, in dem Volksbegehren mit genau geregelten Formen vorgesehen sind für jeden Deutschen, in dem jede Gemeinde, Behörde, verpflichtet ist, die Stimmlisten aller wahlberechtigten Deutschen zur Verfügung zu stellen und öffentliche Eintragungen nicht zu behindern, nicht nur zu gestatten, sondern zu fördern, um festzustellen, ob, wie es in dem Paragraphen 43 dieses Gesetzes heißt, ein Zehntel der Stimmberechtigten das Begehren bejaht, womit es in rechtlichem Sinne zustande gekommen ist und der Entscheidung einer demokratisch gewählten Instanz unterbreitet werden muß, das heißt in unserem Falle einer zu bildenden deutschen Nationalversammlung. Dies wollte ich als Thema unserer Debatte zur Verfügung gestellt haben und darüber, denke ich, werden wir nun reihum manches zu sagen [haben].

Eggebrecht: Das war Herr Prof. Steiniger vom Berliner Rundfunk als Vertreter des Berliner Rundfunks. Und nun nimmt vielleicht ein Teilnehmer, Herr Troester, vom Nordwestdeutschen Rundfunk das Wort.

Troester: Das Thema Volksbegehren ist an gewisse Voraussetzungen geknüpft. (Lärm) Zur Durchführung eines Volksbegehrens gehören demokratische Voraussetzungen. Das Volksbegehren ist, das wird mir Herr Prof. Steiniger bestätigen, ein demokratisches Instrument. Wie ist es gekommen, daß nicht alle Deutschen zu dieser Frage von vornherein Ja gesagt haben? Warum wurden auf vielen Seiten schwerste Bedenken geäußert? Diese Frage stellen, führt zu dem eigentlichen Thema des heutigen Abends, zu dem Thema der politischen, demokratisch-politischen Lebensbedingungen in dem Raum, in dem das Volksbegehren bevorzugt propagandistisch heute durchgeführt wird. Wir wissen alle, in welcher Form das Volksbegehren in der sowjetischen Besatzungszone aufgezogen worden ist. Es hat in Weimar Ende April eine Funktionärversammlung gegeben, in der, wie aus einer Notiz hervorging, (Zwischenruf: Lauter!) in der die gesamte Kraft für die Durchführung des Volksbegehrens von den Organisationen der Zone gefordert wurde. Und als Schluß dieses Abends wurde ein Stück aufgeführt »Ein Gespenst geht um«.

Es ist in der Tat so, daß seit dem Anlaufen der Propaganda in der Zone, und das weiß ich aus vielen persönlichen Gesprächen und aus Briefen, eine

besorgte Stimmung in weitesten Kreisen darüber herrscht: können wir uns einzeichnen, müssen wir uns einzeichnen, sollen wir uns einzeichnen. Ich sehe, Herr Prof. Steiniger, Sie sind da anderer Meinung. Sie können nachher auf Fragen, auf ganz konkrete Fragen, die ich Ihnen stellen werde, vielleicht antworten dazu. In Berlin wurde kurz vor dem Anlaufen des Volksbegehrens, verbreitet in einer Versammlung, von einem Mitglied des Ständigen Ausschusses des Volksrates gesagt, es kann einmal die Stunde kommen, in der jeder froh sein wird, die Legitimationskarte für seine Einzeichnung in Händen zu haben. Und wir wissen, daß in der Zone in jeder Form versucht wird, die Bevölkerung zur Einzeichnung zu bewegen. Nicht etwa nur durch Propaganda, dagegen habe ich gar nichts, sondern durch den Druck, wenn du dich nicht einzeichnest, wenn du das nicht tust, dann hast du Nachteile. Der FDGB hat Rundschreiben verbreitet, in denen es ganz klipp und klar heißt - ich habe solche in Händen - wer sich nicht zum Volksbegehren einzeichnet, wird von der Spinnstoffversorgung in der nächsten Zeit ausgeschlossen. (Lärm) Über diese Dinge ist eine Diskussion nicht nötig, und ich weiß, daß die Hörer in der Ostzone sie wahrscheinlich viel besser kennen als wir hier. Aber ich glaube, wenn man ein Volksbegehren in dieser Form aufzieht, dann ist das keine ernsthafte politische Manifestation, sondern eine Parodie eines Volksbegehrens.

Niemand hätte lieber gesehen, wenn wir die Einheit in Deutschland schon drei Jahre hätten, als ich, darüber gibt es gar keinen Streit, und die Frage an sich ist töricht, aber in dieser Weise, wie das Volksbegehren von dem Volksrat für Einheit und gerechten Frieden aufgezogen worden ist, meine Herren, in dieser Weise geht es eben nicht. Das ist das erste, was ich dazu zu sagen habe, und ich glaube, ich bin nicht mißverstanden worden, wenn ich die Frage des Themas mit einem Nein beantworte. Das bezieht sich auf das vom Volksrat für Einheit und gerechten Frieden durchgeführte Volksbegehren.

Eggebrecht: Das war also Herr Troester vom Nordwestdeutschen Rundfunk Berlin. Und nun möchte Herr Gessner.

Gessner: Ich glaube, ich habe Herrn Troester nicht falsch verstanden, wenn er seinen Widerspruch zum Volksbegehren darauf begründet, es werde unter Zwang, unter Druck in der Ostzone durchgeführt. Nun Herr Troester, ich werde mir erlauben, dazu einmal den ›Telegraph‹ zu zitieren, ein Blatt, das Sie nicht des Kommunismus verdächtigen können. Nach dem ›Telegraph‹ vom 29.5. - die Zeitung steht Ihnen zur Verfügung - heißt es: »Das Ergebnis des Volksbegehrens in Potsdam hat auf die SED-Führung wie eine kalte Dusche gewirkt. Man war nicht wenig erstaunt, daß sich trotz aller Rechenkünste nicht einmal 20 Prozent aufweisen ließen. Noch niederschmetternder sind die Ergebnisse aus Brandenburg und Frankfurt/Oder. Das schlechteste Ergebnis im Ruppiner Kreis wird aus der kleinen Stadt Gransee gemeldet, wo sich nur neun Prozent in die Listen eingetragen haben.«

Ich sehe hier einen sehr deutlichen Widerspruch. Und ich meine, man sollte sich von Ihrer Seite doch nicht auf zwei einander widersprechende propagandistische Linien, sondern auf eine einigen. Ich meine, man sollte entweder sagen, von Ihrer Seite aus, das Volksbegehren wird unter einem unerhörten

Terror und Druck in der Ostzone durchgeführt. Jeder muß. Dann aber sind solche Nachrichten, daß sich nur neun, zehn, 20 Prozent eingetragen haben, sehr hinfällig und ungläubwürdig. Oder aber Sie werden sagen, es haben sich nur 20 Prozent eingetragen, nur zehn, dann können Sie nicht mehr sagen, dies sei unter Druck geschehen.

Nun möchte ich aber nicht [den] Anschein erwecken, als gäbe es nicht etwas, was wir ein Produkt der Erziehung des deutschen Volkes in den letzten zwölf Jahren nennen können. Das heißt, ich bin sicher, daß auch in der Ostzone manche Menschen, die an sich politisch völlig indifferent sind, für das Volksbegehren stimmen werden, weil, wie sie glauben, das die Obrigkeit so wünsche. Das aber dann als Druck zu bezeichnen, glaube ich, ist deshalb falsch, weil ich sonst zum Beispiel ein Gegenbeispiel Ihnen entgegenhalten könnte: Nämlich ich bin doch immerhin, trotz eineinhalbjähriger Abwesenheit, jetzt noch Spezialist für Bayern. Und ich weiß sehr wohl, daß dort die Bauern, wenn ein Kanzelredner, ein katholischer Geistlicher, am Wahltag auf die Kanzel steigt und sagt, wählt CDU, diese nicht wagen werden, eine andere Partei zu wählen. Ich glaube, daß beides falsch ist, sowohl in der Ostzone wie in Bayern. Das heißt, daß das jene mangelnde Zivilcourage, jene Art von Untertanengeist ist, die wir gemeinsam, Sie und wir, in ganz Deutschland ausrotten sollten. Aber dabei, glaube ich, übersehen viele Westpolitiker und können es sich schon nicht mehr vorstellen, daß die Bevölkerung, daß die Menschen wirklich für die Einheit sind, daß dies eine Selbstverständlichkeit für sie ist, sich einzutragen.

Nun möchte ich über etwas anderes sprechen, Herr Tröster, nämlich es gibt auch einen Zwang zur Nicht-Einzeichnung. Einen Zwang, den gerade die Berliner sehr gut kennengelernt haben. Und dieser Zwang sieht so aus (...) (starker Beifall).

Eggebrecht: Entschuldigen Sie, eine Sekunde, bitte. Ich bitte herzlich im Interesse der Diskussion auf Beifallskundgebungen für jede hier laut werdende Meinung zu verzichten.

Harich (?): Und Mißfallenskundgebungen!

Eggebrecht: Mißfallenskundgebungen natürlich gleichfalls.

Gessner: Ich meine, unter den Zwang zur Nicht-Einzeichnung fallen die Jugendlichen, die man beispielsweise nur, weil sie Plakate kleben in Buckow, mit Polizeihunden hetzt. Die Jugendlichen, die man durch den französischen Sektor beispielsweise in Handschellen führt, nur weil sie Plakate geklebt haben. Die Jugendlichen, die, wie wir jetzt gestern einen Fall gehabt haben, die nur weil sie ein Plakat geklebt haben für das Volksbegehren, nur weil sie Listen bei sich geführt haben, zu einem Jahr Erziehungsheim für schwererziehbare Jugendliche eingewiesen werden.

Aber noch etwas: Oberst Howley, der amerikanische Stadtkommandant von Berlin, erwähnte einmal, das Volksbegehren und die Volksbewegung für Einheit und gerechten Frieden habe nur die Unterstützung von drei Prozent. Er sagte es genauer. Er meinte von einem Prozent Kriminellen, von einem Prozent Verrückten und einem Prozent Kommunisten. Ich sehe darin eine großartige Chance für Sie, die Sie das Volksbegehren ablehnen. Nämlich, wenn sich das so verhält, wie Oberst Howley sagt, dann verstehe ich nicht, warum man in der amerikanischen Zone, in der

französischen Zone, das Volksbegehren verbietet. Warum man solche Prozesse führt, warum man Terror gegen Jugendliche anwendet. Bitte lassen Sie doch dann einfach in ganz Deutschland ungehindert in jeder Zone abstimmen und lassen Sie sich diese kläglichen drei Prozent einmal blamieren. Wenn Sie das nicht wollen, dann haben Sie Furcht vor dem Bekenntnis des deutschen Volkes zur Einheit.

Eggebrecht: Herr Haberfeld vom Nordwestdeutschen Rundfunk.

Haberfeld: Ja, zunächst halte ich es für notwendig, etwas präziser zu werden. Sie sprechen über die Politik (...). (Gemurmel) Ich halte es für nötig, etwas präziser zu werden. Sie sprechen hier über die Politik der Besatzungsmächte. Ich glaube, wir müssen dieses Thema ausschalten, sonst kommen wir nicht zum Kern der Dinge. Nun möchte ich auf das eingehen, was Sie zu Anfang sagten. Sie sprechen von einem Produkt der Erziehung der letzten, oder sagen wir der Jahre der nationalsozialistischen Regierung in Deutschland. Es gibt ein solches Produkt. Sie haben Recht. Aber daß die SED von diesem Produkt Gebrauch macht, das ist das, was das Volksbegehren diskreditiert. Wenn Sie von Druck sprechen und den gewissermaßen als das Ergebnis dieses Produkts der Erziehung kennzeichnen, so hat das eine gewisse Berechtigung. Damit können Sie aber klare Pressionsmaßnahmen der SED und der ihr angeschlossenen Organisationen nicht erklären.

Ich möchte Ihnen nur drei ganz kurze Beispiele solcher Pressionen nennen: In Stendal werden Personen, die sich nach einer gewissen Zeit nicht eingetragen hatten, schriftlich aufgefordert, sich bei der Kriminalpolizei, Abteilung K 3, zu melden und dort die Einzeichnung nachzuholen. In Borna werden die Verwandten von Personen, die auf Reisen sind, vorgeladen und müssen sich für ihre abwesenden Verwandten einzeichnen.

Sie sprachen von dem Druck, der auf die Jugendlichen ausgeübt wird, im Negativen. Dazu muß ich sagen, daß der Präsident Wandel von der Verwaltung für Volksbildung die Leiter der höheren Schulen im sowjetischen Sektor Berlins angewiesen hat, in die Beurteilung der Abiturienten aufzunehmen, ob sie sich oder ob sie sich nicht in das Volksbegehren eingezeichnet haben. Das sind Tatsachen, mit denen Sie also rechnen müssen, die Sie kennen. Und das sind Tatsachen, die diesen Mißkredit so hochgebracht haben, so gesteigert haben, daß Sie zum Beispiel in der britischen Zone, wo ja das Volksbegehren nicht verboten ist, ein Ergebnis haben werden, das Sie vielleicht wundert.

Ich möchte noch eine ganz neue Nachricht hinzufügen, die etwa in dieselbe Linie fällt. Ich habe hier, durch ein Telefongespräch mit dem entsprechenden Krankenhaus bestätigt - sie ist unglaubwürdig, deswegen habe ich selber recherchiert - es ist aber so, daß in einem Krankenhaus im sowjetischen Sektor Berlins, in der geschlossenen Abteilung für Geisteskranke, Unterschriften gesammelt worden sind für das Volksbegehren. (Lärm)

Eggebrecht: Das war Herr Haberfeld, jetzt Wolfgang Harich von Berlin.

Harich: Herr Haberfeld, um dieses Volksbegehren ist ein Kampf entbrannt - ein Kampf, in dem beide Parteien, die Gegner der Einheit Deutschlands und die Bejaher der Einheit Deutschlands in jeder Zone unter verschiedenen Bedingungen kämpfen. In der

amerikanischen Zone kämpfen sie unter der Bedingung, daß es von der Militärregierung verboten ist, sich zu der Einheit Deutschlands, zu der unteilbaren demokratischen Republik zu bekennen.

Schütz (?): Verzeihen Sie (...).

Harich: In der sowjetischen Zone sind die Entfaltungsbedingungen für die Anhänger des Volksbegehrens und der Einheit Deutschlands ungeheuer günstig, und es gibt Kräfte in den anderen Zonen, die das Volksbegehren diskriminieren und dabei unfair handeln. Und es gibt in der Ostzone Menschen, die die Gegner des Volksbegehrens diskriminieren und dabei unfair handeln. Es kommt jetzt aber nicht darauf an, daß wir uns 20 Beispiele von verhafteten Jugendlichen aus dem amerikanischen Sektor und 20 Beispiele von etwas bedrohten Leuten aus der Ostzone gegeneinander an den Kopf werfen - das führt zu keinem Resultat - sondern jetzt die Diskussion um den Inhalt des Volksbegehrens geht um die Frage, sind die Menschen, die dieses Gesetz erlassen haben wollen, sachlich im Recht oder nicht?

Eggebrecht: Herr Schütz vom Nordwestdeutschen Rundfunk.

Schütz: Herr Harich, dazu möchte ich erst mal versuchen, etwas richtigzustellen, was Sie eben sagten. (Zwischenruf: Lauter!) Sie sprachen von den zwei Parteien, die sich gegenüberstehen. Den Gegnern der Einheit Deutschlands und den Anhängern und Befürwortern der Einheit Deutschlands. Das ist ja gar nicht richtig! Es stehen sich gegenüber zwei Parteien, die beide für die Einheit Deutschlands sind! (Gemurmel) Die einen sagen, wir machen das auf dem Weg über ein Volksbegehren und einen Volksentscheid mit, ich weiß nicht wieviel Paragraphen (...).

Steiniger: (...) einem!

Schütz: Einem! Und die anderen sagen, welche Einheit? Ein einheitliches demokratisches Deutschland! Tja, die Demokratie in den Zonen ist eben verschieden. Und im Westen sagt man, wenn man die Einheit Deutschlands auf diese Art und Weise verwirklichen will, daß wir in Deutschland vier Ostzonen, politisch, das heißt daß die anderen politisch sich der Ostzone anschließen, dann verzichten wir vorläufig lieber auf diese sogenannte Einheit. (Zwischenruf: Pfu!) Es gibt ja andere Wege oder es gäbe andere Wege für das deutsche Volk, das Bekenntnis zur Einheit Deutschlands abzulegen. Die Wahl einer verfassunggebenden Nationalversammlung zum Beispiel. Tja, die Wahlen zu einer verfassungsgebenden Nationalversammlung müßten, da wir ja eine parlamentarische Demokratie wünschen, müßten durchgeführt werden von allen deutschen Parteien, und zwar von allen Parteien in allen Zonen. Die Voraussetzung wäre zum Beispiel die Zulassung der SPD in der Ostzone. Die Voraussetzung wäre Meinungsfreiheit in der Ostzone. Und ich glaube, meine Herren, wenn diese Voraussetzungen in der Ostzone geschaffen wären und ein Volksbegehren dann durchgeführt würde, dann bräuchten wir uns nicht gegenüberzusetzen. Denn zu einer einheitlichen demokratischen deutschen Republik würden wir uns ebenso nachdrücklich bekennen, wie Sie es heute zu der Fragestellung des Volksbegehrens des Volksrates tun. Aber weil wir den Volksrat ablehnen und das, was er repräsentiert, deswegen sind wir gegen sein Volksbegehren. Aber man soll uns nicht unterscheiden, daß wir gegen die Einheit Deutschlands sind.

Eggebrecht: Herrn Schütz möchte jetzt Herbert Gessner von Berlin antworten.

Gessner: Sie sagten eben Herr Schütz, wir sind, und damit meinten Sie sowohl Ihre Richtung als auch unsere, alle für die Einheit Deutschlands. Nun, gestatten Sie mir, daß ich davon nicht ganz überzeugt bin. Ich glaube zwar, daß alle anständigen Deutschen selbstverständlich für die Einheit Deutschlands sind. Ich sehe aber, daß London diesen Wunsch des deutschen Volkes, die Londoner Empfehlungen meine ich, in krasser Form ignoriert. Ich sehe, daß es in den westlichen Besatzungszonen maßgebliche Politiker gibt, Politiker, die heute wesentliche Positionen innehaben, die, denken Sie an die bayrische Verfassung, denken Sie an die Verfassung von Rheinland-Pfalz, dieses Bekenntnis zur Einheit Deutschlands in keiner Weise ablegen. Denn in Bayern heißt es zum Beispiel in der Präambel der Verfassung: Bayern wird einem eventuell noch zu gründenden deutschen Bundesstaat beitreten. In der Verfassung von Rheinland-Pfalz heißt es: Darüber müsse der Gerichtshof, der Verfassungsgerichtshof, entscheiden. (...)

Ich sehe den Ellwanger Kreis und ich sehe aus all diesen Dingen, die wir aus den Westzonen täglich und stündlich hören, daß die Einheit Deutschlands in einer absoluten Gefahr steht. Daß wir, das gesamte deutsche Volk, uns in einer tragischen Situation befinden. Nun glaube ich, daß unter diesen Umständen es nicht zuletzt um die Form dieser Einheit Deutschlands gehen kann, sondern daß die wesentliche Aufgabe des gesamten deutschen Volkes überhaupt darin bestehen muß, überhaupt erst einmal die Einheit und damit seine nationale Existenz und die nackte nationale Existenz zu sichern. Sie sagten, Sie verlangten die Einberufung einer verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung, das heißt Wahlen dafür. Nun, eben dieser Volksrat, den Sie eben abgelehnt haben, hat in seiner letzten Sitzung diese Wahlen zu einer verfassungsgebenden Nationalversammlung vorgeschlagen und angeregt. Aber, wie gesagt, wir glauben, daß es zunächst einmal darum geht, überhaupt die Einheit, überhaupt die Existenz schlechthin zu sichern und dann über die Formen zu diskutieren. Und es mag sein, daß wir in dieser verfassungsgebenden Nationalversammlung vielleicht in der Minderheit sein werden, nun gut. Ich persönlich möchte sagen, daß wir uns vor einer Mehrheit, wie sie meinerwegen durch Herrn Müller-Jabusch oder durch Herrn Erik Reger, die sich vor dieser Diskussion im Gegensatz zu Ihnen gedrückt haben, keinerlei Angst haben. Um es zusammenzufassen: Ich glaube, man kann entweder nur die Londoner Empfehlungen bejahen, dann ist man nicht für die Einheit Deutschlands. Oder aber man ist für die Einheit Deutschlands, dann muß man die Londoner Empfehlungen eindeutig ablehnen und für das Volksbegehren eintreten. Und es würde mich interessieren, wieweit Sie mit den Londoner Empfehlungen übereinstimmen, wieweit Sie an ihnen Kritik geübt haben bzw. Ihre Zustimmung gegeben haben.

Eggebrecht: Herr Schütz wollte noch etwas ergänzen.

Schütz: Ja, nur eine Zwischenfrage. Wenn ich Sie recht verstehe, dann verstehen Sie im Augenblick unter Einheit Deutschlands als unteilbare demokratische Republik die geographische Einheit. Und dieses

Blatt hier, was ich vor mir liegen habe - ich glaube für die Hörer am Lautsprecher muß ich das etwas beschreiben - scheint das auch zu bestätigen. Das ist eine Landkarte Deutschlands, auf der die westlichste Stadt Aachen ist, die östliche Stadt Frankfurt an der Oder, und die Karte Deutschlands wird mit einer Schere zerschnitten und darunter steht: »Nie! Niemals!« Die Schere ist an der Zonengrenze, eine Grenze zwischen den Westzonen und der Ostzone, angesetzt. Ich glaube, wenn man schon ein Volksbegehren für die geographische Einheit Deutschlands veranstaltet und Scheren ansetzt, um zu zeigen, was man will, dann sollte man doch auch in diesen Fällen zeigen, wo bisher schon die Scheren nicht nur angesetzt wurden, sondern wo sie schon beträchtliche Schnitte gemacht haben. Und wenn Sie die geographische Einheit Deutschlands verstehen als eine unteilbare demokratische Republik, in der alle deutschen Gebiete und alle deutschen Städte enthalten sind, dann vermutlich doch auch deutsche Städte (...), nun Breslau, Saarbrücken (...). Und vielleicht könnten Sie, nicht auf dem Weg über den Volksrat, aber auf dem Weg über andere Organisationen, sagen wir die Kominform, in dieser Frage etwas tun.

Eggebrecht: Herr Harich.

Harich: Sie haben recht, daß unserer Karte, der Karte von Deutschland, furchtbare Schnitte zugefügt worden sind. Wir haben durch Annexion Schlesien, Pommern, Ostpreußen verloren. Keiner von uns ist darüber glücklich oder damit einverstanden. Aber als Deutsche, die nicht auf die Gegensätze zwischen den Besatzungsmächten spekulieren, halten wir uns an das letzte große Dokument, das von allen Besatzungsmächten unterzeichnet worden ist, an die Potsdamer Beschlüsse, die die Unterschrift von Truman, Atlee und Stalin tragen. In diesen Potsdamer Beschlüssen gibt es einen Passus, demzufolge die endgültige Regelung der deutschen Grenzen einer zukünftigen Friedenskonferenz vorbehalten sein soll. Nun, dieser Passus gibt uns Hoffnung und gibt uns eine Chance. Und selbstverständlich wird es die nationale Pflicht einer deutschen Delegation auf einer zukünftigen Friedenskonferenz sein, gestützt auf diesen Passus des Potsdamer Abkommens in der Grenzfrage im Osten und im Westen eine für das deutsche Volk möglichst günstige Lösung zu erzielen. Aber ich frage Sie: Was sind die Voraussetzungen für eine solche Friedenskonferenz? Was nützt es, wenn die Sowjetunion und Polen den demokratischen Politikern der Ostzone 20mal versichern, wir anerkennen nicht die Annektierung des Saargebiets, und wenn die Politiker Amerikas und Englands den demokratischen Politikern der Westzonen 20mal garantieren, wir anerkennen nicht die Oder-Neiße-Linie? Davon hat das deutsche Volk gar nichts. Aber wenn wir als einheitlicher deutscher Staat durch eine deutsche Nationalversammlung vertreten werden, und wenn diese deutsche Nationalversammlung zu einer Friedenskonferenz eine Delegation entsendet, die im Namen ganz Deutschlands spricht, dann sieht die Sache schon anders aus.

Und wir wollen durch das Volksbegehren die Garantierung der staatlichen Einheit dessen, was uns zur Zeit von Deutschland geblieben ist, und dann auf dieser Basis einen Friedensvertrag, bei dem eine deutsche Delegation die deutschen Interessen zur Geltung bringen muß. Nun, ich will noch etwas sagen.

Ich werde Ihnen jetzt etwas sagen, wo ich weiß, daß ich nicht im Namen aller Anhänger der deutschen Einheit und im Namen aller Anhänger des Volksbegehrens spreche, das ist meine Privatsache. Ich bin gebürtiger Ostpreuße, und Sie können mir glauben, daß ich den Verlust meiner Heimat ungeheuer schmerzlich bedaure. Aber ich frage mich, warum habe ich meine Heimat verloren? Weil der deutsche Faschismus im Jahre 1939 wegen des polnischen Korridors einen Krieg angefangen hat! Mit anderen Worten: Wenn wir rechtzeitig, energisch genug, gegen all die chauvinistischen Schreihälse gekämpft hätten, die in der Frage des polnischen Korridors eine wilde Hetze gegen Polen entfaltet haben, dann hätten wir heute noch Breslau und Königsberg und Stettin. Aus dieser geschichtlichen Erfahrung, die unser Volk schöne Provinzen im Osten und dazu Millionen Tote gekostet hat, sollten wir gelernt haben. Das heißt, wir sollten versuchen, was wir können, um auf einer Friedenskonferenz, auf dem Weg friedlicher Aussprache, friedlicher Verhandlungen eine bessere Grenzziehung zu erreichen. Aber wir haben die Pflicht, um des Friedens willen, jeden Menschen zu bekämpfen, der aus der Frage der Ostgrenze eine neue chauvinistische Hetze macht und unser Volk gegen Polen hetzt, damit es eines Tages als Kanonenfutter in einen neuen Krieg zieht.

Zweitens: Die Abtrennung dieser Ostgebiete, wie ist die erfolgt? In Potsdam wurden diese Gebiete unter polnische Verwaltung gestellt und der Autorität des Alliierten Kontrollrates entzogen und dazu haben Truman, Atlee und Stalin ihre Unterschrift gegeben. Weiter: Die Millionen Deutscher, die daraufhin von Polen ausgesiedelt wurden, sind ausgesiedelt worden mit der Zustimmung der englischen und der amerikanischen und französischen und sowjetischen Behörden in Deutschland und auf die einzelnen Zonen verteilt worden. Jetzt auf einmal entdecken die Engländer und Amerikaner ihre Sympathie für Deutschland und sagen, wir können diese Ostgrenze nicht als endgültig anerkennen. Haben diese Menschen sich damals vorgestellt, daß man die Bevölkerung umsiedeln und dann wieder zurücksiedeln kann? Nein! Sondern, sie haben zugesehen, als man uns diese Wunde schlug, und haben sich vorgenommen, bei der nächsten besten Gelegenheit, Salz in diese Wunden zu streuen. Sie haben sich vorgenommen und sie tun es, den deutschen Chauvinismus durch diese Frage zu reizen, damit sie eines Tages ihn benutzen können. Mensch, diese Mächte haben doch politische Spannungen mit Polen! Polen ist auf dem Wege zum Sozialismus! Polen ist Amerika und England und ihren Kapitalisten ein Dorn im Auge. Und jetzt wollen sie die Deutschen einspannen, damit wir uns in ein politisches Abenteuer stürzen. Das wollen wir unter gar keinen Umständen! (Beifall)

Eggebrecht: Ich wollte gerade bitten, ein kleines bißchen kürzer zu werden, weil meine berühmten 20 Minuten vor Schluß angebrochen sind. Es hat sich jetzt Herr Troester zu Wort gemeldet, nachher möchte Peter von Zahn sprechen, vielleicht zwischendurch Herr Steiniger. Also die Reihenfolge jetzt Troester, Herr Steiniger, von Zahn.

Schütz: Ich möchte aber doch noch sagen, Herr Schmidt, daß zur Bedingung dieser Diskussion gehörte, daß kein Beifall geklatscht wird.

Schmidt: Ja, natürlich.

Schütz: Und ich muß mich an diese Bedingung halten, sonst trete ich aus der Diskussion aus! (Lärm)

Eggebrecht: Sämtliche Teilnehmer der Diskussion sind dieser Ansicht, wie ich feststelle, und ich bitte die Anwesenden nochmals von allen Mißfallens- und Beifallskundgebungen für die nächsten letzten 20 Minuten zu verzichten.

Schmidt: Ja, vielleicht darf ich für den Berliner Rundfunk mich dieser Bitte anschließen. Das war die Bedingung, unter der wir diese Diskussion öffentlich veranstalten.

Troester: Herr Gessner, Sie haben mich mißverstanden, ich wollte vorhin noch ein paar Beispiele bringen und in meiner zurückhaltenden Art bin ich vielleicht nicht ganz klar geworden. Ihren Mißerfolg in Potsdam und einigen anderen Orten bedaure ich. Es geht hierbei um ganz grundsätzliche Fragen der politischen Lebensbedingungen in der Ostzone, nicht nur aus Anlaß des Volksbegehrens - aber darüber sprechen wir heute -, und es läßt sich gar nicht vermeiden, weil diese beiden Fragen zusammenhängen, daß auch die politische Tätigkeit in der Zone hier kurz gestreift wird. Um so mehr als der Volksrat sich zusammensetzt aus den Organisationen der Zone, aus der SED, CDU, LDP und einigen anderen, FDGB und einigen anderen sonstigen Organisationen der sowjetischen Besatzungszone. Es ist doch so, daß die politischen Parteien, soweit sie nicht die SED darstellen, in der Zone nicht die Möglichkeit haben, entsprechend ihrem Parteiprogramm zu arbeiten. Und es ist ja deswegen auch so, daß in der Ostzone die Parteiapparate der CDU und LDP zwangsmäßig zwar auf den Kurs eingeschwenkt sind, die Einzelmitglieder die Politik dieser Parteien aber nicht mitmachen. Sie wissen genau [so] gut wie ich, auch wenn die Funktionäre dieser Parteien unter sich zusammensitzen, daß dann eine ganz andere Sprache gesprochen wird als bei öffentlichen Kundgebungen. Das ist keine Demokratie. Unter solchen Umständen kann auch kein Volksbegehren durchgeführt werden. Denn wenn ein Druck, wie er tatsächlich vorhanden ist, ausgeübt wird, und wenn, ich glaube, Herr Gessner, Ihre Ergebnisse in Potsdam und sonstwo werden sich noch entsprechend geändert haben oder ändern. Wenn nachher die berühmten 99, 95, 91 oder 100 Prozent herauskommen, wobei es eine Rolle gespielt haben mag, daß Mehrfacheintragungen vorgekommen sind - das ist noch ein Sonderkapitel - dann sollte man eine solche Befragung, die keine Befragung ist, überhaupt nicht durchführen. Dann hätte es nämlich genügt, die Einwohnermeldelisten einzureichen. Auch die notarielle Beurkundung des Volksbegehrens, Herr Prof. Steiniger, das ist doch eine Chimäre! Was sollen denn die Herren Notare beurkunden, die das Ergebnis demnächst dem Kontrollrat als ordnungsmäßig vorzulegen haben werden? Doch nur das Funktionieren der Zählmaschinen! An die Substanz, an die politische Substanz dieser ganzen Angelegenheit geht es nicht.

Ich bin Herrn Harich dankbar, daß er - ich habe es heute zum ersten Mal gehört - sich in der Frage der Oder-Neiße-Linie meiner Auffassung anschließt. Ich bin nicht so gut über die Intentionen der Besatzungsmächte unterrichtet wie Herr Harich, aber ich glaube auch, alle Deutschen sollten keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um immer wieder die Forderung nach der Wiederherstellung einer wirklich le-

bensnotwendigen deutschen Grenze zu erheben. Und ich glaube, ich entsinne mich jedenfalls nicht, daß die SED in prononciierter Form diese Forderung einmal erhoben hätte. Ich weiß sogar, daß in der Zone, jedenfalls der LDP und der CDU, die Diskussion dieser Frage untersagt wurde. Unter diesen Umständen, und das ist ja die große politische Linie, um die es geht. Es geht nicht um Einzelbeispiele, es geht nicht um diese »Kinder«-Volkseintragungen und so weiter, sondern die große politische Linie ist doch vollkommen klar. Und ich liebe es einfach nicht, um die Dinge herumzureden, die jeder kennt. Es ist doch vollkommen klar, daß in der Zone ein politisch freies Leben nicht möglich ist. Wenn ich bei einer Entscheidung mir überlegen muß, ob ich irgendwelche Nachteile davon habe, dann ist von Demokratie nicht mehr zu reden. Und ich glaube, es ist eine der besten Formulierungen, was Demokratie ist, die irgendwo mal publiziert wurde: Demokratie ist, wenn es morgens um 8.00 Uhr klingelt und es ist tatsächlich der Bäcker mit den Brötchen.

Eggebrecht: Herr Steiniger:

Steiniger: Eine ganz kurze Sache. Es ist eben vom politisch freien Leben in der Zone von Ihnen in einer ironisierenden Weise gesprochen worden. Sie haben taktvollerweise weggelassen, in welcher Zone. Und wir hier, Berliner, die wir im Vierzonenklima gedeihen, stehen doch sehr stark unter dem Eindruck, daß es recht gut ist, das wegzulassen. Wir waren ja in der Lage, gegenseitig uns zu erzählen, nun, wie es Schwierigkeiten bei dieser oder jener Besatzungsmacht gibt, und ich bin, soweit ich unterrichtet bin, nach dem Stande von heute Nachmittag, noch in der Lage, als Einwohner des amerikanischen Sektors, meinen Sohn aus der FDJ hier im Publikum zu begrüßen. Das ist aber nicht so ganz sicher als Angehöriger einer Organisation, die sich für ein demokratisches Volksbegehren entschlossen hat. Ich glaube also, wir sollten uns darauf einigen festzustellen, daß überall ein gewisser Druck auf das todkranke deutsche Volk, das vor der Gefahr des Verschwindens aus der Geschichte steht, ausgeübt wird, wie das ja auch gar nicht anders nach einem total geführten, total verlorenen Krieg im Zeitalter der Anwesenheit von Besatzungsmächten sein kann.

Nun finde ich allerdings, wer einem Todkranken Arznei gibt, hat in der Tat andere Rechte als der, der ihm das Leben außerordentlich erschwert, der ihm Gift reicht. Und ich finde, daß wir in der Tat eines Tages vor unseren Nachbarn uns sehr schwer werden verantworten müssen dafür, daß wir hier überhaupt darüber diskutieren, ob man in irgendeiner beliebigen zulässigen Form dafür sein soll oder vielleicht dagegen sein könnte, daß es eine unteilbare deutsche demokratische Republik gibt. Das deutsche Volk ist in Lebensgefahr.

Nun sagen Sie, wir wollen aber nicht vier Ostzonen! Das halte ich für eine viel zu günstige Wahlprognose für die SED. Denn glauben Sie denn, daß bei der ja auf Grundlage eines positiven Volksbegehrens konsequenterweise notwendigen und deshalb vom Volksrat bejahten Einberufung einer demokratischen Nationalversammlung eine, wie Sie sagen, Ostzonenmehrheit ganz unbedingt und unvermeidlich ist? Wenn Sie dieser Ansicht sind, dann müssen Sie als Demokraten das begrüßen. Wenn Sie nicht dieser Ansicht sind, dann verstehe ich die Logik ihres Vier-Ostzonen-Arguments in dem Au-

genblick nicht mehr, in dem wir ja gerade eine Verdreifachung dieser Zone vorschlagen, das heißt die Isolierung jeder einzelnen Zone aufheben wollen. Nun sagte jemand anders unter Ihnen, es sei doch so, daß die Grenze auf der einen Seite bei Aachen und auf der anderen Seite bei Görlitz-West verläuft. Ich bin gar nicht mal so sicher, ob das richtig ist. Und ich möchte vorsichtigerweise eine Zeitung zitieren, deren Mitarbeiter ich nicht bin. Nämlich den ›Abend‹, eine Zeitung für Berlin, in der Ausgabe vom Freitag, dem 11. Juni. Da heißt es, die Londoner Pläne seien nichts anderes als die goldene Form einer Annexion, die dem Sieger die gesamte Wirtschaftsmacht des Besiegten ausliefere, ohne ihm gleichzeitig die mit einer territorialen Annexion zwangsläufig zusammenhängende politische Verantwortung sichtbar zu übertragen. »Heißt es in einer Stellungnahme der SED«, werden Sie sagen, oder der gleichgeschalteten Ost-LDP oder Ost-CDU. Ja, ›Der Abend‹ irrt hier offenbar. ›Der Abend‹ sagt, heißt es in einer Stellungnahme der Vorsitzenden der westdeutschen CDU-Landesverbände. Durch die internationale Behörde, heißt es weiter im ›Abend‹, für das Ruhrgebiet würde der letzte Sinn des Marshallplans, die Gesundung der nationalen Wirtschaft herbeizuführen, vereitelt.

Es scheint mir höchst zweifelhaft, in der Tat, bei dem, was zur Rechtfertigung der Londoner Beschlüsse in Staaten, die der deutschen Einheit besonders zurückhaltend gegenüberstehen, gesagt wird, ob man noch behaupten kann, daß die deutsche Grenze bei Aachen liefe, wenn die Londoner Empfehlungen angenommen würden. Und ich glaube also, daß man gut daran tut, die Frage der geographischen Einheit in der Tat, wie wir es hier vorgeschlagen haben, auf die Tagesordnung jener Friedenskonferenz zu setzen, auf die hin die Einheit Deutschlands zu gründen unser Anliegen ist. Deswegen heißt ja die Organisation, die wir gegründet haben, Organisation für Einheit und gerechten Frieden. Diese Dinge gehören zueinander.

Lassen Sie mich zum Ende dessen, was ich zu sagen habe, nur noch eines erklären: Sie haben gesagt, daß, und haben mich wahrscheinlich ganz besonders in meiner Eigenschaft als Professor ansprechen wollen, daß doch das Volksbegehren reichlich unkorrekt stattfindet, und daß doch die Herren Notare Mühe haben würden aufzupassen, ob nicht irgendwo Provokateure, Uninformierte, wie ich annehmen darf, sich zwei Mal oder mehrfach eingetragen haben. Das wird sicherlich ein sehr schwieriges Geschäft sein, der Beruf eines Notars hat ohnehin seine Tücken. Es hätte sehr viel korrektere Formen gegeben. Wenn nämlich sämtliche Besatzungsmächte auf den Druck sämtlicher deutschen Bevölkerungen in sämtlichen Landesteilen darauf bestanden hätten, daß die Rechtsgrundlage eingehalten worden wäre, daß das Gesetz über den Volksentscheid von 1921, das nicht aufgehoben, das gültig ist, daß das angewendet worden wäre. Dann wäre die korrekteste Garantie gegeben gewesen. Aber vielleicht werden auch Sie, verehrte Herren, selbst im Blick auf Ihre Heimatgebiete Ihr Erstaunen nicht verhehlen können, wenn es sich darum handelt festzustellen, ob nach diesem Gesetz das Begehren zustande gekommen ist, ob (...).

Eggebrecht: Herr Steiniger, verzeihen Sie (...).

Steiniger: Ich bin sofort am Ende (...).

Eggebrecht: Wir sind nämlich jetzt sehr dicht vorm Schluß (...).

Steiniger: Oh (...).

Eggebrecht: Auf jeder Seite ist noch ein Teilnehmer, der noch gar nicht gesprochen hat, obwohl drei sich zu Wort gemeldet haben.

Steiniger: Oh. Ich komme zum Ende. Ich sage, man wird sich sehr zu wundern haben, wenn es darauf ankommt, ob das erforderliche Zehntel der Stimmberechtigten nicht auch dort, wo ein stummer, anonym, aber klarer Druck ausgeübt wird, zusammengekommen ist. Ich glaube, wir sollten lieber uns freuen, wenn der Tag durch unser demokratisches Verhalten herbeigeführt wird, an dem sämtliche Besatzungsmächte sich aus einem demokratischen Deutschland zurückziehen, wie es als einzige der Besatzungsmächte die der Sowjetunion bisher in Erwägung zu ziehen begonnen hat. An diesem Tag und nicht eine Stunde früher wird das, was wir allenfalls Demokratisierungsversuche nennen können, aufhören und eine deutsche Demokratie ernstlich zu leben beginnen.

Eggebrecht: Herr von Zahn.

von Zahn: Herr Harich hat uns vorhin vorgeworfen, daß wir die Londoner Empfehlungen billigten. Und er hat den Kontrast konstruiert, entweder Londoner Empfehlungen oder Volksbegehren für Einheit und gerechten Frieden. Ich glaube nicht, daß es in den Westzonen Deutschlands sehr viele Leute gibt, die die Londoner Empfehlungen billigen. Wir sind ja auch nicht gefragt worden. Aber, wenn Sie nun sagen, die Alternative ist das Volksbegehren für Einheit und gerechten Frieden, dann möchte ich eigentlich mal die Frage stellen, warum haben Sie nicht ein Volksbegehren aufgeworfen, in dem gefordert wird, daß sich die Ostzone dem größeren Teil Deutschlands, der bereits in einer Zweizonen-Organisation, die demnächst eine Dreizonen-Organisation werden wird, zusammengeschlossen ist, warum sich also nicht die Ostzone diesen drei Zonen anschließt? Die Bedingungen sind ja gar nicht so schwierig. Es ist von allen Seiten immer wieder betont worden, die Tür steht offen, (...) Ich glaube, das wäre ein Gegenstand eines Volksbegehrens gewesen, der gerechtfertigter ist als eine Formulierung, die ich immer ein kleines bißchen verblasen finde. Denn es ist so klar, daß wir alle für Einheit und gerechten Frieden sind, wie etwa, daß wir für Wärme und gute Ernte sind. Das können Sie ja auch mit einem Volksbegehren nicht gut herbeizaubern.

Aber darf ich noch auf eine Gefahr hinweisen, die mir aus Herrn Harichs Worten klar wurde. Er bezichtigt in Sonderheit die Angehörigen der Westzonen eines Chauvinismus, der sich gegen die Polen und die Tschechen und (...).

Harich: (...) den Chauvinismus gibt es leider auch in Ostdeutschland (...).

von Zahn: (...) Verzeihen Sie. Gibt es auch. Ich begrüße, daß dieses Wort Chauvinismus fiel. Wir sind gegen diesen Chauvinismus genauso wie Sie. Es fragt sich nur, ob man auf dem Umweg über ein von der SED inszeniertes Volksbegehren einen Chauvinismus begründen sollte, der sich von einer Seite der Deutschen, nämlich der in der Ostzone, gegen die Deutschen in der Westzone richtet. Am letzten Sonntag hat Herbert Gessner einen Kommentar gesprochen über diese Diskussion, die damals ja nicht zustande zu kommen drohte, und hat darin

gesagt, daß die Politik, die der Volkskongreß verfolge, die Deutschen, die vorgeben, deutsche Interessen zu vertreten, das sind also offenbar wir, immer mehr zwingen werde, sich vor dem eigenen Volk zu diskreditieren, und er fuhr fort: »Eine solche Politik wird letzten Endes und vor allem auch dem letzten anständigen Deutschen klar machen, daß die nationale Selbsthilfe das Gebot der Stunde ist.« Und daß das Volksbegehren den ersten entscheidenden Schritt auf diesem richtigen Wege darstellt und dann notfalls auch der nationale Widerstand zu einem Akt der Notwehr werden würde. Ich finde diese Formulierungen, die sich einerseits gegen die Deutschen in den Westzonen so eindeutig richten, andererseits gegen die Besatzungsmächte, denen ganz unumwunden eine Kolonisierung ganz Deutschlands vorgeworfen wird, wobei freilich an die Sowjet-AGs in der Ostzone nicht gedacht wird. Ich glaube, daß diese Formulierungen so gefährlich sind, daß wir sie uns wohl in Zukunft auf beiden Seiten sparen müßten.

Eggebrecht: Herr von Schnitzler:

von Schnitzler: Es gäbe eine ganz Menge Dinge, die Herr Troester und Herr Schütz gesagt haben, die meines Erachtens richtig zu stellen wären. Ein paar dieser Dinge gehören zu unserem Thema Volksbegehren, ein paar dieser Dinge würde meines Erachtens nicht dazu gehören und bedeutet nichts anderes als ein Ablenken vom Thema. Allein, ich glaube, wir, denn ich spreche im Namen meiner drei Kollegen hier, wir würden es begrüßen, wenn wir diese zum Teil nicht mit dem Volksbegehren zusammenhängenden Dinge in künftigen Diskussionen vor dem gleichen Forum und in dem gleichen Kreise regelmäßig diskutieren könnten. Ich möchte mich als disziplinierter Rundfunkmann dem Diktat des Sekundenzeigers, der mir hier zugeschoben ist, und den drohenden Blicken des Diskussionsleiters fügen, und nur einige wesentliche Punkte behandeln.

Eggebrecht: Herr von Schnitzler, darf ich sagen, vielleicht wirklich ganz kurz, denn Sie sind, wenn ich das objektiv sagen kann, mit einem Redner im Vorsprung.

von Schnitzler: Gut, ich werde mich bemühen. Sie sagen, die Ostzone soll sich doch einfach der Trizone anschließen. Ja, meine Herren, was würde das bedeuten? Wir haben jetzt gerade von den Londoner Empfehlungen gehört, die hier schon zum Teil charakterisiert wurden. Wir sind uns doch darüber einig, ich glaube, Herr von Zahn hat es gerade gesagt oder Herr Schütz, wir sind nicht gefragt worden. Die Londoner Empfehlungen sind ein Diktat. Würde sich nun die Ostzone der Trizone anschließen, würde das nicht bedeuten, daß wir uns ebenfalls diesem Londoner Diktat zu unterwerfen hätten? Ich bin der Meinung, nein, wir haben gerade festgestellt: Sie lehnen eine Einheit auf Grundlage des Volksbegehrens ab, weil Sie befürchten, daß Zustände, wie sie in der Ostzone herrschen, auf ganz Deutschland ausgebreitet werden.

Wir haben gewisse Bedenken gegen den Einheitswillen gewisser westdeutscher Politiker, weil wir Bedenken gegen deren Hinterabsichten haben. Sehen Sie, das Potsdamer Abkommen war hart, aber es hat wirtschaftlich die Einheit, die politische und wirtschaftliche Einheit Deutschlands vorgesehen. Es hat vorgesehen eine, die gemeinsamen Prinzipien der Verwaltung und hat vorgesehen die Entmachtung der bisherigen Kräfte, die die Politik bei uns in

Deutschland bestimmt haben. Was aber ist denn nun in Wirklichkeit in diesen beiden Zonen geschehen? Die Ostzone hat faktisch die kriegstreiberischen Kräfte in ihren, in der Ostzone, da sind diese kriegstreiberischen Kräfte entmachtet und ausgeschaltet worden.

von Zahn: Siehe ›Nationalzeitung‹.

von Schnitzler: Wir sehen aber, wir haben am Berliner Rundfunk zur ›Nationalzeitung‹ durchaus einige kritische Worte schon geäußert, Herr von Zahn, das ist hier durchaus möglich. Aber wenn wir uns die Westzone ansehen, dann sehen wir, daß da diese kriegstreiberischen Kräfte nicht ausgeschaltet sind. Wir sehen da Wehrwirtschaftsführer an den wichtigsten Positionen in der Wirtschaft, wir sehen Generäle, die die Kriegsgeschichte schreiben, wir sehen da drüben (...).

von Zahn (?): (...) Paulus (...).

von Schnitzler: (...) ein guter Zwischenruf (...).
(Beifall, Gelächter)

Schmidt (?): (...) nicht zuletzt (...) nach Kriegsrecht (...).

Harich: (...) Paulus befindet sich in sowjetischer Kriegsgefangenschaft, die Generäle, die sich in den Westzonen aufhalten, befinden sich nicht in englischer oder amerikanischer Kriegsgefangenschaft (...).

(Beifall)

Eggebrecht: Ich habe mich eben mit dem Programmdirektor des Nordwestdeutschen Rundfunks, Herrn Schütz, verständigt, daß wir den Vorschlag machen, das nächste Mal zu einem möglichst baldigen Termin, den wir festsetzen wollen, die Herren des Berliner Rundfunks zu uns als Gast zu bitten, um unter den selben Bedingungen die Diskussion über diese und ähnliche Punkte, die längst nicht erschöpft sind, fortzusetzen (...).

von Schnitzler: Ich glaube, da dürfen Sie Beifall zulassen (...).

Eggebrecht: (...) bitte. (Beifall)

Schmidt: Ich möchte zum Schluß für den Berliner Rundfunk erklären, wir nehmen die Einladung an. (Beifall)

Absage: In einer Übertragung aus dem Großen Sendesaal des Berliner Rundfunks hörten Sie eine Diskussion zwischen Vertretern des Nordwestdeutschen Rundfunks und des Berliner Rundfunks über das Volksbegehren.

Anmerkungen

- 1 Bericht über den Sender Berlin des NWDR, o.J.. In: SFB-Akten bei der SFB-Intendanz. Zitiert in: Erik Heinrich: Vom NWDR Berlin zum SFB. Rundfunkpolitik in Berlin 1946-1954. Berlin FU Diss. 1985, S. 53.
- 2 Hans Erwin Haberfeld, 1948 Direktor des NWDR-Studios Berlin.
- 3 Zitiert in: Manfred Overesch: Das besetzte Deutschland 1948-1949. Düsseldorf 1986, S. 442.
- 4 Alfons Steiniger, 1948 Professor für Staatsrecht an der Berliner Universität.
- 5 Greta Kuckhoff, 1948 Mitglied des Sekretariats der Deutschen Wirtschaftskommission in der SBZ. Warum sie nicht an der Gesprächsrunde teilnahm, konnte nicht ermittelt werden.
- 6 Wolfgang Harich, 1948 als Publizist und Theaterkritiker bei der SMAD-Zeitung ›Tägliche Rundschau‹ tätig und gleichzeitig Teilnehmer an einem Dozentenlehrgang an der SED-Parteihochschule in Kleinmachnow.
- 7 Herbert Gessner, 1948 Kommentator beim Berliner Rundfunk, 1947 von Radio München in die SBZ übergewechselt.
- 8 Karl-Eduard von Schnitzler, 1948 Kommentator beim Berliner Rundfunk, 1947 vom NWDR Köln in die SBZ übergewechselt.
- 9 Diskussion als Vorwand für Propaganda. Ein Briefwechsel ohne Kommentar. In: Der Tagespiegel v. 4.6.1948.
- 10 Vgl. SBZ-Handbuch. München 1991, S. 390f. und G. N. Goroschkowa: Die deutsche Volkskongressbewegung für Einheit und gerechten Frieden 1947-1949. Berlin 1963.
- 11 Diskussion (wie Anm. 9).
- 12 Ebd.
- 13 Herbert Gessner, Sonntagskommentar vom 6.6. 1948. Deutsches Rundfunkarchiv (DRA) Standort Berlin. Historisches Archiv (HA), Hörfunkbestand B 204-02-02/0177.
- 14 Peter von Zahn: Stimme der ersten Stunde. Erinnerungen 1913-1951. Stuttgart 1991, S. 329.
- 15 Äußerungen von Heinz Schmidt. In: Protokoll der 1. Tagung des Lektorats Rundfunkgeschichte mit Pionieren des Deutschen Demokratischen Rundfunks am 25.4.1966, S. 88. DRA Berlin. HA, Hörfunkbestand.
- 16 Wsewolod Rosanow, sowjetischer Rundfunk-Kontrolloffizier.
- 17 Wladimir Mulin, sowjetischer Rundfunk-Kontroll-offizier.
- 18 Äußerungen von Wilhelm Girus in: Protokoll der 2. Tagung der Pioniere der ersten Stunde des Deutschen Demokratischen Rundfunks am 19.10. 1966, S. 42. DRA Berlin. HA, Hörfunkbestand.
- 19 Schmidt (wie Anm. 15), S. 88f.
- 20 Vgl. Bruno Goldhammer: Diskussion NWDR - Berliner Rundfunk, Sendereihe Deutschlands Stimme, 11.6.1948. DRA Berlin. HA, Hörfunkbestand B 204-02-01/0470.
- 21 Neues Deutschland vom 10.6.1948.
- 22 Schmidt (wie Anm. 15), S. 89.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd.

- 25 von Zahn (wie Anm. 14), S. 330.
- 26 Markus Wolf, 1948 unter dem Namen Michael Storm Kommentator des Berliner Rundfunks.
- 27 Girnus (wie Anm. 18), S. 42.
- 28 Aussprache über Deutschlands Einheit. Diskussion zwischen Nordwestdeutschem Rundfunk und Berliner Rundfunk in der Masurenallee. In: Tägliche Rundschau vom 12.6.1948.
- 29 Emil Dovifat, Der NWDR in Berlin 1946 bis 1954. Berlin 1970, S. 29.
- 30 Goldhammer (wie Anm. 15), S. 89.
- 31 Aussprache (wie Anm. 28).
- 32 Rundfunkdiskussion. In: Telegraf vom 12.6.1948.
- 33 Goldhammer (wie Anm. 20).
- 34 Schmidt (wie Anm. 15), S. 91.
- 35 von Zahn (wie Anm. 14), S. 330.
- 36 Schmidt (wie Anm. 15), S. 91.
- 37 Dovifat (wie Anm. 29), S. 29.
- 38 Girnus (wie Anm. 18), S. 42.
- 39 Goldhammer (wie Anm. 20).
- 40 Aussprache (wie Anm. 32).
- 41 Freitagabend im Rundfunkhaus. Wer für Deutschlands Einheit ist, der muß auch kämpfen! In: Neues Deutschland v. 12.6.1948.
- 42 Aussprache (wie Anm. 28).
- 43 Interview mit Thilo Koch am 20.11.1984. Zitiert in: Heinrich (wie Anm. 1), S. 53.
- 44 Schmidt (wie Anm. 15), S. 90f.
- 45 von Zahn (wie Anm. 14), S. 330.
- 46 Karl-Eduard von Schnitzler: Meine Schlösser oder Wie ich mein Vaterland fand. Berlin 1989, S. 226.
- 47 Erich Richter: Entwicklungsetappen des DDR-Rundfunks. IV. Die Volksbewegung gegen imperialistische Spaltungspolitik und der Übergang zur Planwirtschaft (1948). In: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 5 (1971), H. 1, S. 30.
- 48 Heinz Schmidt: Funkhaus Masurenallee. Massenwirksamkeit und Popularität trotz komplizierter Ausgangsbedingungen inmitten Westberlins. In: Erinnerungen sozialistischer Rundfunkpioniere. Berlin 1975, S. 102f.
- 49 DRA, Standort Berlin, Schallarchiv: Dok 221-1-1. 58 Min. Eine gekürzte Fassung von 37 Min. ist überliefert in: Norddeutscher Rundfunk, Hamburg, Schallarchiv: D 19 534/1. Die Transkription erfolgte ohne Korrekturen des nicht immer formvollendeten Redeflusses der Diskutanten; in einigen wenigen Fällen wurde der Wortlaut um in [] gesetzte Zusätze ergänzt.
- 50 Koch (wie Anm. 43).
- 51 Wolfgang Harich: Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Zur nationalkommunistischen Opposition 1956 in der DDR. Berlin 1993, S. 10f.
- 52 Äußerung des RIAS-Journalisten Peter Schultze in: Gemeinsame Vergangenheit - getrennte Erinnerung. Der Journalismus im ersten Nachkriegsjahrzehnt. In: Medienhistorische Hearings II. Deutsche Selbst- und Fremdbilder in den Medien von BRD und DDR. Marl 1994, S. 11f.
- 53 Äußerung von Egon Bahr auf dem Workshop Medien und Kalter Krieg. In: Heide Riedel (Hrsg.): Mit uns zieht die neue Zeit. 40 Jahre DDR-Medien. Berlin 1993, S. 115.
- 54 von Zahn (wie Anm. 14), S. 330.
- 55 Ruth Andreas-Friedrich: Schauplatz Berlin. Tagebuchaufzeichnungen 1945-1948. Frankfurt am Main 1986, S. 315.
- 56 Vgl. SBZ-Handbuch (wie Anm. 10).
- 57 Dovifat (wie Anm. 29).
- 58 Koch (wie Anm. 43), S. 52.
- 59 von Zahn (wie Anm. 14), S. 330.

Miszellen

Erfüllte Pläne - die schönsten Geburtstagsgrüße Der DDR-Rundfunk feiert den Geburtstag Walter Ulbrichts

Der Geburtstag Walter Ulbrichts - er wurde am 30. Juni 1893 in Leipzig geboren - war in der DDR ein Datum, das in den Medien je nach politischer und innerparteilicher Lage mal mehr mal weniger oder auch überhaupt keine Beachtung fand. Im April 1945 war Ulbricht nach Berlin zurückgekehrt, hatte 1946 maßgebend zur Gründung der SED beigetragen und wurde mit sowjetischer Rückendeckung ihr führender Politiker. Seit 1950 Generalsekretär der SED, war er von 1953 bis 1971 Erster Sekretär des Zentralkomitees der SED, seit 1949 außerdem stellvertretender Ministerpräsident der DDR. Nach dem Tod des Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, wurde Ulbricht am 12. September 1960 zum Vorsitzenden des neugebildeten Staatsrats der DDR bestimmt, der damals zur entscheidenden staatlichen Leitungsinstanz wurde. Gleichzeitig übernahm Ulbricht den Vorsitz im Nationalen Verteidigungsrat. Als Staats- und Parteichef vereinigte Ulbricht eine ungewöhnliche Machtfülle in seiner Hand. Seine Ablösung als Erster Sekretär der SED am 3. Mai 1971 aus »Altersgründen«, wie offiziell verbreitet wurde, hing wohl auch mit seiner starrsinnigen Betonung eines national geprägten Sozialismus gegenüber der Sowjetunion zusammen. Verantwortlich gemacht für eine verfehlte Wirtschaftspolitik, von den eigenen Genossen in die Ecke gedrängt und von Moskau fallengelassen, machte Ulbricht für Erich Honecker Platz. Er verlor den Vorsitz im Nationalen Verteidigungsrat und allen politischen Einfluß, obwohl er, inzwischen erkrankt, bis zu seinem Tod Vorsitzender des Staatsrats blieb.¹

Ulbrichts Führungsstil, seine Alleingänge, seine Selbstherrlichkeit sowie der wahrscheinlich von ihm selbst angeordnete, Kult um seine Person stieß auch innerhalb der SED auf Kritik. Selbst Wohlmeinende fühlten sich an die Zeiten Stalins erinnert.² Ulbricht selbst hatte sich zwar im Zusammenhang mit dem XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956, der der Abkehr vom Stalinismus galt, am 17. März 1956 in seiner Rede auf der (Ost-)Berliner Bezirksdelegiertenkonferenz der SED der Verdammung des Personenkults angeschlossen, 1957 jedoch lebte der Personenkult, wie in der UdSSR unter Chruschtschow, in der DDR durch Ulbricht wieder auf. Das Ausmaß der pseudoreligiösen Verehrung eines Stalin wurde indes nicht erreicht. Es entwickelte sich vielmehr eine moder-

nere Variante, die das vordergründig Kultische umging, indem der Aspekt der Nützlichkeit von Aktivitäten zu Ehren der Führer für die ganze Bevölkerung betont wurde. Auf Ulbricht bezogen wird dies durch das Motto der Geburtstagskampagne von 1963 »Uns allen zum Nutzen - Walter Ulbricht zu Ehren« besonders anschaulich. Solche Losungen zur Mobilisierung von höheren Arbeitsleistungen wurden zu Kampagnen mit bestimmten zeitlichen Zielen - Parteitage, Jahrestage, Geburtstage - hochstilisiert und permanent durch die Massenmedien vermittelt. Wie nebenbei sollte sich dabei auch das Bild eines innigen Verhältnisses von Parteiführung und Bevölkerung ergeben. Die Inszenierung von Geburtstagsfeierlichkeiten für den SED-Generalsekretär und Staatsratsvorsitzenden und ihre Vermittlung durch die Medien sollten so auch zur Feier jedes einzelnen DDR-Bürgers werden.

Im Programm des DDR-Rundfunks blieben die Glückwünsche anlässlich des Geburtstags von Ulbricht meist auf musikalische Grüße beschränkt. Lediglich an den runden Geburtstagen standen spezielle Jubelsendungen zu seinen Ehren im Programm, in denen doch manches an die Stalin-Geburtstagsfeiern der ausgehenden 40er und beginnenden 50er Jahre erinnert.³

*

Von 1945 bis 1952 finden sich keine Hinweise auf ein besonderes Programm zu Ulbrichts Geburtstag. Als Persönlichkeit des öffentlichen Lebens war der führende Funktionär aber dennoch im Programm des Rundfunks nahezu ständig präsent. Sein 60. Geburtstag am 30. Juni 1953, so hatte es die SED-Führung geplant, sollte, im Gegensatz zu den vergangenen Jahren, mit großem Pomp gefeiert werden: mit Staatsakt und einem großen sozialistischen Volksfest. Der Geburtstagsplan sah unter anderem die Publikation einer Ulbricht-Biographie, für die Johannes R. Becher auserkoren war, sowie das Aufstellen einer Ulbricht-Büste vor. Für das »Neue Deutschland« war eine Festnummer zum Geburtstag geplant. Außerdem sollten überall in der DDR Festveranstaltungen, Schulfeste und Jugendfeste stattfinden.⁴ Doch es kam alles ganz anders: Die innenpolitische Lage verschärfte sich im Frühjahr 1953, so daß Jubelveranstaltungen nicht mehr opportun schienen; sie eskalierte in den bekannten Ereignissen um den 17. Juni. Auch aus Moskau blies nach dem Tod Stalins ein anderer Wind, der den »Personenkult« in Frage stellte. Anfang Juni 1953 ließ die sowjetische Seite durch Wladimir Semjonow, der am 5. Juni als Hoher Kommissar in Ostberlin eingetroffen war,

Ulbricht nahelegen, er möge seinen 60. Geburtstag so feiern wie Lenin seinen 50: im kleinen Kreis.⁵ Die geplanten Feierlichkeiten zum 30. Juni wurden abgesagt, der Geburtstagsplan eingestampft. Die vorgesehene Biographie ging erst 1958 unter dem Titel: »Walter Ulbricht. Ein deutscher Arbeitersohn« in Druck. Die Glückwunschartadresse des Zentralkomitees der SED an den Genossen Ulbricht fiel bescheiden aus; sie erschien am 30. Juni im »Neuen Deutschland« zusammen mit einem Foto des Jubilars auf der fünften Seite.⁶ Entsprechend zurückhaltend war auch die Berichterstattung im Rundfunk. Erste Glückwünsche erhielt der Jubilar in der Fernsehsendung »Gruß der Jugend« am 29. Juni übermittelt. »Es ist«, so die Ansagerin, »das schönste Geschenk für unseren Freund und Förderer, wenn wir ihm versprechen, daß wir unsere ganze junge Kraft für die Verteidigung unseres geliebten Vaterlands einsetzen«, um dann zu dem Thema überzuleiten, das die Jugend wohl tatsächlich interessierte, nämlich die sechsten Weltfestspiele in Bukarest.⁷

Der Ablauf des Fernsehprogramms am 30. Juni aber wurde geändert: Ursprünglich sollte von 20.00 bis 22.00 Uhr ein Dokumentarfilm der DEFA mit dem Titel »Walter Ulbricht« und im Anschluß daran »ein festliches Konzert zum 60. Geburtstag Walter Ulbrichts« der Reihe »Musikalische Meisterwerke« ausgestrahlt werden. Statt dessen sahen die Zuschauer die Nachrichtensendung »Aktuelle Kamera mit Wetterbericht«, die DEFA-Wochenschau »Der Augenzeuge«, »Meister des usbekischen Tanzes« und zum Abschluß »Bekannte Solisten aus der DDR musizieren für Sie«.⁸ Immerhin stand in der »Aktuellen Kamera« die Person Ulbrichts mit einem Rückblick auf Leben und Werk »dieses großen Kämpfers für Deutschlands Einheit, Frieden und Wohlstand« im Mittelpunkt.⁹ Daneben gab es an diesem 30. Juni 1953 Gratulationen in den Hörfunk-Nachrichten.

Von 1954 bis 1957 ging der Geburtstag Ulbrichts ziemlich unbeachtet vorüber. Erst zum 30. Juni 1958, seinem 65. Geburtstag, finden sich in der Rundfunkzeitschrift »Unser Rundfunk« Hinweise auf vier Geburtstagssendungen. An diesem Tag ertönte frühmorgens um 6.05 Uhr der »Morgengruß des Deutschlandsenders zum 65. Geburtstag von Walter Ulbricht«, dem sich der Berliner Rundfunk um 6.45 Uhr anschloß. Radio DDR übertrug unter dem Titel »Walter Ulbricht - Kämpfer und Lehrer« im Rahmen des Schulfunks ein Lebensbild des SED-Generalsekretärs. Im Vorabendprogramm brachte der Deutschlandsender nochmals eine 20minütige Sendung zu Ulbrichts Ehren. Ebenso der Deutsche Fernsehfunk, der mit der Sendung »Ein Leben für die Arbeiterklasse« 15 Minuten lang Ulbricht gratulierte, um dann den

restlichen Abend mit einem sowjetischen Filmbericht vom sechsten Festival der Weltjugend in Moskau 1957 abzurunden. In der Programmzeitschrift selbst wurde lediglich ein knapp gehaltener Geburtstagsgruß abgedruckt.¹⁰

Von 1959 bis 1962 finden sich nur wenige Hinweise auf ein gesondertes Geburtstagsprogramm - obwohl Ulbricht nach dem Tod von Pieck 1960 zusätzlich das Amt des Staatsoberhauptes der DDR übernommen hatte. Radio DDR I sendete in diesen vier Jahren jeweils am 30. Juni, meist in einer Länge von 40 Minuten, einen Geburtstagsgruß. 1961 übertrug der Berliner Rundfunk im Kinderfunk den Beitrag »Bei Walter Ulbricht zu Gast«. Ebenfalls im Kinderfunk brachte der Deutschlandsender im Jahr darauf seinen Geburtstagsgruß und ließ dafür den Kinderchor des Deutschlandsenders Ulbricht zum 69. Geburtstag gratulieren. Im Fernsehen gab es in diesem Zeitraum, außer den üblichen Gratulationen in den Nachrichtensendungen, keine gesondert ausgewiesenen Beiträge zum Geburtstag.

*

Erst 1963, zu Ulbrichts 70. Geburtstag, füllten sich die Programme mit Glückwünschen, griff der Kult um die Person Ulbrichts stärker um sich. In diesem Jahr stand Ulbricht im Zenit seiner Macht. Sein Geburtstag wurde als Festtag der Republik inszeniert.

Schon am Vortag übertrug der Berliner Rundfunk unter dem Titel »Eins in Wort und Tat« eine Sondersendung mit Auszügen aus der Staatsraterklärung und Erzählungen von Bürgern über den Besuch Walter Ulbrichts in Forst und Eichwege. Die Redaktion »Die Frau« des Berliner Rundfunks brachte in »Alexanderplatz. Eine Sendung für die Berlinerinnen« Beiträge über die Verleihung der Ehrenbürgerwürde Berlins an Walter Ulbricht sowie die Geburtstagsgeschenke der Berliner. Im »Kommentar des Tages« verkündete ein Ingenieur aus dem Transformatorenwerk »Karl Liebknecht« den Radiohörern euphorisch: »Können wir uns ein schöneres Geschenk zum Geburtstag des Genossen Walter Ulbricht vorstellen als die Mitteilung an den Staatsratsvorsitzenden: »Wir haben den Plan erfüllt!«¹¹ In der Reihe »Gehört-gelesen-mitgeteilt« des Deutschlandsenders wurde vom Programmsprecher ein Kapitel aus Johannes R. Bechers Band »Walter Ulbricht - ein deutscher Arbeitersohn« verlesen, der 1963 in neuer Auflage erschienen war.

Am Geburtstag selbst sprach der Vorsitzende des Staatlichen Rundfunkkomitees, Gerhart Eisler, der »allen ehrlichen und sauberen Deutschen«, die ihren 70. Geburtstag feierten und an deren Spitze der »Arbeitersohn

Walter Ulbricht« stehe, seine herzlichsten Glückwünsche übermittelte.¹² Die Gratulationscour eröffnete am Morgen der Sender Leipzig mit dem Beitrag »Leipzig im Leben Walter Ulbrichts«. Radio DDR I übertrug im »Kinderradio DDR« die Sendung »Wir gratulieren!« und im Abendprogramm die Sendung »Zum 70. Geburtstag von Walter Ulbricht«. Den selben Titel benutzte auch Radio DDR II für eine kulturpolitische Sendung am Nachmittag. Im Deutschlandsender wurde Ulbricht wiederum vom Kinderchor beglückwünscht, diesmal unter dem Motto »Wir lernen gern - wir lernen gut«. Unter dem Titel »Verwurzelt tief in Deines Volkes Grund ...« zeichneten in einer Sondersendung am Abend Anna Seghers, Bruno Apitz, Werner Eggerath, Wieland Herzfelde, Willi Bredel, Jurij Brézan und Max Zimmering aus Erinnerungen, Erlebnisberichten und Skizzen das Lebensbild einer »revolutionären Persönlichkeit«, die, so die Aussage, »ob ihrer seltenen Konsequenz vom Feinde gehaßt, aber vom ganzen Volk geliebt und verehrt wird.«¹³ Die prominenten Schriftsteller waren nicht selbst im Studio anwesend, sondern hatten ihre Beiträge zuvor auf Band gesprochen. In der Sendung »Junge Menschen - frohe Weisen« des Berliner Rundfunks ertönte im Rahmen des musikalischen Morgengrußes die Komposition »Genosse Ulbricht - unser Vorbild« von Hans Naumilkat.¹⁴ Auf der gleichen Welle wurden am Nachmittag in der Reihe »Vom Parkett gesehen« von Sprechern die Erinnerungen der Schriftstellerin Hedda Zinner, der Schauspielerin Helene Weigel, des Intendanten der Komischen Oper Walter Felsenstein und des Schauspielers Hans-Peter Minetti an ihre Begegnungen mit dem Staatsratsvorsitzenden verlesen, Erinnerungen, die in dem Band »Walter Ulbricht« des Aufbau-Verlags publiziert worden waren. In den einzelnen Beiträgen wird die Person Ulbrichts recht nüchtern geschildert, es fehlt ihnen jegliche Euphorie. Sicherlich mehr Wirkung hätte erzielt werden können, wenn die Schriftsteller und Künstler selbst zu Wort gekommen wären oder zumindest etwas Neues, nicht schon Publiziertes vorgetragen worden wäre. So aber wirkt das ganze recht phantasie-los, von den Verantwortlichen ohne große Mühe gemacht.

In der Reihe »Menschen und ihr Werk« wurde ein Bericht über die VEB Leuna-Werke »Walter Ulbricht«, einem der größten Betriebe der DDR, gesendet. Ein Foto beim Besuch dieses Werks - Ulbricht inmitten von Leuna-Arbeitern - ziert als Titelbild Heft 27 der Zeitschrift »FF Funk und Fernsehen der DDR«. Diesen Besuch im Leuna-Werk griff auch der Deutsche Fernsehfunk auf und begann im »Kinderfernsehen für Kinder von 10 Jahren an« den Gratulationsreigen mit der Sendung »Ein

Blumenstrauß aus Leuna«. Reporter meldeten sich eine Stunde lang in einer »bunten Sendung zur Werkpause«. »Thälmann-Pioniere« aus Leuna, Merseburg und Umgebung fanden sich zu einem Konzert ein und grüßten alle Arbeiterinnen und Arbeiter, denen es gelungen war, zum 30. Juni die Planrückstände aufzuholen. Dieses Erreichen des Plansolls wurde Ulbricht als Geschenk der Belegschaft dargebracht.¹⁵ Mittags folgte in der »Sendung für die Landwirtschaft« eine Reportage aus Golzow/Kr. Seelow, die unter das Motto »Erfüllte Pläne - die schönsten Geburtstagsgrüße« gestellt war. Der Pressedienst des DFF zitiert die bäuerliche Bevölkerung im Begleittext zur Sendung mit folgenden Worten: »Das schönste Geburtstagsgeschenk, das wir unserem Freund Walter Ulbricht bereiten können, sind saubere Felder und eine Produktion über den vorgesehenen Plan hinaus.«¹⁶

Von dieser »Mach mit Bewegung« blieben auch die Kleinsten nicht verschont. »Gute Taten zum Geburtstag unseres Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht« war das Thema des Abendgrußes vom Kinderfernsehen an diesem 30. Juni. Darin wurden die Vier- und Fünfjährigen angehalten, ihre gegebenen Versprechen zu halten und sich mit guten Taten am Wettbewerb zu beteiligen, wie etwa »Ulli, Marlies und Anne, die sich vorgenommen haben, das schöne Spielzeug im Kindergarten immer gut zu behandeln.«¹⁷ Auch die Kinder sollten stets neue und bessere Ergebnisse erreichen, wie die Erwachsenen sollten auch sie an der Verpflichtungsbewegung teilnehmen.

Unter dem Motto »Uns allen zum Nutzen - Walter Ulbricht zu Ehren« wurde das Vorabendprogramm mit der Filmbetrachtung »Walter Ulbricht. Begegnungen und Dokumente zu seinem 70. Geburtstag« beschlossen, in der, so der Kommentar, »wir uns auf einige jener Schnittpunkte im Wirken Walter Ulbrichts - in der deutschen Vergangenheit und Gegenwart beschränken, aus denen unsere sozialistische Zeit Gestalt und Kraft gewinnt, noch weit über das Jahr 2 000 hinaus.«¹⁸ Der Blick Ulbrichts ging zu Beginn der 60er Jahre weit in die Zukunft, oder wie es der Dichter Johannes R. Becher formulierte: »Walter Ulbricht ist mit all denen, die das Jahr 2 000 erleben werden.«¹⁹ Die DDR-Wirtschaft sollte nach dem Willen Ulbrichts in die Lage versetzt werden, dem wissenschaftlich-technischen »Welthöchststand« nicht mehr nur nachzulaufen, sondern ihn wenigstens mitzubestimmen. Man konzentrierte sich daher vor allem auf die Zukunftsindustrien. Die dort investierten Mittel fehlten jedoch bald in anderen Industriezweigen wie in der Zuliefererindustrie und der Konsumgüterproduktion. Der damals erreichte Lebensstandard geriet in Gefahr.

Ulbrichts Losung »überholen, ohne einzuholen« wurde bald verspottet.²⁰

Auch noch am Tag darauf, dem 1. Juli, fand der Jubilar im Programm Beachtung. Der Deutschlandsender stellte im »Literatur-Journal« Bücher zusammen, die zum 70. Geburtstag Ulbrichts erschienen waren und berichtete über die Glückwunschartikel des Deutschen Schriftstellerverbandes sowie über die Eröffnung der Ausstellung »Uns allen zum Nutzen, Walter Ulbricht zu Ehren - Walter Ulbricht und das Buch« in der Deutschen Staatsbibliothek. Auf der Berliner Welle sprach für die Hörer in Berlin (West) Hans Jacobus²¹ den Abendkommentar mit rührenden Episoden von den Feierlichkeiten am Vortag. In den Geschenken der Bürger, so der Kommentator, konzentrierten sich die Leistungen der Republik, gepaart mit Herzlichkeit und Stolz, was man sicherlich kaum begreifen könne, wenn man nicht dabei gewesen sei, und »wenn man in den Schreibstuben der Monopolpresse verbiestert zusammengezimmerter Haßtraktätchen vorgesetzt bekommt, wie das den Westberlinern tag-ein, tagaus zugemutet wird.«²² »Aus dem Arbeiterleben« war der Titel einer Sendung über den abendlichen Festempfang in der Berliner Dynamo-Halle vom 30. Juni, bei dem Max Reimann, erster Sekretär der KPD, und ein Sozialdemokrat aus Hamburg stellvertretend »die Wünsche der westdeutschen Bevölkerung« an Ulbricht hatten überbringen dürfen.²³

Im dritten Juliheft von »FF Funk und Fernsehen der DDR« wurde die Gratulationscour nochmals aufgegriffen und über die Glückwünsche berichtet, die Ulbricht als »bewährter Arbeiterführer, als Steuermann unseres sozialistischen Staates« entgegengenommen habe. Letztlich aber hätten die Glückwünsche allen gegolten »für das, was wir bisher beim umfassenden Aufbau des Sozialismus mit unserer Hirne und Hände Arbeit erreichten.«²⁴

Für sämtliche Reportagen um den 30. Juni herum hätte das Motto gelten können: Wer dem Parteiführer gratuliert, klopft sich selbst auf die Schulter. Die Verpflichtungsbewegung hatte an einem Tag wie diesem Hochkonjunktur. Die breite Berichterstattung über solch vielerlei Produktionsverpflichtungen oder Hervorhebungen von Produktionssteigerungen in einzelnen Betrieben, nicht nur zu bestimmten Anlässen gang und gäbe in der DDR, wirkte zwar häufig ermüdend, sie nahm jedoch die Berufswelt des DDR-Bürgers ernst, wenn auch nur, um ihn zur Planerfüllung zu ermuntern, und gaben ihm die Möglichkeit, die Leistung seines Betriebes und damit schließlich seine eigene Arbeit in der Öffentlichkeit gewürdigt zu sehen.

Mit einem »Aktionsplan« zur Auswertung von Ulbrichts 70. Geburtstags befaßte sich im Juli die Agitationskommission des Zentralkomitees

der SED, in dem mit Blick auf die Medien folgende Positionen vorgesehen waren:²⁵

- Einleitung einer Aktion »Volksabstimmung durch die Tat«, in der »jede Leistung in der Produktion bei der Verwirklichung der Verpflichtungen zum 70. Geburtstag des Genossen Walter Ulbricht« mit Hilfe des Fernsehens an die Öffentlichkeit getragen wird.

- Abrechnung der Wettbewerbe und Popularisierung der neuen Etappe des sozialistischen Wettbewerbs durch Presse, Rundfunk und Fernsehen.

- Herstellung einer sechssprachigen Sonderillustrierten »Treffpunkt Berlin« über die Geburtstagsfeierlichkeiten.

- Herstellung eines Films über den Freundschaftsbesuch Nikita Chruschtschows anlässlich des 70. Geburtstags Walter Ulbrichts durch das Dokumentarfilmstudio der DEFA; Titel des Films: »Dank dem Freunde«.

- Ausstellung einer Auswahl der Geburtstagsgeschenke im Ausstellungszentrum am Alexanderplatz.

Der 30. Juni 1963 blieb den Bürgern der DDR somit über einen längeren Zeitraum hin präsent. Den Medien fiel im Rahmen dieses »Aktionsplans« die Rolle zu, Öffentlichkeit herzustellen und auf die Menschen mit verschiedenen Aktionen einzuwirken, damit die dem Jubilar überreichten Verpflichtungen auch eingelöst wurden. Die Feierlichkeiten erwecken den Anschein, als ob an Ulbrichts 70. Geburtstag, wenn auch im bescheidenerem Maße und oftmals wenig originell, das nachgeholt werden sollte, was zehn Jahre zuvor hatte unterbleiben müssen.

*

Danach kehrte wieder Ruhe ein. Die Jahre 1964 bis 1966 beschränkten sich im Hörfunk wieder auf die vormittäglichen musikalischen Glückwünsche. Während zu Ulbrichts 71. Geburtstag immerhin noch Radio DDR I, der Deutschlandsender und der Berliner Rundfunk Glückwünsche übertrugen, blieb dies in den beiden darauffolgenden Jahren auf den Deutschlandsender beschränkt. Erst 1968, zu Ulbrichts 75. Geburtstag, sendete der Berliner Rundfunk wieder musikalische Grüße. Im ersten Programm von Radio DDR wurden bereits am 29. Juni unter dem Titel »Ein Leben im Dienst der Arbeiterklasse«, Begegnungen mit Walter Ulbricht übertragen. Mit Bezug auf diese Sendung druckte »FF Funk und Fernsehen der DDR« einen Beitrag, in dem aus »der Fülle seiner wegweisenden Darlegungen zur Arbeit und Aufgabe von Funk und Fernsehen im vergangenen Jahrzehnt« einzelne Passagen vorgestellt wurden und Ulbricht den Lesern als Mann der Medien geschildert wird: »Er hört und sieht die Programme unserer Sender - aktiv, interessiert, kritisch. Er spricht selbst vor Mikrofon

und Kamera - schlicht, klug, überzeugend. Und er bekundet von der Tribüne bedeutender politischer und kultureller Ereignisse stets aufs neue seine enge Verbundenheit mit den Massenmedien - anerkennend, beratend, fordernd.«²⁶

Die restlichen Jahre seines Lebens, von 1969 bis 1973, blieb Ulbricht indes von den Medien weitgehend unbeachtet. 1971 setzte, wo immer möglich, die öffentliche Demontage Ulbrichts ein. An seinem 78. Geburtstag zeigte ihn das Fernsehen in seinem Wohnsitz in Wandlitz bei der Entgegennahme der Glückwünsche des Politbüros, sitzend, in Pantoffel und Hausmantel. Ansonsten leisteten die Medien ihren Beitrag dazu, Ulbricht in der Öffentlichkeit in Vergessenheit geraten zu lassen. Ulbricht tauchte kaum noch im Rundfunk auf, die Fernsehkameras sparten ihn fast völlig aus. Auch sein 80. Geburtstag im Jahre 1973 war kein großes Ereignis mehr, ja es gab nicht einmal mehr die sonst üblichen musikalischen Glückwünsche. Berliner Rundfunk, Radio DDR I und »Aktuelle Kamera« berichteten über die Gratulationscour zum 80. Geburtstag von Walter Ulbricht.²⁷ Das Fernsehen zeigte das diskreditierende Bild des Jubilars, der die Gratulation im Staatsratsgebäude sitzend entgegennahm. Den Zuschauern wurde das Bild eines gebrochenen alten Mannes vermittelt. Die Glückwunschkadresse des SED-Zentralkomitees im »Neuen Deutschland« glich in Aufmachung wie Tonart eher einem Nachruf auf das »arbeitsreiche und kampferfüllte Leben eines verdienstvollen Führers der Arbeiterklasse.«²⁸

Stefan Heym beschreibt in seinen Erinnerungen mit treffenden Worten zwei Szenen aus den letzten Jahren Ulbrichts, in denen sich dessen öffentliche Demontage deutlich widerspiegelt. »Unvergeßlich«, so Heym, »die Szene, aufgezeichnet von der unbestechlichen Kamera am Flugplatz in Schönefeld, da der große Chef aus Moskau eintrifft, um den Wachwechsel [von Ulbricht zu Honecker] abzusegnen, und der Alte, der noch nicht ganz begriffen, daß seine Zeit vorbei ist, als erster auf den Gast zuschreiten will zum gewohnten Begrüßungskuß auf die Hängebäckchen und zurückgestoßen wird von den grausamen Ellbogen seiner eignen Kreaturen; und kurz darauf die Frontseite des Neuen Deutschland, das er so lange beherrschte, mit dem Großphoto von der Geburtstagscour, es ist sein achtzigster, wie er da placiert ist im Schlafrock, Filzlatschen an den Füßen, und rechts und links von ihm, die Sakkos korrekt geknöpft, das Politbüro: Gruppenbild mit Ehrenpreis - welch ein Hohn!«²⁹

Am 1. August 1973 starb Ulbricht 80jährig in Berlin. Die während dieser Zeit in Ostberlin abgehaltenen zehnten Weltfestspiele der Jugend, vom 28. Juli bis 5. August, wurden auf seinen Wunsch hin, so zumindest die offiziell

verbreitete Version³⁰, ungekürzt fortgesetzt. In der Hauptausgabe der »Aktuellen Kamera« erfuhren die Zuschauer die Nachricht vom Tode Walter Ulbrichts. Es war ein Punkt von insgesamt 21 Nachrichtenabschnitten. Das Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« versah seine Titelgeschichte zum Tode Ulbrichts mit der Headline »Ulbricht: Am Ende ein Hauch von Tragik« und traf dabei die Feststellung, daß Ulbricht keine Lücke hinterlasse, sei doch der SED- und DDR-Gründer schon lange vor seinem Tod ein machtloser Mann gewesen.³¹ In der DDR begann das offizielle Trauern erst, nachdem der Festivaltrubel verrauscht war. Am 7. August übertrug das DDR-Fernsehen den Trauerakt direkt, während dem sich die Partei- und Staatsspitze von Ulbricht verabschiedete. Die »Aktuelle Kamera« berichtete neben dem Staatsakt vor allem über die Kondolenzbriefe aus aller Welt.

Zu Ulbrichts 90. Geburtstag erschien von Heinz Voßke³² eine neue Ulbricht-Biographie, die am 30. Juni 1983 in Radio DDR II den Hörern im Gespräch mit dem Autor vorgestellt wurde. Die »Aktuelle Kamera« erinnerte an diesem Tag ebenfalls an Ulbricht und übertrug die Kranzniederlegung zu Ehren des Verstorbenen von der »Gedenkstätte der Sozialisten« in Berlin-Friedrichsfelde.

*

Ein halbes Jahrhundert war Ulbricht kommunistischer Funktionär, ein Vierteljahrhundert Alleinherrscher über SED und DDR. In einem Essay charakterisierte 1966 der Publizist Sebastian Haffner den Staatsratsvorsitzenden: »Ulbricht hat, oberflächlich gesehen, kaum eine der Eigenschaften, die ein großer Politiker normalerweise aufweist. Er hat kein Charisma, nicht einmal Charme. Er ist, was man kontaktarm nennt; er ist alles andere als ein hinreißender Redner; er sächzelt; er ist nicht sprachgewaltig, er hat weder denkwürdige Worte geprägt noch originelle Ideen proklamiert; er ist als Persönlichkeit nicht besonders eindrucksvoll, und seine private Lebensgeschichte ist nicht besonders aufregend.«³³ Und dennoch habe Ulbricht, so Haffner weiter, sämtliche Krisen und Stürme überstanden, die die kommunistische Welt nach dem Tode Stalins erschütterten, und ein halbes Dutzend Rivalen ausmanövriert. Er habe einen Staat gegründet und ihn konsolidiert. »Er wurde«, so Haffners Fazit aus dem Jahr 1973, »in den Jahrzehnten seiner Macht mehr respektiert und gefürchtet als verehrt und geliebt, auch von seinen engsten Mitarbeitern.«³⁴

Das Bild, das durch die Medien der Öffentlichkeit vermittelt wurde, war ein ganz anderes: Ulbricht wurde präsentiert als »Großer Kämpfer« für Frieden, Einheit und Wohlstand,

»vom Feinde gehaßt, aber vom ganzen Volk geliebt und verehrt.« Er wurde gepriesen als Lehrer und Vorbild, Freund und Förderer der Jugend, als proletarischer Übervater schlechthin. Sein Wort galt stets als »richtungweisend«, sein Tun stets als »historisch«. Meist wurden bei der Beschreibung Superlative gebraucht und Metaphern benutzt, die oftmals so überzogen waren, daß der angestrebte propagandistische Effekt zur Karikatur wurde. Immer wieder wurde versucht, den recht spröde wirkenden Parteichef »volksnah« zu präsentieren. Fotos zeigen ihn beim Sport, im Gespräch mit Arbeitern vertieft oder inmitten einer fröhlichen Kinderschar. Die Geburtstagssendungen befaßten sich indes vor allem mit Ulbrichts Lebenslauf - ein »deutscher Arbeitersohn«, ein »erprobter Kämpfer gegen Militarismus und Faschismus«, ein »hervorragender Staatsmann«. Auffällig ist, daß Berichte über sein Verhältnis zu Kunst, Literatur und Musik nahezu völlig fehlen, vielleicht weil Ulbricht zu solchen Dingen keine Beziehung hatte. »Ulbricht«, so formulierte es Carola Stern, »wünschte sich, geliebt, vom Volk verehrt zu werden.« Seine Person und Politik hätten sich allerdings besonders wenig für Public Relations geeignet.³⁵

Spätestens ab 1971 unterlag auch Ulbricht jener Persönlichkeitsdemontage, die schon vielen entmachteten Politikern des ehemaligen Ostblocks zu Teil geworden war. So wurde etwa, um nur zwei Beispiele zu nennen, die Standard-Briefmarkenserie mit Ulbrichts Kopf nicht mehr neu aufgelegt, das »Walter-Ulbricht-Stadion« in Ostberlin in »Stadion der Weltjugend« umbenannt.

Jörg-Uwe Fischer, Berlin

- 1 Vgl. Wolfgang Kenntemich u.a. (Hrsg.): Das war die DDR. Eine Geschichte des anderen Deutschland. Berlin 1993, S. 50-53.
- 2 Vgl. Carola Stern: Ulbricht. Eine politische Biographie. Köln, Berlin 1963, S. 248.
- 3 Vgl. Thomas Friedrich: »Welch eine Kraft es gab, als Stalin sprach«. Personenkult und SED. Berlin 1992; Jörg-Uwe Fischer: Im Zeichen des Personenkults. Stalins Geburtstag im ostdeutschen Rundfunk (1945 - 1956). In: RuG Jg. 21 (1995), S. 247-253.
- 4 Vgl. Vorlage der Kommission des Politbüros zur Vorbereitung des 60. Geburtstages Walter Ulbrichts. Abgedruckt in: Friedrich (wie Anm. 3), S. 60ff.
- 5 Vgl. Stern (wie Anm. 2), S. 14f.; Friedrich (wie Anm. 3), S. 62ff.
- 6 Vgl. Glückwunsch des Zentralkomitees der SED an den Genossen Walter Ulbricht. In: Neues Deutschland Nr. 150 v. 30.6.1953, S. 5.
- 7 Deutsches Rundfunkarchiv (DRA), Standort Berlin. Historisches Archiv (HA), Archivbestand Fernsehen: Sendemanuskript »Gruß der Jugend« v. 29.6.1953.
- 8 Ebd.: Sendeleitung, Korr. Wochenprogramm 28.6.-4.7.1953.
- 9 Ebd.: Tagesfahrplan für das Programm sowie Sendemanuskript »Aktuelle Kamera« v. 30.6.1953.
- 10 Vgl. Unser Rundfunk Jg. 13 (1958), H. 27, S. 3.
- 11 DRA Berlin. HA, Archivbestand Hörfunk: Sendeprotokolle Berliner Rundfunk Nr. 629: Manuskript, Kommentar des Tages v. 29.6.1963.
- 12 Ebd.: Sendeprotokolle Deutschlandsender Nr. 594: Manuskript Eisler v. 30.6.1963.
- 13 Ebd.: Sendeprotokolle Deutschlandsender Nr. 596: Laufplan »Verwurzelt tief in Deines Volkes Grund« v. 30.6.1963.
- 14 Hans Naumilkat, geb. 1919, Komponist und Musikerzieher; leitete von 1950 bis 1974 die von ihm und seiner Frau Ilse gegründeten Kinderchöre des Berliner Rundfunks; 1974-1984 Chorleiter der Pädagogischen Hochschule Erfurt; Verfasser von Kantaten und Jugendliedern.
- 15 DRA Berlin. HA, Archivbestand Fernsehen: JE Kinderfernsehen A 15: Programmunterlagen nach Sendedaten 1963; Manuskript »Blumenstrauß aus Leuna« v. 30.6.1963.
- 16 Fernsehdienst Jg. 1963, Nr. 27, S. 9.
- 17 Kinderfernsehen: DRA Berlin. HA, Archivbestand Fernsehen: Manuskript Abendgruß Nr. 1922 v. 30.6.1963.
- 18 Fernsehdienst Jg. 1963, Nr. 27, S. 8.
- 19 Zit. in: ebd.
- 20 Vgl. Dietrich Staritz: Zur Geschichte der DDR. In: Werner Weidenfeld, Hartmut Zimmermann (Hrsg.): Deutschland-Handbuch. Eine doppelte Bilanz 1949-1989, Bonn 1989, S. 69-85, hier S. 77-80.
- 21 Hans Jacobus, geb. 1923, Publizist; 1938 Emigration nach England, 1947 Rückkehr nach Deutschland, 1949-1953 Chefredakteur beim »Sport-Echo«, anschließend Redakteur und Kommentator beim Berliner Rundfunk, 1976-1985 Chefredakteur beim »Sonntag«, 1977-1990 Mitglied des Präsidialrates und 1986-1990 Vizepräsident des Kulturbundes.
- 22 DRA Berlin. HA, Archivbestand Hörfunk: Sendeprotokolle Berliner Rundfunk Nr. 633: Manuskript v. 1.7.1963.
- 23 Ebd.: Sendeprotokolle Deutschlandsender Nr. 598: Laufplan v. 1.7.1963.
- 24 Gratulation für uns alle. In: FF Funk und Fernsehen Jg. 18 (1963), H. 29, S. 3.
- 25 DRA Berlin. HA, Archivbestand Hörfunk: Anweisungen und Vorlagen für die Sender 1954-1989, Aktionsplan Agitationskommission vom 11.7.1963 (Abschrift Kl).

- ²⁶ FF Funk und Fernsehen Jg. 23 (1968), H. 26, S. 8f.
- ²⁷ Vgl. DRA Berlin. HA, Archivbestand Hörfunk: Sendeprotokolle Berliner Rundfunk und Radio DDR I v. 30.6.1973. Archivbestand Fernsehen: Korrigierter Plan AK Hauptausgabe v. 30.6.1973.
- ²⁸ Zentralkomitee der SED gratuliert Genossen Walter Ulbricht. In: Neues Deutschland Nr. 178 v. 30.6.1973, S. 1.
- ²⁹ Stefan Heym: Nachruf. Berlin 1990, S. 774. Bei der Szene »Ulbricht im Schlafrock« hat sich Heym um zwei Jahre vertan; es war der 78. Geburtstag 1971, das Politbüro des ZK gratulierte Ulbricht in seinem Wandlitzer Wohnsitz.
- ³⁰ Vgl. Neues Deutschland Nr. 211 v. 2.8.1973, S. 1.
- ³¹ Vgl. Der Spiegel Nr. 32 v. 6.8.1973.
- ³² Heinz Voßke, geb. 1929, Historiker und Autor, ehem. Leiter des Zentralen Parteiarchivs im Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED.
- ³³ Sebastian Haffner: Zur Zeitgeschichte. München 1982, S. 121-125, hier S. 121.
- ³⁴ Sebastian Haffner: Der preußische Sachse. In: Stern H. 27 v. 28.7.1973, S. 122.
- ³⁵ Stern (wie Anm. 2), S. 253.

»Der Rundfunk ist der Dichtung vieles schuldig«

Hermann Kasack (1896 - 1966)

»Der Rundfunk ist (...) der Dichtung vieles schuldig« - diese mätzenatische Feststellung, 1929 von Hermann Kasack auf der Kasseler Tagung »Schriftsteller und Rundfunk« formuliert, gilt auch umgekehrt. Denn für den vor 100 Jahren am 24. Juli 1896 in Potsdam geborenen Autor Hermann Kasack besaßen beide Versionen ihre Berechtigung. Dichtung und rundfunkliterarische Vermittlung, Geist und Technik, poetischer Formwille und publizistische Wirkung gehörten für ihn untrennbar zusammen. In Kasacks literarischem Werk beeinflussten sich diese beiden Seiten auf engste Weise.

Für den jungen Philosophie-Studenten, der 1915 in Franz Pfemferts Zeitschrift »Aktion« sein erstes Gedicht veröffentlichte, der Dramen, Prosa, Aufsätze und Theaterberichte schrieb, war der Weg zum neuen akustischen Medium zunächst noch nicht selbstverständlich. Streng trennte der in Expressionismus-Kreisen verkehrende Kasack seine »geistige Kunst« ab von den Gesetzen des Lebens. Sein Schreiben diente der eigenen Identitätsfindung; ein eher pessimistischer Grundton bestimmte die literarischen Arbeiten. Im Oktober 1920 allerdings wurde der Verleger Gustav Kiepenheuer auf den Autor aufmerksam und bot ihm das Lektorat seines Verlages in Potsdam

an. Kasack urteilte später über ihn: »Kiepenheuer hatte den Glauben an die revolutionierende Kraft des Worts und scheute kein Experiment«. Die bereits im Manuskript abgeschlossene Dissertation über die Lyrik Friedrich Hölderlins wurde nicht mehr eingereicht, Kasack arbeitete bis 1925 als Lektor und zweiter Verlagsdirektor bei Kiepenheuer, 1926 und 1927 als Verlagsdirektor bei S. Fischer.

»Als ich 30 war, 1926, war keine gute Zeit: der Mut, aus freier Zeit ein eigenes Leben aufzubauen, (...) bewährte sich gering. Ich verkaufte mich an den Rundfunk, was die Existenz sicherte«. Nachdem am 28. April 1925 unter dem Titel »Lyrik der Gegenwart« Kasacks erste Rundfunksendung im Programm der Berliner Funkstunde gelaufen war, entdeckte der Autor und Lektor Kasack die Vorzüge des neuen Mediums. Zunächst noch parallel zu seiner Tätigkeit in den Verlagen, stellte sich Kasack ab Juli 1927 als - heute sogenannter - »fester Freier« in den Dienst des Rundfunks, den er als großartiges Kulturinstrument begriff. In mehr als 100 Literatursendungen bis zum Machtantritt der Nationalsozialisten 1933 förderte er die Literatur und die Literaten. Viele junge Schriftsteller, darunter beispielsweise Günter Eich und Martin Raschke, erhielten durch Kasack die Möglichkeit, im Rundfunk zu lesen (19. 4. 1928 in der Reihe »Jüngste Dichtung«). Seine Sendereihe »Stunde der Lebenden« widmete sich u. a. Else Lasker-Schüler (7. 2. 1926), Friedrich Koffka und Hermann Ungar (27. 3. 1927); »Funkporträts« stellten Bert Brecht (12. 10. 1932), Thomas Mann (29. 11. 1930) und Georg Kaiser (25. 1. 1931) vor; Diskussionsrunden kreisten über die »gesellschaftliche Lage des Schriftstellers« (30. 11. 1929) oder - mit Franz Werfel - die »Erfahrungen eines Lektors« (17. 3. 1930).

Hermann Kasack nutzte den Rundfunk nicht nur in der Form, gedruckte oder für den Druck vorgesehene literarische Arbeiten zu präsentieren. Der Potsdamer Homme des lettres war in den Anfangsjahren ein unermüdlicher Experimentator mit neuen Sendeformen. So lud er beispielsweise am 2. Dezember 1929 Rudolf Arneheim, Alfred Döblin, Arnold Zweig und Walter von Hollander ein, ausgehend von einer Zeitungsnotiz eine Stegreifgeschichte zu erzählen. Live geführte Studiodiskussionen, dialogisch aufgelockerte Sendungen über neueste Lyrikthemen, literarisch-musikalische Mischsendungen - solche heute für einen Literaturredakteur selbstverständlichen Präsentationsformen mußten damals erst entwickelt werden. Kasack kann als »Pionier des aktuellen Literatur-Programms der Berliner Funk-Stunde« bezeichnet werden, der »die besonderen Möglichkeiten des akustischen Mediums optimal auszuschöpfen« suchte (Martina Fromhold).

1929 verlagerte Kasack als Autor seinen Schwerpunkt auf die »Jugendbühne« des Senders in der Berliner Masurenallee. Er bearbeitete - zunächst noch ganz der Ansicht vom Rundfunk als einer Bildungsanstalt verpflichtet - Dramen für die Jugend. Nach Hugh Loftings Buch »Dr. Dolittle und seine Tiere« schrieb er die 13teilige Hörspielreihe »Dr. Dolittles Abenteuer« (4. 8. 1929 bis 13. 4. 1930) und in der Figur von »Tull, dem Meisterspringer« (23. 11. 1932 bis März 1933) schuf Kasack schließlich eine originäre Funkgestalt. Mit einem pfeifenden Geräusch überwindet Bruno Fritz in der clownesken Rolle des Tull problemlos den Raum, beispielsweise wenn er in der Folge »Kinderreise mit Tull« schneller ist als »Der fliegende Hamburger«, Deutschlands neuer »Blitzzug« (Januar 1933).

Schließlich ist Kasack auf dem Gebiet des Hörspiels mit einigen wenigen, aber maßgeblichen Arbeiten vertreten. Sein erstes Originalhörspiel »Stimmen im Kampf« (7. 12. 1930) erprobte die Technik des inneren Monologs. Das Tennismatch zwischen Red und Green diente dem Anlaß, die Gedanken der beiden in »einer akustischen Zeitlupenaufnahme des seelischen Unterbewußtseins« zu belauschen. In »Eine Stimme von Tausend« - wiederum ein Stimmenspiel - belauscht der Hörer die traumhaften Überlegungen und imaginären Dialoge einer Spielfigur vor dem Aufbruch ins Büro am Morgen. Kasacks zeitlebens grundlegender Dualismus zwischen einem »eigentlichen Leben« und dem »Alltag«, zwischen der »Seele« und dem »kummervollen Fristen der Existenz«, kommt in diesem philosophisch aufgeladenen Stück besonders zum Tragen. Kasacks drittes und letztes Hörspiel mit dem Titel »Der Ruf« geriet als Arbeitslosenhörspiel in die rundfunkpolitischen Querelen der Übergangsphase beim Machtantritt der Nationalsozialisten. Am 12. Dezember 1932 das erste Mal unter dem Pseudonym Hermann Wilhelm ausgestrahlt und gegenüber dem Urmanuskript bereits durch Sendeleiter Richard Kolb stark verändert, wurde der »Ruf« des arbeitslosen Martin im Spiel schließlich von Ottoheinz Jahn noch einmal entscheidend bearbeitet und am 20. März 1933 unter Nennung von Kasacks Autorschaft als »Ruf« nach dem neuen Reichskanzler Adolf Hitler ausgestrahlt. »Mein geistiges Eigentum wurde hier sozialisiert«, notierte Kasack in seinem Tagebuch, der den »symptomatischen Versuch zur Verdummung des Volkes« nicht verhindern konnte.

Obwohl Hermann Kasack die sich zuspitzende Lage im Funkhaus im Tagebuch bereits zwischen 1930 und 1933 festhielt, glaubte er, als Richard Kolb am 29. März 1933 das Sendeverbot aussprach, für nur kurze Zeit ausweichen zu müssen. Doch der Optimismus von Anfang 1933 erwies sich als

Fehleinschätzung. Kasack sah sich gezwungen, in die »innere Emigration« zu gehen. Für kaum einen Schriftsteller in Deutschland ist diese so widersprüchliche Bezeichnung zutreffender als für Kasack. Er veröffentlichte nur wenig, die finanziellen Probleme nahmen zu. Die einzelnen Gedichte kreisen um das wortmagische Bannen eines »ewigen Daseins«; ein Essay behandelt das »Chinesische« - eine der zentralen Kasacksche Chiffren für das Geistige, die unzerstörbare Ordnung, die Kunst und die innere Wirklichkeit; der großangelegte Roman von der »Stadt hinter dem Strom« wird bis zur Hälfte fertiggestellt; die kleine Erzählung »Das Birkenwäldchen« fungiert 1944 als Kassiber für den inhaftierten Peter Suhrkamp, in dessen Verlag Kasack am 1. April 1941 die Nachfolge von Oskar Loerke als Cheflektor angetreten hatte.

Als Autor fand Kasack zum Rundfunk nur noch für kurze Zeit zurück. Am sowjetisch kontrollierten Berliner Rundfunk in der Masurenallee arbeitete er gelegentlich für einige der von Peter Huchel betreuten literarischen Sendereihen. Im Vordergrund standen bis zu seinem Lebensende am 10. Januar 1966 jetzt zwei Bereiche: erstens die eigene literarische Arbeit; er veröffentlichte die Romane »Die Stadt hinter dem Strom« (1947) und »Das große Netz« (1952) sowie die Gedichtbände »Aus dem chinesischen Bilderbuch« (1955) und »Wasserzeichen« (1964); zum anderen die literaturfördernde Tätigkeit als Herausgeber (Oskar Loerkes »Tagebücher«, 1956; Peter Suhrkamps »Reden und Aufsätze«, 1960; Georg Kulkas »Aufzeichnung und Lyrik«, 1962) sowie als Präsident der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung (1953-1963). Auf beiden Gebieten nutzte er in Form von Lesungen, Gesprächen und Preisreden das akustische Medium, denn Kasack war, wie er 1956 in einem Interview betonte, von der »Wirksamkeit des dichterischen Wortes« überzeugt: »Es kann verzaubern, es kann verwandeln«.

Hans-Ulrich Wagner, Wiesbaden Anlässlich des 100. Geburtstages kann auf zwei Publikationen Hermann Kasacks hingewiesen werden. Der Suhrkamp-Verlag widmet seinem »Hausautor« ein schmales Bändchen mit der 1944 in der Zeitschrift »Die Neue Rundschau« erstmalig erschienenen Erzählung »Das Birkenwäldchen«, ergänzt um ein Nachwort des Verlegers Siegfried Unseld. In der Edition Hentrich ist der Titel »Dreizehn Wochen. Tag- und Nachtblätter« erschienen. Er veröffentlicht das 158 Seiten starke Konvolut von Notizen, das Kasack zwischen dem 14. April und dem 30. Juni 1945 niederschrieb. Diese bislang unveröffentlichten Notate entstammen dem umfangreichen Nachlaß Hermann Kasacks im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar.

Ludwig von Hammerstein (1919 - 1996)

Die letzten Stunden seines Lebens verbrachte Ludwig von Hammerstein im Gespräch mit Menschen, die ihm seit vielen Jahren vertraut waren - Journalisten aus seiner Stadt. Am Abend des 26. Februar 1996 war er einer Einladung des Berliner Presseclubs zu einer Diskussion mit dem brandenburgischen Kultusminister über die geplante - zu dieser Zeit bereits ungewisse - Länderfusion gefolgt. Auf dem Heimweg vom Tagungsort - der Katholischen Akademie im Bezirk Berlin-Mitte - stürzte der 76jährige Ludwig von Hammerstein auf einer Bahnhofstreppe und fand einen raschen - gnädigen - Tod.

Auf dem Familienfriedhof in Steinhorst bei Celle hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Ein Gedenkgottesdienst in der alten Kirche von Potsdam-Bornstedt vereinte Ende März noch einmal viele, die ihn als einen couragierten, charakterstarken, gänzlich uneitlen, in vielen schwierigen Kontroversen um vernünftigen Ausgleich bemühten Mann zu schätzen gelernt hatten - beim Norddeutschen Rundfunk (NDR) von 1961 bis 1974 und danach beim Rundfunk im amerikanischen Sektor (RIAS) Berlin bis 1984.

Mit Ludwig Freiherr von Hammerstein-Equord trat einer der letzten noch lebenden Zeugen des 20. Juli 1944 von der öffentlichen Bühne ab, auf der er für eine umfassende, gerechte Würdigung aller Strömungen und Gruppen des deutschen Widerstandes gegen Hitlers Regime - von den Kommunisten bis zu den Rechtskonservativen - eingetreten war.

Geboren in Berlin-Charlottenburg am 17. November 1919 als Sohn des Generals Kurt von Hammerstein, wuchs er in einer kinderreichen Familie auf, die früh Militär und Politik, preußisches Traditionsverständnis und Einsicht in Bedingungen einer von Anfang an gefährdeten parlamentarisch-demokratischen Republik in sein alltägliches Blickfeld rückte. Im November 1930 war der Vater als ein politisch erfahrener, mit Anfang 50 noch zu den Jüngeren zählender Offizier, der das Vertrauen Groeners und Schleichers genoß, Chef der Heeresleitung geworden - die Familie lebte bis Anfang 1934 in einer Dienstwohnung in jenem Bandler-Block, der am 20. Juli 1944 zum Schauplatz des Versuches werden sollte, die NS-Tyrannie zu beenden. Die Kenntnis der Flure und Treppen des Hauses half dem jungen Offizier Ludwig von Hammerstein, zu nächtllicher Stunde aus diesem Gebäudekomplex zu entkommen, als das Scheitern der Rebellion nicht mehr abzuwenden war.

In Vorträgen, zu denen er oft gebeten wurde, pflegte er eine bittere Bemerkung seines Vaters zu zitieren. »Ich schäme mich, einem Heer angehört zu haben, das alle Verbrechen gesehen und zugelassen hat.« In seinem Elternhaus habe er kaum etwas Gutes über die Nationalsozialisten gehört, berichtete Ludwig von Hammerstein.

»Man sprach offen, ja feindlich von den ›Nazis‹. Mein Vater und meine Mutter (eine Tochter des Generals Walter von Lüttwitz) verkehrten auch nur mit Leuten, die ähnlich wie sie dachten. Die Morde vom 30. Juni 1934, der Tod des Generals von Schleicher und seiner Frau, die Behandlung der politischen Gegner und der Juden wirkten auf sie und auf uns Kinder abstoßend. Am 6. September 1939, als ich noch gar nicht Soldat war, schrieb ich in mein Notizbuch den Satz. ›Der ganze Krieg ist als ein Verbrechen zu bezeichnen, in dem wir alle untergehen werden.‹ Das war - ich war damals noch nicht 20 Jahre alt - nicht etwa mein Urteil, sondern es war das Fazit aus dem, was ich in diesen Tagen kurz vor dem Krieg gehört hatte, als sich mein Vater, der Generaloberst Beck und der Generaloberst Wilhelm Adam unterhielten.«¹

Nach dem Abitur 1938 hatte sich Ludwig von Hammerstein - auch wegen einer Augenschwäche - zunächst gegen den Soldaten-Beruf entschieden und eine Tätigkeit im Bergbau gesucht. Erste Erfahrungen in der Arbeitswelt der Kumpel hatten ihn beeindruckt. Nach Kriegsbeginn wurde er Grenadier in einem Infanterieregiment, das kurze Zeit in Frankreich eingesetzt wurde, um dann nach Ostpreußen verlegt zu werden: der Angriff gegen die Sowjetunion stand bevor.

»Ich habe diesen Feldzug zum Teil mitgemacht, wurde aber schon 1941 so schwer verwundet, daß ich nicht mehr felddienstfähig war und deshalb nach Berlin zum Studium abkommandiert wurde. So konnte ich an der dortigen Technischen Hochschule mein Bergbaustudium fortsetzen, das ich vor dem Kriege schon begonnen hatte. Ich hörte damals in Berlin verbotenerweise die Nachrichten und Kommentare der BBC-London und gerne Radio Beromünster, manchmal auch die Nachrichten von Radio Moskau. Von den Verbrechen und den Toten an der Ostfront wußte ich allerdings wenig. Den sogenannten ›Kommissarbefehl‹ z. B. kannte ich 1941 nicht, er wurde den Offizieren meines Regimentes nicht bekanntgegeben. Im Herbst 1941 berichtete mir erstmals ein Kamerad von der grauenvollen Behandlung der russischen Kriegsgefangenen hinter der Front.«²

Im Februar 1943 - im Kessel von Stalingrad war eine ganze Armee aufgrund eines »Führer-Befehls« umgekommen - fragte ihn Fritz Dietlof Graf von der Schulenburg, ob er bereit sei, sich an einer Aktion gegen Hitler zu beteiligen. Hammerstein willigte ein, zu gegebener Zeit als Ordonnanzoffizier den Verschwörern zu helfen, und begann, nach Gleichgesinnten - vor allem unter jüngeren Offizieren des Potsdamer Infanterieregimentes Nr. 9 - Ausschau zu halten:

»Im Juli 1944 war es dann endlich soweit. Am 11. ergab sich die erste Gelegenheit. Sie wurde nicht

genutzt, weil Himmler und Göring nicht anwesend waren und man der Auffassung war, die beiden müßten gleich mitsterben. Ich selbst wußte über Einzelheiten der Planung damals nichts. Zur Sicherheit wurden immer nur die direkt Betroffenen informiert. Auch mit den zivilen Verschwörern sprach ich über die politisch-militärische Lage im allgemeinen, nicht über Einzelheiten des Staatsstreiches. Dabei kritisierten wir nicht nur Hitler und seine Leute, sondern stärker noch die Feldmarschälle und Generale, meist keine Anhänger des Regimes, die die Lage kannten und trotzdem nicht handelten (...) Am 15. Juli waren wir zum zweiten Mal alarmiert. Wir saßen zu viert (alle Offiziere vom I.R. 9) im Hotel Esplanade in Berlin und warteten auf den Abruf. Der Abruf kam wieder nicht. Wir jungen Leute waren leicht entnervt, obwohl wir ja damals den Tod überall finden konnten, im Felde, im Hagel der Fliegerbomben. Nun, wir gingen wieder nach Hause. Dann trafen wir uns, um Pistole zu schießen, weil wir glaubten, man muß mit der Pistole flink und gut schießen können bei einem solchen Vorhaben. Wir rechneten also damit, daß es nicht ohne Gewalt abgehen würde.«³

Der erwartete Moment der Entscheidung kam am Nachmittag des 20. Juli 1944. Aus dem Hotel Esplanade in die Bendlerstraße gerufen, erhielten Hammerstein und seine Gefährten den Auftrag, SS-Männer zu entwaffnen und Wehrmacht-Offiziere, die sich als Hitler-Anhänger zu erkennen gaben, zu arretieren. Als die Nachricht von Hitlers Überleben bestätigt wurde und Hitlers Anhänger die Oberhand gewannen, erkannte Hammerstein, daß er aus dem Bendler-Block fliehen und sich im Untergrund verbergen mußte. Er fand Menschen, die ihm dabei halfen, neun Monate lang mit einem gefälschten Wehrpaß in wechselnden Quartieren - in einer Kreuzberger Drogerie wie in einer Köpenicker Gartenlaube - der Gestapo zu entgehen, die nach ihm, dem »Deserteur und Staatsverbrecher«, fandete. »Im Gegensatz zu vielen anderen, die erhängt oder erschossen wurden, habe ich großes Glück gehabt. Trotz des Scheitern, trotz all dieses Leids bin ich aber auch heute noch der Überzeugung, daß wir richtig gehandelt haben.«⁴ Am 26. April 1945 war die Flucht vor den Häschern des nationalsozialistischen Regimes zu Ende, doch auch die ersten Begegnungen mit Sowjetarmisten waren nicht ohne Gefährdungen.

Nach dem Krieg entschloß sich Ludwig von Hammerstein, Journalist zu werden. Er arbeitete von 1946 bis 1949 in der Redaktion der von den Briten lizenzierten Tageszeitung »Die Welt«. Im Kreis der Männer und Frauen, die den Aufstand des Gewissens gegen Hitlers Tyrannei vorbereitet hatten, war Hammerstein auch mit dem christlichen Gewerkschafter Jakob Kaiser zusammengetroffen. Als Kaiser 1949 in Konrad Adenauers erstem Kabinett die Leitung des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen übernahm, fand er in dem gerade 30jährigen Ludwig von Hammerstein einen gleichgesinnten Mitarbeiter, der zehn Jahr lang das Presserefe-

rat des Ministeriums leitete. Jakob Kaiser hatte nach 1945 das Konzept eines »christlichen Sozialismus« verfochten, das Bemühen um einen politischen Ausgleich zwischen Ost und West unterstützt, das Gespräch mit den Sowjets gesucht, bis sie ihn in ihrem Besatzungsgebiet mundtot machten. Wie Kaiser sah auch Hammerstein die Aufgabe des Ministeriums für gesamtdeutsche Fragen darin, das sich im Westen deutlich abschwächende Bewußtsein für Nöte, Ängste und Hoffnungen der Deutschen in der DDR wachzuhalten (so jedenfalls verstand der Verfasser dieses Nachrufs, im Sommer 1955 erstsemestriger Bonner Student und Vertreter der »Jungen Presse«, der Bundesarbeitsgemeinschaft der Schülerzeitungen, seine erste Begegnung mit dem sehr jugendlich wirkenden Pressereferenten des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen; auf Tagungen des Kuratoriums »Unteilbares Deutschland« hat er ihn in den folgenden Jahren getroffen).

1961 wurde Ludwig von Hammerstein stellvertretender Intendant des NDR. Hier bewährte sich sein Talent zum Ausgleich kontroverser Interessen. Daß die Drei-Länder-Anstalt mit ihrem Zentrum in Hamburg gegen zerstörerische Folgen des Parteien-Proporz abgeschirmt wurde, war nicht zuletzt sein Verdienst. 1974 wurde Hammerstein - im Einvernehmen von US-Regierung, Bundesregierung und Berliner Senat - zum Intendanten des RIAS Berlins berufen (und 1979 in dieser Funktion für weitere fünf Jahre bestätigt). Das war eine für den RIAS glückliche Entscheidung, denn unter Ludwig von Hammersteins behutsamer Leitung konnte es weiterhin gelingen, eine Radiostation, die im rechtlichen Sinne ein staatseigener Sender war, wie eine öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt zu führen - ohne massive Eingriffe politischer Instanzen. Das war nicht immer einfach - in einer Zeit, in der die Vereinigten Staaten etwa durch ihre Südostasien- und ihre Mittelamerika-Politik Kritik auf sich zogen und im westlichen Deutschland auch derbe antiamerikanische Ressentiments laut wurden. Die Glaubwürdigkeit des RIAS - namentlich bei Hörern in der DDR - hing aber davon ab, daß der Sender nicht als Sprachrohr von Washingtoner oder Bonner Interessen erschien, sondern als eine journalistischem Ethos verpflichtete »freie Stimme der freien Welt«, die das pluralistische Spektrum der Meinungen spiegelte. Bei der juristisch nie eindeutig geklärten Unterscheidung von Programmhoheit der US-Information-Agency und Programm-Verantwortung des deutschen Intendanten kam es auf ein faires Verhältnis zwischen den deutschen Mitarbeitern des RIAS, den Redakteuren, Technikern und Verwaltungsfachleuten, und dem amerikanischen Aufsichtsgremium an - Ludwig von

Hammerstein hat diese Brücke in der ihm eigenen noblen, auch in Krisen und Konflikten unaufgeregten Konzilianz gefestigt. Seine im NDR erworbene, vorzügliche Kenntnis der ARD-Strukturen trug dazu bei, RIAS Berlin mit beratender Stimme im Ensemble der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten mitwirken zu lassen und die Vorzüge enger Kooperation mit den Landesrundfunkanstalten und mit dem ZDF nutzen zu können.

Als gegen Ende seiner zweiten Amtszeit die Ansprüche kommerzieller Sender eine neue Ära des Rundfunks einleiteten, verhehlte das CDU-Mitglied Ludwig von Hammerstein seine Skepsis nicht. Das Rennen um hohe Einschaltquoten werde Qualitätsansprüche beschädigen, erklärte er im Februar 1980 auf einer CDU-Versammlung in Berlin-Dahlem. »Die politische, wirtschaftliche und kulturelle Urteilsfähigkeit der Bevölkerung wird abnehmen, die Kommunikation einer lebendigen Gesellschaft gefährdet.«

»Viele der anwesenden CDU-Mitglieder reagierten verärgert auf diese Ausführungen. Vorwürfe gegen sein Referat (»Herr von Hammerstein, Sie sind doch CDU-nah. Ich verstehe Ihre Einseitigkeit nicht.«) und gegen das nach Meinung einiger sehr »unausgewogene« jetzige Fernsehprogramm wies der RIAS-Intendant zurück. »Auffällig sind ja nur die kritischen Programme; und alles andere, mit dem man übereinstimmt, registriert man gar nicht. Dabei wird das Programm nicht nur von CDU-Anhängern gesehen.« Er schlug alternativ zu einer privaten Nutzung vor, die neuen Kanäle für Minderheiten - etwa Gastarbeiter-Programme - bereitzuhalten.«⁵

Seit den 60er Jahren war Ludwig von Hammerstein Mitglied des Kuratoriums der Stiftung Hilfswerk 20. Juli 1944 gewesen. Als der von Richard von Weizsäcker geleitete Berliner Senat in den 80er Jahren beschloß, die Gedenkstätte Deutscher Widerstand im ehemaligen Bendler-Block, in der nun nach dem Grafen Stauffenberg benannten Straße am Rande des Berliner Tiergartens erheblich ausweiten und thematisch umfassender gestalten zu lassen, gehörte Ludwig von Hammerstein zu dem Beirat, der dem Historiker Prof. Peter Steinbach zur Seite stehen sollte. Es galt zunächst, die auf der linken Seite des politischen Spektrums vorhandenen Zweifel zu widerlegen, der »genius loci« werde dazu verführen, die militärische Komponente des deutschen Widerstandes - also Vorgeschichte und Verlauf des 20. Juli 1944 - übermäßig zu betonen und etwa den Widerstand aus der Arbeiterbewegung gering zu achten. Je deutlicher aber Prof. Steinbachs Ausstellungskonzept Gestalt annahm, das in differenzierter Wertung auch den Anteil der Kommunisten würdigte, die »Rote Kapelle« einzuordnen suchte, dem »Nationalkomitee Freies Deutschland« und dem »Bund Deutscher Offiziere« in sowjetischen Kriegsgefangenenlagern Gerechtigkeit widerfah-

ren lassen wollte, umso heftiger war Kritik aus dem konservativen Lager zu vernehmen - gepaart mit massiven Interventionen aus Bonn und München, von denen sich aber die Regierenden Bürgermeister Weizsäcker und Diepgen nicht beirren ließen. Und es war nicht zuletzt das kluge Votum Ludwig von Hammersteins, das der Idee zum Durchbruch verhalf, in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand habe letztlich jeder Deutsche in angemessener Weise Erwähnung zu finden, der Freiheit und Leben im Kampf gegen den braunen Totalitarismus gewagt hatte.

Als die Mauer fiel und aus Ost-Berlin Schulklassen mit ihren Lehrern die Gedenkstätte in der Stauffenbergstraße besuchen konnten, war nicht zuletzt von ihnen eine positive Reaktion auf das in den 80er Jahren realisierte Ausstellungskonzept zu hören. Wer heute durch die Räume der Gedenkstätte in der Stauffenbergstraße geht, wird in der Regel nicht bemerken, daß ihn an diesem historischen Ort ein Element des geistigen Erbes begleitet, für das sich Ludwig von Hammerstein zeitlebens verbürgte. Und wenn im Funkhaus des ehemaligen RIAS - im heutigen DeutschlandRadio Berlin - Toleranz und Weltöf-fenheit Programmkriterien sind, dann ist auch das ein Teil der Erbschaft dieses Mannes.

Manfred Rexin, Berlin

1 Ludwig v. Hammerstein: 20. Juli 1944. In: Michael Kißener (Hrsg.): Widerstand in Europa. Konstanz 1995, S. 79f.

2 Ebd. S. 80.

3 Ebd. S. 82f.

4 Ebd. S. 86.

5 Tagesspiegel v. 7.2.1980.

»Der Hörer hat das Wort«

Eine Sendereihe des NWDR/WDR Köln (1949 - 1958)

»Diese Diskussion, meine Hörer, ist von der Erkenntnis ausgegangen, daß man einem Übel am allerwenigsten dadurch zu Leibe rücken kann, daß man es totschweigt und so tut, als wäre es nicht vorhanden. Und diese Diskussion sollte mehr als manche andere den Ertrag haben, daß wir zu vorurteilslosem Nachdenken über das angeregt haben, was das Wesen des Anstandes, der Menschlichkeit und der christlichen Verantwortung ausmacht.«

(Hans Otto Wesemann, 20.1.1957¹)

Die Sendereihe »Der Hörer hat das Wort« wurde Anfang 1947 beim NWDR Hamburg zum ersten Mal gesendet² und nach dem Wechsel des Initiators Hans Otto Wesemann nach Köln von dort aus ausgestrahlt. Die Hörer wurden einige Wochen vor einem Sendetermin aufgefor-

dert, zu einem bestimmten Thema schriftlich Stellung zu nehmen.³ Aus den eingegangenen Briefen verlasen Sprecher einzelne Passagen. Für die Auswahl dieser Passagen war Hans Otto Wesemann verantwortlich. Die ausgewählten Zitate sollten den jeweiligen Tenor der eingegangenen Briefe wiedergeben. Hin und wieder ergaben sich aus der Flut der Einsendungen auch mehrere Sendungen zu einem Thema. In der Regel blieb es jedoch bei einer Sendung.

Aufbau und Aktenbestand

Der Bestand der Reihe reicht von 1949 bis 1959. (Organisatorisch gehörte sie zur Abteilung Politik und ab Sommer 1955, bedingt durch den Wechsel Wesemanns, zum Ressort Wirtschaft innerhalb der Abteilung Politik.) Der Erhaltungszustand der Akten ist gut, und der Bestand ist nahezu komplett. Fehlende Manuskripte können über die verfilmten Sendelaufpläne und die Bestände der Hörfunksendeleitung im Historischen Archiv des WDR rekonstruiert werden. Einzelne Manuskriptteile und Zeitungsausschnitte mußten aus restauratorischen Gründen fotokopiert werden. Von seiten der Redaktion wurden die Akten wie folgt gegliedert:

»Manuskripte und Unterlagen zur Sendung«: Diese Akten bestehen aus Sendemanuskripten und der verwendeten Hörerpost.⁴

»Urmanuskripte«: Von April 1953 an wurden zusätzliche Manuskripte erstellt und irreführenderweise unter der Bezeichnung »Urmanuskripte« gesammelt. Diese Maßnahme geht auf das zunehmende Interesse der Hörer an Manuskripten der Sendung zurück.⁵

»Erledigte Themen«: Die nicht verwendete Hörerpost wurde ab August 1953 unter diesem Titel abgelegt.⁶

»Allgemeine Korrespondenz«: Die Korrespondenzakten, die im April 1954 erstmals angelegt wurden, enthalten diejenige Post, die sich nicht auf die gestellten Themen bezieht.⁷

Konzeption und Redaktion

»Der Hörer hat das Wort« wurde ab 29. Mai 1949 aus Köln gesendet⁹ und zwar sonntags von 14.30 bis 15.00 Uhr im ersten Programm, wobei die Sendung an Feiertagen und in den Sommermonaten häufig unterblieb. Die Texte wurden je nach Geschlecht der Briefschreiber von weiblichen bzw. männlichen Sprechern verlesen, woraus nicht selten der Irrtum resultierte, die Hörer dürften selbst sprechen. Die Auswahl der Themen und der verlesenen Briefstellen besorgte Wesemann, der auch die Sendung moderierte, gemeinsam mit seiner Mitarbeiterin Hilde Stallmach. Etwa zehn bis zwölf Beiträge wurden in einer Sendung verlesen, deren Länge allerdings beträchtlich

schwanken konnte. Wesemann legte großen Wert auf eine Wiedergabe im Sinne der eingegangenen Schreiben. Ein Vergleich aller Akten einer beliebigen Sendung dokumentiert diese Sorgfalt. Nur in Ausnahmefällen wich er von dieser Arbeitsweise ab. Zum ersten Mal auf Geheiß des Generaldirektors des NWDR Adolf Grimme, der die Sendung über politische Streiks zensierte. Dies hatte eine Kündigungsandrohung Wesemanns zur Folge.¹⁰ Ein weiteres Mal entschärfte er Aussagen der Hörer zum Antisemitismus, indem er eine Reihe von Briefen unberücksichtigt ließ.¹¹ Ansonsten spiegelten die ausgesuchten Briefe alle eingegangenen Meinungen wider. Selbst die Briefe, die sich zur »Situation der Welt an sich« äußerten, wurden den Hörern nicht vorenthalten und ab 1954 regelmäßig zum 1. April gesendet.¹²

Nach einem Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Soziologie in München, Berlin und Halle arbeitete Hans Otto Wesemann, gebürtig am 16. Dezember 1903 in Frankfurt am Main, in der sogenannten Enquête-Kommission zur Untersuchung der Produktions- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft in Berlin (1926-1930). Außerdem war er für die Redaktion der Wochenzeitschrift »Wirtschaftsdienst« in Hamburg sowie als Pressereferent großer Verbände in Berlin tätig. Dann wurde er Redakteur des »Kurier«. 1949 holte ihn Werner Höfer im Auftrag des Intendanten des NWDR Köln, Hanns Hartmann, zum Rundfunk. Hier baute er das Ressort Wirtschaft auf und kreierte langjährige Sendereihen, z.B. »Soll und Haben« oder den »Stammtisch«. Auch für die Sendereihe »Zwischen Rhein und Weser« war er von 1950 an tätig. 1953 wurde Wesemann Chefredakteur und Leiter des deutschen Kurzwelldienstes, der Deutschen Welle, deren erster Intendant er ab 1961 war. Nach seinem Ausscheiden 1967 widmete er sich der »Stiftung Warentest«. Er starb 73jährig am 7. November 1976 in Köln.

Hilde Stallmach, in Pommern geboren, studierte nach dem Krieg Germanistik in Hamburg, Leipzig und München und arbeitete nach dem Krieg für den German News Service in Hamburg.¹³ Sie nahm 1947 an einem Lehrgang der NWDR-Rundfunkschule in Hamburg teil und siedelte nach kurzer Tätigkeit als Assistentin von Axel Eggebrecht nach Köln über. Dort übernahm sie die »Sendung für den Bergmann« und arbeitete für »Der Hörer hat das Wort«. Neben organisatorischen Arbeiten moderierte sie die Sendung selbständig während der Urlaubszeiten Wesemanns. War Wesemann länger als zwei Sendungen abwesend, war sie wohl auch für die Auswahl der Themen und Briefe verantwortlich.¹⁴ Sie folgte ihm 1953 zur

Deutschen Welle und übernahm dort eigenverantwortlich eine Nachfolgesendung von »Der Hörer hat das Wort«. Sie baute die Hauptabteilung Öffentlichkeitsarbeit der Deutschen Welle auf und übernahm 1962 deren Leitung. Im September 1966 folgte sie ihrem Mann Dietrich Schwarzkopf nach Hamburg.¹⁵ Dort begann sie innerhalb der Film- und Fernsehproduktionsgesellschaft »Studio Hamburg Atelier GmbH« ein Ressort für die nichtkommerzielle Verwertung von Fernsehproduktionen aufzubauen.

Zuhörer und Hörerpost

Bereits 1949 hatte die Sendereihe eine »Fangemeinde«. Viele Hörer schrieben über Jahre hinweg regelmäßig Beiträge: Je nach Veranlagung zu allen Themenkomplexen oder zu einzelnen wiederkehrenden Fragestellungen. Neben den Stammhörern meldeten sich bei entsprechenden Themen bestimmte Hörergruppen in besonders großer Zahl zu Wort, beispielsweise Schüler in Erziehungs- und Schulfragen. Einige Sendungen provozierten 600 oder 700 Briefe. Im Sommer nahm die Zahl der Briefe soweit ab, daß eine Art Sommerpause eingeführt wurde.

»Sie werden den Brief natürlich nicht verlesen, obwohl« und die Überzeugung, die eigene Meinung werde von »Tausend« anderen Hörern geteilt, sind fester Bestandteil zahlreicher Briefe. Auch die Ansicht, »die in der letzten Sendung verlesenen Hörerbriefe wirkten äußerst schockierend nicht zuletzt dadurch, daß in der Auswahl derselben wenig objektiv vorgegangen zu sein scheint«, gehört quasi zum Repertoire vieler Schreiber. Sie wurde jedoch nicht immer so vorsichtig formuliert. Der Vorwurf der Nestbeschmutzung geht dagegen einher mit dem Ruf nach Zensur. Oft »vergessen« die Hörer auch, daß die Meinung anderer Hörer wiedergegeben worden ist, sie beschuldigen in der Regel den Rundfunk. Wie aufmerksam viele Zuhörer die Sendung verfolgten, zeigt eine Postkarte von Heinz B. aus Bochum, der wettete, daß der Sprecher eines Briefes identisch sei mit dem »Winnetou« vom Vortage. Seine Beobachtung konnte bestätigt werden.¹⁶ Mit zunehmender Popularität der Sendung beteiligten sich auch Verbände und Interessengemeinschaften an der Diskussion.¹⁷ Das Engagement reichte vom Manuskriptwunsch bis zur versuchten Manipulation. Zu Beginn des Jahres 1952 schrieb Wesemann:

»Eine neue, nicht gerade förderliche Erscheinung ist die wachsende Aufmerksamkeit, die Interessenorganisationen und andere organisierte Kräfte der Sendung widmen. In zwei Fällen war eine organisierte Lieferung von schablonenhaften Höreräußerungen unverkennbar, die es zweckmäßig erscheinen ließ, nachdrücklich auf den Charakter dieser Sendung als einer diskutierenden, nicht proklamierenden Veranstaltung aufmerksam zu machen.«¹⁸

Themen

Da die Themenwünsche von den Hörern selbst kamen, umfaßten sie alle Bereiche ihres täglichen Lebens. Sowohl aktuelles Geschehen als auch Strukturprobleme von Politik und Gesellschaft wurden angesprochen. Bei großer Anteilnahme der Hörer konnten im Verlauf einer Sendung auch neue Fragen zum gleichen Thema entwickelt werden, denen dann wiederum weitere Sendungen gewidmet wurden. Das kam relativ häufig vor. Medizinische Probleme wurden bewußt ausgeklammert, ebenso konkrete Probleme der Steuergesetzgebung und der Rechtsprechung. Fragen der Steuerentwicklung und der Rechtsethik wurden dagegen oft behandelt.

Staatsbürgerkunde und staatliche Institutionen

Volksentscheid, Bundestagswahl, Zwang in der Demokratie oder die grundlegende Frage: »Welche Staatsform ist die Beste?« sind Themen des zweiten Halbjahres 1949. Diese die politischen Institutionen betreffenden Themen waren in der Anfangszeit recht zahlreich. Etwa ab Mitte der 50er Jahre traten sie zugunsten anderer Themenkomplexe in den Hintergrund. Spezielle Fragen zur Wahlgesetzgebung oder die Eignung der Jungwähler standen nun zur Debatte, und nicht selten wurde eine verbindliche Staatsbürgerkunde gefordert.¹⁹ Bei diesen Themen griff Wesemann häufig durch längere Kommentare erklärend ein. Relativ früh entwickelte sich aber unter den Stammhörern eine »Rubrik« zur Definition und Abgrenzung des Themas am Anfang der Briefe, so daß Wesemann auch auf deren Erläuterungen zurückgreifen konnte. Eine Reihe von Sendungen beschäftigten sich mit den Beamten. Die Diskussion war in der Regel lebhafter, wenn nicht die abstrakte Behörde oder deren Effizienz angesprochen wurde, sondern Menschen mit einer Aufgabe, die nicht selten einen großen Teil ihres Lebens ausmachte. So wurde auch der Umgangston der Beamten mit den Bürgern angesprochen. Die Betroffenen bzw. Kritisierten wehrten sich vehement gegen die Anschuldigungen der Hörer und die vermeintliche Parteilichkeit des Rundfunks. Die Entrüstung über eine dieser Sendungen war z.B. in den Kreisen der Verkehrspolizei so groß, daß Wesemann eine Sondersendung einschob, die man »Der Verkehrspolizist hat das Wort« überschreiben konnte.²⁰

Wirtschaft

Dieser Komplex beanspruchte im Lauf der Zeit die meiste Sendezeit. Die Fragestellungen bezogen sich auf nahezu alle Bereiche. Die

Veränderungen im Wirtschaftsleben der Nachkriegszeit waren drastisch, und es verwundert nicht, daß diese ihren Niederschlag in den Hörerzuschriften fanden. Eines der Schlagwörter, die diese Veränderungen umreißen, ist »Rationalisierung«. Darunter ist sowohl die Rationalisierung in der Arbeitswelt zu verstehen als auch die Rationalisierung im Alltagsleben. Die Diskussionen, die das Arbeitsleben zum Thema hatten, waren in den ersten Jahren geprägt von der Arbeitslosigkeit. Man fühlte sich betrogen von Doppelverdienern, Politikern und Nutznießern der Handelsspanne. Der Lastenausgleich sollte nach Meinung vieler Abhilfe schaffen. Gewerbefreiheit und Löhne wurden ebenso thematisiert wie Arbeitszeit und Schwarzarbeit. Hier zeigte sich meist deutlich die Stimmung der Hörer. Kaum einer theoretisierte oder relativierte die Situation, denn meistens waren die Schreiber direkt von den angesprochenen Problemen betroffen. Im Laufe der Zeit änderten sich die Themen, Facharbeitermangel und Gastarbeiter, Lebensstandard und Preisstabilität wurden diskutiert. Diese Entwicklung gipfelte quasi in den Fragen »Geht es uns zu gut?« und »Was ist Luxus?«,²¹ daran lassen sich bereits gesellschaftliche Veränderungen ablesen. Eng verbunden mit den Fragen zum Arbeitsleben, aber dennoch eigenständig, waren die Sendungen, die sich mit dem Einfluß des Arbeitnehmers auf seine Arbeitswelt beschäftigten, aber auch Streik, Schlichtung oder Streikrecht gehörten zu den wiederkehrenden Themen. Arbeitszeitverkürzungen, Vierzig-Stunden-Woche, Ladenschlußzeiten und Tarifbeschlüsse wurden in neun Jahren 13mal angesprochen, und manche Thematik wurde an zwei Sonntagen behandelt.

Remilitarisierung

Es ist erstaunlich, wie bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs bereits über die Remilitarisierung auf breiter Basis diskutiert wurde. In drei Sendungen im November 1949²² fragten die Hörer, ob man unter Umständen wieder Soldat werden müsse. Die letzte Sendung stand unter dem Motto »Ich will wieder Soldat sein«. Die Meinungen waren allerdings, bedingt durch die Nähe zu den Kriegereignissen, noch stark pazifistisch geprägt, aber auch militaristische Stimmen wurden schon wieder lauter. Über etliche Sendetermine hinweg kristallisierte sich eine Sendung mit dem Titel: »Soldatsein - aber ohne Kommiß« heraus. Militärische »Tugenden« erschienen einigen Hörern für die Jugend nach wie vor sinnvoll, häufig als Mittel gegen Kriminalität oder das »Herumlungern«.

Justiz

Anders als die Komplexe »Staatsbürgerkunde« und »Wirtschaft« diente dieser Bereich weniger der Aufklärung, sondern war ein reines Stimmungsbarometer bei emotional stark gefärbten Themen wie Euthanasie, Gesetzesinflation oder die Moral der Rechtsprechung. Zweimal stand die »Todesstrafe« zur Diskussion, und jedes Mal reichte eine Sendung nicht aus, die Flut der Briefe zu bewältigen.²³ Die Ängste und Emotionen im Zusammenhang mit der Jugendkriminalität waren so vielfältig, daß das Thema immer wieder im Verbund mit Themen wie Schule, Militär und auch der Programmgestaltung aufgegriffen wurde. Die Erziehung der Jugend wurde dabei als das Hauptproblem angesehen. Auffällig ist, daß die Rate der Jugendkriminalität von allen als gestiegen empfunden wurde. Daran regte sich kein Zweifel.

Antisemitismus

Der noch herrschende Antisemitismus wird erstmalig 1952 angesprochen. Anläßlich einer Filmvorführung eines neuen »Veit Harlan-Machwerks« in Göttingen war es zu Ausschreitungen gegen demonstrierende Studenten gekommen. Die Göttinger Professoren unterstützten die darauf folgenden Protestaktionen, wodurch der Vorfall auch überregional wahrgenommen wurde.²⁴ 1957 stellte eine Hörerin die Frage, ob es noch oder schon wieder Antisemitismus in Deutschland gäbe. Hier griff Wesemann erstmals deutlich bei der Auswahl der Briefe ein. Die erste Sendung hatte dennoch für viele Hörer eine Schockwirkung. In einem Hamburger Altersheim für Menschen jüdischen Glaubens kam es zur Panik, als sie die Haßtiraden einiger Hörer vernahmen. Von fast allen Seiten wurde der Vorwurf laut, daß hier Nazi-Propaganda im Rundfunk ungestraft gesendet werde. Im allgemeinen wurde die gestellte Frage von den Hörern nicht beantwortet. Mehr als die Hälfte aller Zusendungen sind Beispiele für offenen Antisemitismus; hinzukommt Unwissen und Ahnungslosigkeit. Angesichts der unmittelbaren Vergangenheit bietet sich ein katastrophales, kaum fassbares Bild. Wesemann trug den Auswirkungen Rechnung und setzte die Sendung an zwei Sonntagen fort, indem er die Gegner des Antisemitismus mit langen Passagen zu Wort kommen ließ. Die Aufteilung aller drei Sendungen entsprach nicht dem Verhältnis der Zahl der Briefe, die jeweils eingegangen war. Eine Sendung, die der Realität in deutschen Köpfen entsprochen hätte, wäre in diesem Fall nicht zu verantworten gewesen.

Kunst

Die »Moderne Kunst« wurde nicht selten als besonders anstößig empfunden angesichts der Not von Heimkehrern und Flüchtlingen. Sie

wurde daher im Anschluß an Sendungen dieses Themenbereichs häufig diskutiert. Für alle Liebhaber der reinen deutschen Volks- und der Operettenmusik war die sogenannte »Moderne Musik« ein rotes Tuch. Gemeinhin wurde damit die klassische Musik des 20. Jahrhunderts bezeichnet: Von Ravel, den ein Hörer als monoton, aber harmlos, bezeichnete, über Strawinsky, der die Harmonien »verhackstückelte«, bis zu Schönberg, den ein Hörer sogar schon der Körperverletzung beschuldigte.²⁵ Ein Kasseler Hörer fürchtete um die Milch der Kühe im Euter, die davon sauer werde, und alleine das Aussehen Schönbergs zeige schon, daß er nie dazu in der Lage sei, schöne Musik zu komponieren. Der Briefschreiber hatte aber erkannt, daß moderne Musik und moderne Kunst sich ähnelten.²⁶ Die Freunde moderner Musik sahen die Sache relativ gelassen und verzichteten in der Regel auf wütende Gegenangriffe. Die Briefe sind sachlich und versuchen, auf erklärendem Wege Einfluß zu gewinnen. Es wurden vom Rundfunk Einführungen und Erläuterungen gefordert sowie die Vergabe von Kompositionsaufträgen. Einige Gegner der neuen Musik glaubten sich Autorität verschaffen zu können, indem sie sich als Jazzfans zu erkennen gaben oder wissenschaftliche Autoritäten zitierten. Immerhin schrieb Willibald L.: »Es gibt auf diesem knubbeligen Erdenball nichts Absolutes!«

Kurioses

Auf reges Interesse stießen auch die Sendungen zu Wunderheilungen und Okkultismus. Da sie immer vom konkreten Beispiel ausgingen, sind die Zuschriften ausgesprochen kurios. Alle Varianten von Heilern, Sekten und Aberglauben tauchen in den Briefen auf. In einem Brief hieß es, daß die Lüneburger Heide fest in der Hand des Teufels und seiner Spießgesellen sei. Dies stehe in krassem Gegensatz zum Bild der Filmindustrie, die zwar den Wilderer skizziere und auch schon einmal einen Unglücksfall zugebe, jedoch in keiner Weise den tatsächlichen Vorgängen Rechnung trage. Den himmlischen Heerscharen sei Dank, daß es nicht zu einer Katastrophe bei den touristisch so geschätzten Volksfesten mit der Heidekönigin gekommen sei.

Hinter dem beschwingten Begriff des »Mäppchen« verbergen sich dagegen die schwersten Gedanken, die Hörer je geschrieben haben, so die jenes ostfriesischen Hörers, der gar »mit dem Tod auf Du und Du« über die »Mittelbarkeit des Todes« sinnierte, die eine »stahlkonstruktive Kurvenführung und ein eiserner Spielball der Unerbittlichkeit« sei. Aber »auch im Propheten wohnt Heiterkeit« und die erforderliche Weitsicht. Wenn auch niemandem

ein Vorwurf zu machen sei, sollte er die »Bettensituation auf dem Mars« nicht kennen.²⁷

Fazit

Für viele Hörer waren Hans Otto Wesemann und seine Sendung eine anerkannte Größe. Das galt auch für private Probleme aller Art. Seine persönliche Integrität und das Gefühl, daß er seine Hörer ernst nehme, gaben dabei den Ausschlag. Aber auch innerhalb des Hauses schätzte man die Sendung. Sie wurde geradezu zu einem Markenzeichen. Man sah in ihr auch die Möglichkeit der Hörerbeeinflussung, und sei es nur, um die Flut der Briefe einzudämmen, die einzelne Redakteure erreichten.²⁸

Ein Postbediensteter zeigte sehr viel Verständnis, als er den Brief mit der Adresse »An den lang nicht gehörten gesehen 270 grad funk inse Köln-s jek die anderen weiter rauf können doch nichts Hoffe ihr könnt es besser werden mal sehen« an den NWDR zustellte. Möglicherweise fühlte sich auch die Post vom letzten Teil der Adresse angesprochen. Daß der Brief innerhalb des NWDR beim »Hörer« landete, verwundert weniger. Man hätte für die Sendung kein schöneres Motto finden können als den oft benutzten Stempel: »Kritik am Staate steht dir zu; doch denk daran der Staat bist du!«.

Die Sendemanuskripte und die dazugehörigen Briefe dokumentieren das Alltagsleben der Nachkriegszeit in Deutschland. In ihnen sprechen die Zeitgenossen unmittelbar über ihre Sorgen und Ängste. Sie geben Einblick in Bereiche, die durch Quellen häufig nicht belegt werden. Die Briefe zum Antisemitismus bieten einen erschreckenden Einblick in die geistigen Folgen des Dritten Reiches, die nur mühsam verdeckt, sich rasch wieder Bahn brachen. Das Quellenmaterial, das dem Zeithistoriker hier zur Verfügung steht, ist ungefiltert und gänzlich unbearbeitet und eine Herausforderung für jeden Bearbeiter.

Daniela Schumacher-Immel, Köln

¹ Westdeutscher Rundfunk, Köln. Historisches Archiv (WDR. HA) Nr. 4516, Sendung v. 20.1.1957.

² Die Sendung wurde erstmals am 12.1.1947 und fortan, bis zum Weggang Wesemanns, vierzehntäglich am Sonntagnachmittag ausgestrahlt.

³ Auch die Themen wurden von Hörern gestellt bzw. angeregt.

⁴ WDR. HA, Nr. 4489-4521.

⁵ WDR. HA, Nr. 4481-4488.

⁶ WDR. HA, Nr. 4522-4555.

⁷ WDR. HA, Nr. 4470-4480.

⁸ WDR. HA, Nr. 4556-4557.

-
- 9 Der Laufplan für den Tonträgerdienst mit An- und Absage der ersten Sendung liegt im WDR. HA auf Mikrofiche vor. In der Absage wird darauf hingewiesen, daß die Zuschriften nun nach Köln gehen sollen.
 - 10 WDR. HA Nr. 4493, Sendung v. 28.8.1950.
 - 11 WDR. HA Nr. 4516 und 4546, Sendungen v. 6.,13.,20.1.1957.
 - 12 Diese Sendungen firmieren dann unter dem Begriff »Mäppchen« in allen Beständen, z.B. WDR. HA Nr. 4507.
 - 13 Der German News Service ist der Vorläufer der dpa.
 - 14 Zum Aufgabenbereich Hilde Stallmachs gibt es keine erläuternden Dokumente im WDR. HA. Ihre Arbeiten in der Folgezeit lassen jedoch diesen Rückschluß zu.
 - 15 Dietrich Schwarzkopf war Leiter des Bonner Deutschlandfunk-Studios, ab 1966 Fernsehdirektor des NDR.
 - 16 WDR. HA Nr. 4473, Brief v. 13.3.1956.
 - 17 Nicht immer wurden die Anregungen und Beschwerden direkt an die Redaktion gesandt. Man wandte sich auch direkt an den Intendanten Hartmann, z.B. WDR. HA Nr. 5773, Briefe v. 14.-19.10. 1954.
 - 18 WDR. HA Nr. 49,1x2, Brief v. 25.8.1950.
 - 19 WDR. HA Nr. 4510, Sendung v. 7.5.1955.
 - 20 WDR. HA Nr. 4511, Sendung v. 13.11.1955.
 - 21 WDR. HA Nr. 4517, Sendungen v. 23.6.1957 und 6.11.1957.
 - 22 WDR. HA Nr. 4490, Sendungen v. 13.11., 20.11., 27. 11.1949 .
 - 23 WDR. HA, Sendungen v. 14., 22.8.1949.
 - 24 WDR. HA Nr. 4498, Sendung v. 10.2.1952.
 - 25 WDR. HA Nr. 4492 Sendung v. 7.5.1950.
 - 26 WDR. HA Nr. 4544, o. D. <1950>.
 - 27 WDR. HA Nr. 4507, Sendung v. 4.4. 1954.
 - 28 Brief Nick an Wesemann vom 26.7.1956: »Doctissime mögen vonstatten, dass ich Ihnen zwei kleine Beispiele jener Hörerbriefe überreiche, die täglich an uns geraten, in denen Halbstarke beiderlei Geschlechtes sich erkundigen, auf welche Weise sie Schlagersänger werden können«. WDR. HA Nr. 4474.

Rezensionen

Jean-Noël Jeanneney

**Une histoire des médias des origines
à nos jours.**

Paris: Le Seuil 1996, 379 Seiten.

Jährlich werden die Franzosen über ihre Einstellung zu den Medien befragt (wobei sie Fragen beantworten müssen wie »Meinen Sie, daß die Journalisten unabhängig sind ? Daß die Presse, der Hörfunk und das Fernsehen über die Atomtests, die Bombenanschläge gut berichtet haben?«). Die Ergebnisse der letzten Umfrage sind im Januar 1996 bekanntgegeben worden: Die Franzosen trauen ihren Medien nicht mehr!¹ »Une histoire des médias...«, die einen Überblick über die Geschichte der Medien von den Anfängen bis zur Gegenwart bietet, ist also rechtzeitig erschienen, und sein Autor wurde denn auch mehrfach im Radio und in der Presse zu dieser Vertrauenskrise interviewt.

Jean-Noël Jeanneney kennt sich im Bereich der Medien bestens aus: Er war von 1982 bis 1986 Generaldirektor der staatlichen Hörfunkgesellschaft »Radio France« und des Auslandsdienstes »Radio France Internationale« und 1992/93 Staatssekretär für Kommunikation. In dieser Eigenschaft hat er zur Gründung von »arte« beigetragen und das neue (im Januar 1995 endlich in Kraft getretene) Gesetz eingebracht, das die Abgabe audiovisueller Dokumente an eine zentrale Stelle zur Pflicht macht und deswegen den Rundfunkhistorikern eine unschätzbare Hilfe ist. Als Zeithistoriker hat Jeanneney auch die rundfunkgeschichtliche Forschung bedeutend gefördert: Seit 1977 leitet er am Institut d'études politiques de Paris ein Forschungsseminar über Rundfunk und Geschichte und hat in diesem Rahmen mehrere bemerkenswerte Dissertationen betreut (u.a. über das Fernsehen unter Charles de Gaulle und über den französischen Rundfunk der 30er Jahre).²

Das Buch will zeigen, wie umfassend und lehrreich Mediengeschichte ist, was besonders für Frankreich immer wieder verdeutlicht werden muß, da Medien- bzw. Rundfunkgeschichte immer noch nicht als vollwertiger Zweig der Geschichtswissenschaft gilt, obwohl sie die Beziehungen zwischen den Medien, der öffentlichen Meinung und der politischen Macht analysiert. Der Autor erwähnt in diesem Zusammenhang die Nixon-Kennedy-Fernsehdebatte von 1960, von der lange behauptet wurde, daß sie ein entscheidender Faktor für den Wahlsieg des späteren Präsidenten Kennedy gewesen sei. Und tatsächlich drängt sich dem heutigen Betrachter der Archivbilder noch der Eindruck auf, Kennedys Auftritt sei der effektivere gewesen. Studien über die Entwicklung der öffentlichen Meinung während des Wahlkampfes haben aber bewiesen, daß sich die Amerikaner erst lange nach dem Fernsehduell für Kennedy entschieden haben. Es geht aber auch darum zu zeigen, wie wichtig Mediengeschichte für den »Citoyen« dieses Jahrhunderts ist: Sie kann ihm helfen, eine gewisse Naivität zu verlieren (was die Beziehungen der Journalisten zum politischen Milieu oder den angeblich immer schlechteren Einfluß der Presse und des Fernsehens auf die modernen demokratischen Gesellschaften betrifft) und sich besser mit den Medien von heute und morgen auseinanderzusetzen.

Letztendlich ist das Buch ein Manifest für eine weitere europäische Zusammenarbeit auf der Programm- und der technischen Ebene und für die Erhaltung öffentlich-rechtlicher Programmanbieter.

»Eine Geschichte der Medien...« ist die überarbeitete Fassung einer am Institut d'études politiques de Paris 1991/92 gehaltenen Vorlesung. In 14 Kapiteln schildert Jeanneney die Geschichte der Presse und des Rundfunks in Europa und in Amerika: Die Vor- und Frühgeschichte - von den einfachen Kommunikationsmitteln wie optische und akustische Zeichen bis zu den ersten Zeitschriften und Zeitungen; den Kampf um die Meinungs- und Pressefreiheit im 18. und 19. Jahrhundert und das »heroic age« der Presse um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert; die Wandlungen des Hörfunks seit den 20er Jahren, die des Fernsehens seit dem Zweiten Weltkrieg; die Entwicklung der Presse seit 1945. Schließlich beschreibt er die Rolle der audiovisuellen Medien in den internationalen Beziehungen und die künftigen Herausforderungen, auf die sich die Europäer vorbereiten müssen.

Da die Darstellung Frankreich in den Mittelpunkt stellt, werden die übrigen Staaten, so auch Deutschland, vernachlässigt. So wird beispielsweise im Kapitel über die Entstehung der Massenpresse die deutsche Situation nur in fünf Zeilen zusammengefaßt; dabei werden zwar die Heimatblätter genannt, die drei großen Berliner Verlage, der Mosse-, der Ullstein- und der Scherlverlag, aber vergessen. Darüber hinaus haben sich ein paar kleine Irrtümer eingeschlichen: Der Leiter des »Fernsehsenders Paris« Kurt Hinzmann wird Hiltzmann genannt, der Sendebeginn des deutschen Nachkriegsfernsehens 1952 mit dem Jahr der Gründung der ARD - 1950 - verwechselt. Dafür besticht Jeanneneys Buch durch seine klare Sprache, ist lebendig und anschaulich geschrieben und enthält viele aufschlußreiche Anekdoten. So läßt der Autor zu einem Spaziergang durch die als Nachrichtenagenturen fungierenden Cafés des Palais-Royal in Paris während der Französischen Revolution ein, wo es Begegnungen mit Camille Desmoulins und Marat gibt. Es handelt sich bei diesem Werk also um eine aus einer französischen Perspektive geschriebene Mediengeschichte, die den französischen Leser dazu ermuntert, über seinen nationalen Tellerrand hinauszublicken, indem sie ständig die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede der französischen Medien im Vergleich mit denen der anderen westlichen Länder mit berücksichtigt, die aber auch dem deutschen Leser einen guten Einblick in die französische Presse- und Rundfunkgeschichte verschafft. Die Bibliographie verzeichnet zudem die wichtigsten Arbeiten der neueren Medienforschung des Nachbarlandes.

Muriel Favre, Frankfurt am Main/Paris

¹ Vgl. Téléràma, Nr. 2402 v. 24.1.1996.

² Vgl. Jérôme Bourdon: Histoire de la télévision sous de Gaulle. Paris 1990, und Cécile Meadel: Histoire de la radio des années trente. Paris 1994.

Dokumentensammlung 1945 - 1994 zur
Geschichte von RIAS Berlin.
Dokumentation und Redaktion:
Jutta Ursula Kroening.
o.O. o.J. [Berlin 1996], 785 Seiten.

Archivare bzw. Historiker haben mehrere Formen entwickelt, Hinweise auf Quellenmaterialien für potentielle Nutzer aufzubereiten. Es gibt Bestandsübersichten, die - provenienzzorientiert - erste Einblicke in ein vielzelliges Archiv vermitteln. Bei einem stark in Bearbeiterablagen gegliederten Rundfunkarchiv kann ein vergleichbarer Kurzführer als Einstieg für die Suche nach einschlägigen Quellen hilfreich sein. Eine detailliertere Hinführung zu den Materialien eröffnen Repertorien mit einzelnen Titelaufnahmen und kurzen Inhaltsangaben von Aktenbänden: Sie gelten als das klassische Findhilfsmittel; gelegentlich werden sie auch vervielfältigt und regional bzw. überregional verbreitet. Für mittelalterliche Urkunden hat sich die aufwendige und - bezogen auf einen Bestand - vollständige Beschreibung von Einzelstücken in Form der häufig auch in gedruckten Fassungen verbreiteten Regesten eingebürgert. Bei der modernen (Massen-)Aktenüberlieferung ist eine derart detaillierte Form der Erschließung nicht mehr vertretbar, in der Regel auch nicht erforderlich. Sachthematische Inventare fassen - nach Themen gegliedert - die in einem einzigen Bestand oder auf mehrere Bestände und Archive verstreuten Quellen zu spezifischen Sachverhalten mehr oder weniger vollständig zusammen. Bezogen auf den RIAS wäre ein solches vorstellbar unter dem Aspekt: Quellen zur Geschichte des RIAS in US-amerikanischen Beständen, im RIAS-Archiv, im Bundesarchiv, im Landesarchiv Berlin, im Stasi-Archiv etc.

Vorstellbar ist natürlich auch, in mehr oder weniger perfekter Aufmachung einzelne Quellenstücke abzudrucken, also in diesem Fall eine Edition von besonders wichtigen Schriftstücken zur Geschichte des RIAS herauszugeben. Diese aufwendige Präsentation und Verbreitung dürfte für die Vermittlung der Geschichte einer Rundfunkanstalt kein angemessener Weg sein. Statt dessen können - wie in der »RIAS-Documenta« - auch ausführliche Inhaltsbeschreibungen von Einzelstücken einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden. Da es sich in beiden Fällen um eine Auswahl handelt, wird der Herausgeber die Kriterien seiner Auswahl jedoch mit Blick auf die Gesamtüberlieferung, der er sie entnommen hat, ausführlich begründen müssen.

Was ist nun aber nach diesen Hinweisen die »RIAS-Documenta«, die als umfangreiches Manuskript mit Inhaltsangaben zu Dokumenten zur RIAS-Geschichte daherkommt? Es ist eine völlig unstrukturierte rein chronologisch angelegte Sammlung von »Manuskripten, Diskussionspapieren, hausinternen Aktenvermerken und Korrespondenzen, Planungsunterlagen, Pressemitteilungen, Programminformationen, Protokollen, Hörerpost, Agenturmeldungen, Verträgen, Tätigkeitsberichten, Notizen, öffentlichen Bekanntmachungen und Zeitungsartikeln aus der Frühzeit des Senders«. Nach Ausweis der Einleitung der Abteilung Dokumentation und Archive »konzentriert [sie] sich auf die wichtigsten und exponierten Quellen der RIAS-Geschichte sowie exemplarische Belege eines Programmgeschehens.« Was aber im einzelnen als »wichtig« bzw. »exponiert« zu gelten

hat, wird an keiner Stelle näher erläutert. Vielleicht ist aber das Werk lediglich als Arbeitsgrundlage für die 1994 erschienene Geschichte des RIAS von Herbert Kundler entstanden.¹ Aber muß man dann das interne Dokumentations-Hilfsmittel publizieren?

Sollte dieses Regestenwerk jedoch unabhängig davon erstellt worden sein, dann muß davon ausgegangen werden, daß über dessen Sinn und Zweck trotz opulenter Bestückung mit Vorworten von Intendant, Programmdirektor und Bereichsleiterin nicht ausreichend nachgedacht wurde. Für diesen Befund spricht auch, daß die Bearbeiterin in ihrer Einleitung nur eine Benutzungsanleitung gibt und auf die verschiedenen Register hinweist, jedoch kein einziges Wort über die Struktur des RIAS-Archivs und die Überlieferungslage verliert. Eine derart ausführliche Beschreibung, abgedruckt für einen größeren Interessentenkreis etwa auch in dieser Zeitschrift, hätte, da ein archivischen Ansprüchen genügender Gesamtnachweis über das RIAS-Archiv wohl (noch) nicht vorliegt, der rundfunkgeschichtlichen Forschung einen größeren Dienst erwiesen als das vorliegende Werk. Auch die Auswahlkriterien des Manuskripts, das ohne jede Zwischenüberschrift rein chronologisch die - man wird sie wohl so nennen können - »Regesten« aneinanderreihet, werden auch von der Bearbeiterin nicht benannt. Kenner der jüngeren RIAS-Geschichte weisen im übrigen darauf hin, daß wichtige Dokumente fehlen.

So stehen denn viele, meist RIAS-Geschichte zusammenfassend dokumentierende Berichte oder Denkschriften zu wichtigen Vorhaben (wobei das Fehlen eines Hinweises auf den Umfang ein Manko darstellt) neben einer beträchtlichen Sammlung von »Quantités négligeables«: Was sollen 30 ausführlich beschriebene Nachweise von Glückwunschscheiben (davon gibt es doch sicher noch mehr, warum dann diese 30?) zum 15jährigen RIAS-Jubiläum? So ist die Postkarte einer Hörerin aus Moabit nachgewiesen, deren Wert als Quelle dem Rezensenten ebenso wenig einsichtig ist wie die Dankesscheiben von RIAS-Hierarchen für Glückwünsche des Regierenden Bürgermeisters an den RIAS-Direktor.

Hinzuweisen ist auch auf andere Mängel: Sogenannte Fremdprovenienzen, so ein Befehl des Militärkommandanten des Kreises Freiberg vom 17. Juni 1953 (S. 197) oder ein den RIAS betreffender Brief des Sowjetbotschafters in (Ost-)Berlin an die dortige Führung der DDR (S. 249), sind nicht näher beschrieben: Auch das wäre unerlässlich gewesen. Die Nutzung eines für vermutlich für das Schallarchiv oder die Bibliothek erarbeiteten EDV-Programms zwingt zur Belegung von Datenfeldern wie »Herausgeber« als institutionelle Absender (NWDR) oder Titel von Publikationen (z.B. »epd« oder »Frankfurter Allgemeine Zeitung«). Auch dieser Umstand macht deutlich, wie wenig durchdacht das ganze Unternehmen aus archivmethodologischer Sicht gewesen ist.

Edgar Lersch, Stuttgart

¹ Vgl. Herbert Kundler: RIAS Berlin. Eine Radio-Station in einer geteilten Stadt. Berlin 1994. Rezension in RuG Jg. 21 (1995), H. 2/3, S. 188f. Der Entstehungszweck ließe sich dann so zusammenreimen, daß die Bearbeiterin dem Autor zugearbeitet und für diesen Zweck eine Dokumentensammlung zusammenstellte, auf die dieser nach Bedarf - etwa auch für die vielen Faksimiles in der Buchausgabe - zurückgreifen

konnte. Für diese Vermutung spricht auch die verwandte Signatur D - 235 - K, die möglicherweise so aufzulösen ist: »Dokumentation - Nr. des Dokuments - Sammlung Kundler.« Ob für den Zweck diese aufwendige Inventarisierung in Form von Einzeldokument-Regesten notwendig war, möchte der Rezensent nicht weiter beurteilen. Es wäre absolut ausreichend gewesen, diese Dokumentation bzw. deren detaillierte Erschließung für künftige Benutzer im RIAS-Archiv (jetzt größtenteils beim Deutschen Rundfunkarchiv, Standort Berlin) als Einstieg in die RIAS-Geschichte zur Verfügung zu halten. Denn sie erleichtert natürlich dem Unkundigen und dem eiligen Rechercheur die Suche nach aussagekräftigen Dokumenten.

Bernd R. Gruschka

Der gelenkte Buchmarkt.

Die amerikanische Kommunikationspolitik in Bayern und der Aufstieg des Verlages Kurt Desch 1945 bis 1950 (= Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd. 43). Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung 1995, 186 Seiten.

»Write carefully, Desch is so permanent« lautete - frei nach dem in den Ruinenstädten oft zu lesenden Verkehrsschild »Drive carefully, death is so permanent« - ein in Schriftstellerzirkeln der Nachkriegsjahre sehr beliebter Slogan. Er galt einer Verlegerpersönlichkeit, deren Einfluß in der literarischen Szene kaum zu entgehen war. Kurt Desch, 1903 in Thüringen geboren, hatte am 17. November 1945 die »US-E 101«, die Urkunde mit der ersten unbefristeten Verlagslizenz, feierlich überreicht bekommen. Der somit erste deutsche Verleger in Bayern nutzte seinen Vorsprung und baute mit der ihm eigenen »Energie, Beweglichkeit und Hartnäckigkeit« (S. 115) einen der großen deutschen Verlage auf. Das einst im »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel« als »Verlagsimperium« hochgelobte Erfolgsunternehmen hielt bis 1973, als es nach einer Serie von Skandalen verkauft wurde.

Kurt Desch wurde bislang in buchwissenschaftlichen Arbeiten zwar immer wieder erwähnt - der Verlag selbst steuerte lange Zeit das Image von einer »Traumkarriere«, die aus dem Nichts der Stunde Null heraus entstanden sei -, aufmerksamen Lesern aber blieben auch die gelegentlichen kritischen Einwände gegen die Legendenbildung nicht verborgen. Eine kritische und systematische Untersuchung, die sich auf Verlagsarchivalien, Dichternachlässe und die von den Amerikanern erbeuteten Personaldossiers aus dem Dritten Reich stützt, stand indes noch aus: Mit Bernd R. Gruschkas 1993 in München angenommener Dissertation liegt diese spannend zu lesende und profund aus den Quellen recherchierte Studie nun in Buchform vor.

Gruschkas Arbeit gliedert sich in zwei große Komplexe. Ein erster Teil widmet sich der »Struktur der amerikanischen Buchpolitik synchron unter dem Aspekt ihres systembildenden Zusammenhangs« (S. 38-85); ein zweiter Teil gilt ausführlich dem »Aufstieg des Verlages Kurt Desch« (S. 85-174). Beide Komplexe sind eng miteinander verzahnt, da es Gruschka anhand seines Untersuchungsgegenstandes um eine »Theorie buchmedialer Kommunikation« geht (S. 5-

38). Er will die verschiedenen Einflüsse der amerikanischen Buchpolitik auf der einen Seite und das Agieren der deutschen Verlegerpersönlichkeit auf der anderen zusammenbringen, um die beispiellose Erfolgsgeschichte des Kurt-Desch-Verlages nachzuvollziehen. Dies gelingt dem Verfasser in hervorragender Weise. Er versteht es, sein reichhaltiges Quellenmaterial so anzuordnen, daß die sehr differenzierten Handlungsmöglichkeiten der Beteiligten in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit auf den unterschiedlichen Ebenen deutlich werden. Konkret heißt das, daß neben den hochgesteckten Umerziehungsziele der Information Control Division (ICD) die Praxis der ICD-Offiziere in Bayern sowie deren persönlich motiviertes Handeln geschildert werden. Oder: Kurt Deschs Biographie, die ihn im Dritten Reich als Werbeleiter (»Propagandachef«) des NSDAP-eigenen Gauverlags Bayerische Ostmark in Bayreuth sowie als Geschäftsführer und Mitinhaber des arisierten Wiener Zinnen-Verlages beschreibt, ist die eine Seite; die andere die, wie Desch es nach Kriegsende versteht, seine rein parteiinternen Schwierigkeiten, die 1937 zum Ausschluß aus der NSDAP führten, sowie seinen 1944 mit den Machthabern bewußt herbeigeführten Konfliktkurs so umzudeuten, daß die Intelligence Section Kurt Desch bescheinigt: »Dynamic restless convinced fighter of fascism; his political reliability must be considered 100%«. »Deschs Karriere, die trotz vielfältiger Gefährdungen von der Weimarer Republik über das Dritte Reich bis in die Bundesrepublik verlief« (S. 131), stellt den Stoff für eine aufschlußreiche kommunikatorgeschichtliche Fallstudie bereit.

Mit ihrer Hilfe ist es schließlich auch möglich, die Interdependenzen zwischen den verschiedenen literarischen Medien weiter zu verfolgen, wie dies auf der 1994 in Marbach stattgefundenen Tagung »Buch, Buchhandel und Rundfunk 1945-1949« in Angriff genommen wurde.¹ Einige Punkte spricht Gruschka selbst an, etwa wenn er auf den Vertrag zur »Betreuung der nichterreichbaren Bühnenverleger« eingeht, der Desch zu einem »Generaltruhänder« für den süddeutschen Raum machte und es dem Desch-Theaterverlag ermöglichte, »beträchtliche Tantiemen« zu verwalten (S. 137). Zwischen den Theaterspielplänen und den verlegerischen Aktivitäten Kurt Deschs bestand ein Zusammenhang, der wesentlich geprägt war durch »die enge Zusammenarbeit« mit dem Theater Control Officer Captain Gerhard W. van Loon. Doch speziell in München ging die Verzahnung noch weiter. Über die Ergebnisse von Gruschkas Darstellung hinaus läßt sich aufgrund von Analysen des Programmangebots von Radio München konstatieren, daß das Hörspielprogramm des bayerischen Senders von 1945 bis 1950 auffallend viele »Desch«-Autoren wie Ernst Wiechert, Werner Bergengruen, Richard Billinger und Rüdiger Syberberg aufwies. Handelte es sich nur um die zufällige Parallelität der literarischen Präferenzen von Dramaturgen und Lektoren? Die personellen Überschneidungen zwischen den Mitarbeitern im Verlagshaus in der Romanstraße und dem Bayerischen Rundfunk lassen begründete Zweifel zu, etwa wenn Friedrich-Carl Kobbe - von 1945 bis 1949 Lektor im Kurt-Desch-Verlag - im Juni 1949 die Hörspielabteilung übernimmt. Einige Jahre später verursacht Kobbe den »Münchner Hörspielskandal«, als die finanziellen Absprachen mit Literaten ausgerechnet von dem bei

Desch unter Vertrag stehenden Lutz Neuhaus aufgedeckt werden.

Bernd R. Gruschkas Darstellung des Kurt-Desch-Verlages eröffnet so für das Thema »Rundfunk und Literatur« eine wichtige Perspektive.

Hans-Ulrich Wagner, Wiesbaden

¹ Vgl. den Bericht über die Tagung in RuG Jg. 21 (1995), H. 1, S. 76ff.

Andrea Melcher

Vom Schriftsteller zum Sprachsteller?

Alfred Döblins Auseinandersetzung

mit Film und Rundfunk (1909 - 1932)

Frankfurt: Peter Lang Verlag 1996, 242 Seiten.

Die Darstellung »basiert« auf einer Dissertation. Unklar bleibt allerdings, ob sie dieser Veröffentlichung zugrunde liegt, ob also verändert, ob hinzugefügt oder ausgelassen wurde und ob einige Mängel dieser Arbeit grundsätzlicher Natur sind oder auf Veröffentlichungsbedingungen zurückgehen.

Es handelt sich um eine literaturwissenschaftliche Untersuchung über die theoretische und praktische Arbeit Alfred Döblins für die Medien Film und Rundfunk. Nun hat auch die Medienwissenschaft inzwischen ein Methodenbesteck entwickelt, mit dem Veränderungen etwa »Vom Schriftsteller zum Sprachsteller« nachzuvollziehen wären. Leider wird davon kein Gebrauch gemacht. Von der Dominanz der Texte kann sich auch diese literaturwissenschaftliche Arbeit nicht befreien. Melcher bleibt der Autorität ihrer Quellen verhaftet. Weder ein quellenkritischer Umgang noch ein gezielter methodisch-analytischer Zugriff schaffen Distanz. Die Unterscheidung zwischen Film und Rundfunk ist lediglich eine thematische, keine medientheoretische. Die Absicht der Autorin, Zusammenstellung und Interpretation zu liefern, zwingen sie in einen hermeneutischen Zirkel, der den Erkenntniswert dieser Untersuchung leider sehr schmälert.

Der erste dem Film gewidmete Teil kommt auch in dieser Arbeit nicht ohne den obligatorischen filmhistorischen Abriß aus, aber die Einteilung der Unterkapitel in »Filmmusik«, »Film als Kunst«, »Kino als Flucht«, »Kino in der Stadt«, »Film und Theater« verspricht eine Systematik, die auf einen filmtheoretischen Ansatz Döblins hinführen könnte. Leider wird gerade hier nicht weitergedacht. Das Theorieverständnis in literaturwissenschaftlichen Untersuchungen gerät immer dann ins Schleudern, wenn Text, Medium und Publikum in einer Kommunikationssituation zusammentreffen. Dabei ist die Autorin dem richtigen Schluß schon sehr nahe. Das Interesse Döblins konzentriert sich schon früh auf das Publikum, er setzt den Unterhaltungswert des Films hoch an, argumentiert psychologisch und soziologisch. Seine Frage ist nicht, »was das Kino mit dem Publikum macht, sondern umgekehrt: was macht das Publikum mit dem Medium?« (S. 29). Hier liegt der Schlüssel der Döblinschen »Filmtheorie«: Ihn hätte Melcher konsequenter anwenden müssen, um der Bedeutung gerecht zu werden, die der Film für Döblin selber wie für seine Arbeit hatte, und den Stellenwert seiner Äußerungen in der zeitgenössischen Diskussion zu beurteilen.

Der Mittelteil »Film und Literatur - Filmische Schreibweise« geht der Entstehung einer eigenen

filmischen Semiotik nach. Gerade Alfred Döblin ist ein gutes Beispiel, wie in der Arbeitstechnik eines Schriftstellers, vor allem eben in seiner Sprachgestaltung, Literatur und Medium einander derart beeinflussen können, daß die Originalität seines Stils kaum noch erkennbar ist. Das komparatistische Verfahren bei der Auswertung des spezifischen Schreibstils Döblins sowie seiner Filmvorlagen läßt erkennen, wie innovativ dieser Autor war.

Der letzte Teil, der sich mit dem Rundfunk befaßt, geht aus von der »Radiotheorie« Alfred Döblins, die eigentlich aber keine sei, der Begriff aber beibehalten werde, weil er sich »eingebürgert« (S. 34) habe. Diese Prämisse läßt den Medien- und Kommunikationswissenschaftler schlucken und den Literaturwissenschaftler zweifeln, ob jegliche kritischen Ansätze umsonst waren und sind, Begriffe - nun auch in der Wissenschaft - lediglich auf ihren Gebrauchs- oder gar Gewohnheitswert reduziert werden. Was also unter diesem Kapitel angekündigt wird, ist ein wenig Rundfunk- und Programmgeschichte sowie eine rundfunktypische Programmatik, über die sich Dichter auf einer Tagung in Kassel 1929 gestritten haben. Interessanter ist das Kapitel über »Döblins Rundfunkbeiträge«. Hier wird immerhin erkennbar, daß Döblin seinen eigenen Forderungen nicht immer gerecht werden konnte, eher weil er mit dem Organisationssystem Rundfunk in Konflikt geriet als mit den Produktionsbedingungen. Der Schriftsteller, der das neue Medium benutzt, um vom Schreiben zum Sprechen zu kommen, der aber bereits schreibend eine gesprochene Sprache bevorzugt, erfährt, daß Sprache in der Unmittelbarkeit anderen Gesetzen folgt als in der technischen Vermittlung. Die Dimension, die in einem solchen Thema steckt, ist zumindest im Titel des Buchs eingefangen, wenn auch für die Auflösung des Fragezeichens eine endgültige Zusammenfassung fehlt.

Eine Rundfunkbiographie Alfred Döblins müßte noch genauer recherchiert werden, damit Zusammenhänge und persönliche Verbindungen deutlicher werden. Die Legenden, die sich um Alfred Döblin ranken, die seine Bedeutung als Schriftsteller für den Rundfunk aufrechterhalten, sind zu überprüfen. Immerhin war er mit nicht übermäßig vielen Sendungen im Programm des Weimarer Rundfunks vertreten. Dieses Buch liefert den Werkzusammenhang und kann auf die überlieferten, nun insgesamt veröffentlichten Rundfunkarbeiten verweisen, wofür Melcher wichtige Hinweise beibrachte. Andrea Melcher hält ihre Verdienste in diesem Zusammenhang viel zu bescheiden zurück. Sie hat mit dem Nachlaß Döblins in Marbach gearbeitet, hat die überlieferten Quellen benutzt und sich so einen Einblick verschafft, der in der Döblinliteratur noch nicht selbstverständlich ist. Auch die Arbeiten Döblins für die Medien Presse, Film und Rundfunk mußten lange auf ihre Anerkennung warten. Eine vollständige Auflistung aller originären Rundfunkarbeiten sowie der Präsentation von Döblins Werken im Rundfunk ist eine wichtige Ergänzung; ein beachtliches Literaturverzeichnis läßt ahnen, mit welchem Aufwand diese Untersuchung angedacht wurde.

Es gibt Rezensenten, die grundsätzlich keine Dissertationen besprechen. Nicht ganz zu Unrecht, denn ihr Zweifel, ob der Autor, die Autorin oder der jeweilige Betreuer und Berater einer akademischen Arbeit in die Verantwortung genommen werden sollte,

verschafft ein Unbehagen während der Lektüre und mehr noch bei einem abschließenden Urteil.

Sabine Schiller-Lerg, Münster

Hub Nijssen

Der heimliche König.

Leben und Werk von Peter Huchel.

Nijmegen Phil. Diss. 1995, 593 Seiten.

Peter Walther (Hrsg.)

Am Tage meines Fortgehens.

Peter Huchel (1903 - 1981). Begleitband zur Ausstellung des Brandenburgischen Literaturbüros. Frankfurt am Main/Leipzig: Insel Verlag 1996, 336 Seiten.

Als 1984 die zweibändige Ausgabe der »Gesammelten Werke« Peter Huchels erschien, enthielt sie auch vier Hörspiele, von denen drei zwischen 1935 und 1939 und eines 1959 gesendet worden waren.¹ Die Werkausgabe lenkte erneut die Aufmerksamkeit auf diesen bislang vernachlässigten Teil des Werkes des bedeutenden Lyrikers. Erstmals hatte Hans Dieter Schäfer auf Huchels Rundfunkarbeiten aus der Zeit vor 1945 hingewiesen² und 14 Titel angeführt. Der Herausgeber der »Gesammelten Werke«, Axel Vieregge, konnte immerhin 24 Hörspiele nachweisen von 35, an die sich Peter Huchel selbst erinnerte,³ von denen wiederum 17 sogar als Typoskript erhalten sind. Bis auf »Das Gesetz« stammen sie ausnahmslos aus den Jahren von 1934 bis 1940. Bei der geringen Zahl der nunmehr publizierten Texte lag der Verdacht nahe, daß hier ein offenbar nicht unerheblicher Teil des Huchelschen Werkes dem Leser vorenthalten werden sollte, der, da er während des Dritten Reichs entstanden war, möglicherweise Hinweise auf eine Verstrickung Huchels in das nationalsozialistische System hätte liefern können. Der Hinweis Vieregges, Huchel selbst habe diese Arbeiten als »Brotarbeiten« verstanden »und demzufolge abgelehnt, sie zur literarischen Diskussion zu stellen«,⁴ konnte diesen Verdacht nicht beseitigen, zumal sich der Herausgeber offenbar strikt an die Wünsche seines Autors hielt: »Seine Einschätzung - zumal wir sie teilen - soll respektiert werden.«⁵

Da der weitaus größte Teil der Typoskripte nicht, wie 1984 angekündigt, im Deutschen Literaturarchiv Marbach einsehbar war - er befindet sich nach wie vor im Besitz der Huchel-Witwe Monica in Staufen i.Br. -, verwundert es nicht, daß sich 1986 ein britischer Germanist, Stephen Parker, zu Wort meldet und diesen Verdacht zu untermauern versucht.⁶ Er weist auf einige Ungereimtheiten in biographischen Angaben hin, die z.T. von Huchel selbst stammten, und stellt die Behauptung auf, er selbst habe Legendenbildung betrieben, um von Brüchen in seiner Biographie abzulenken. Denn in der Tat bedürfe es einer Erklärung, wie ein erfolgreicher Hörspielautor während der Nazi-Zeit bereits im Herbst 1945 eine nicht minder vielversprechende Karriere im Berliner Rundfunk für die sowjetisch besetzte Zone starten konnte. Mit Nachdruck verweist Parker auf den Nachlaß seiner ersten Frau, Dora, in Schweden, von der sich Huchel 1946 endgültig getrennt hatte. Parker stützt seine Thesen im wesentlichen auf deren schriftlich fixierte Erinnerungen sowie Briefe Huchels an sie aus der Zeit vor 1945. Vieregge, der keinen Kontakt zu Dora Huchel hatte, weist Parkers Thesen

zurück.⁷ Parker wiederum hat keinen Zugang zu Monica Huchel und ihrem Nachlaß. Mit seinen Thesen versucht er immer wieder zu provozieren⁸ und bietet 1991 unter dem Titel »Peter Huchel als Propagandist«⁹ die Rekonstruktion eines Hörspiels von 1940 an: »Die Greuel von Denshawai«.¹⁰

Im Nachlaß Dora Huchels, der sich inzwischen in der John Rylands-University of Manchester befindet, entdeckt Parker ein von Huchel kommentiertes Exemplar von G. B. Shaws »John Bulls andere Insel« aus dem S. Fischer Verlag, in dem dessen Reportage »Die Greuel von Denshawai« abgedruckt ist. Aus diesen Kommentaren, Strichen und Hinweisen auf eine Bearbeitung bemüht sich Parker Huchels Konzept eines Hörspiels nachzuvollziehen und äußert die Vermutung, daß auch Huchel sich mit diesem, die britische Kolonialpolitik scharf kritisierenden Text an jener antienglischen Kampagne im ersten Jahr des Zweiten Weltkriegs beteiligte, zu der auch Günter Eich und Artur A. Kuhnert Hörspiele beisteuerten. Es scheint ein wunder Punkt der Huchel-Forschung berührt zu sein - allein die Aufregung um Parkers Thesen legt diesen Verdacht nahe. Axel Vieregge versucht nachzuweisen, daß es ein entsprechendes Huchel-Hörspiel gar nicht gab, zweifelt das in den Programmzeitschriften ausgedruckte Sendedatum 23. Januar 1940 an mit dem Hinweis auf ein Hörspiel gleichen Titels vom 13. März 1940, bei dem Rudolf Kurtz als Autor genannt wird; Kurtz sei für Huchel eingesprungen, mutmaßt er.¹¹ Aber nachdem eine Wiederholungssendung vom 5. April 1940 wiederum Huchel als Autor nennt, scheint Vieregges Annahme widerlegt.¹² Allerdings gibt es nach wie vor kein Manuskript der Sendung. Die Frage nach der Bedeutung der Hörspiele für das Gesamtwerk und die Biographie Huchels allerdings stellt sich nun in noch schärferer Form. Und deshalb sind die Erwartungen an die Dissertation Hub Nijssens hoch.

Auf über 420 Seiten breitet er das Leben Peter Huchels aus und fügt noch einmal auf 100 Seiten ergänzende Kapitel zu Spezialthemen hinzu sowie einen 70 Seiten umfassenden Anhang. Die Materialfülle ist schier erschlagend, der Detail-Reichtum beeindruckend. Bereits in Kapitel 1 begnügt Nijssen sich nicht mit einer Beschreibung des Elternhauses, sondern verfolgt Huchels Ahnenreihe bis ins 16. Jahrhundert zurück. Jeder der zehn Umzüge der Eltern - von seinem Geburtsjahr 1903 bis 1925 - wird einzeln belegt, er befragt Zeitzeugen nach seinen Aufenthalten bei den Großeltern auf dem Lande, erörtert, warum er am rechtsradikalen Kapp-Putsch 1920 teilnahm und nach seiner Verletzung bei den Unruhen im Krankenhaus eine Wandlung zum »pazifistischen Humanisten« vollzog. Es begann, wie Huchel es selbst einmal nannte, ein Leben »im Zickzack«, das Nijssen jedoch gelegentlich »zu begradien« sich bemüht. Als Student im Berlin der 20er Jahre lernt Huchel Alfred Kantorowicz kennen, Ernst und Karola Bloch (damals noch nicht verheiratet), geht nach Freiburg, Wien und Paris, entdeckt die Mystiker und bewegt sich im Kreis um den jüdischen Philosophen Oscar Goldberg. Er zieht in die Künstlerkolonie in Berlin zu seinen linksintellektuellen Freunden, politisch engagiert ist er im Gegensatz zu diesen allerdings nicht; Karola Bloch bezeichnet ihn als »unpolitisch«. Als Indiz für seine politische Einstellung müssen seine persönlichen Kontakte, sein Freundeskreis dienen, da sich entsprechende Selbstaussagen nicht

finden ließen, weder eindeutig pro-marxistische noch anti-nationalsozialistische. Und auch sein Werk aus jener frühen Zeit, seine Veröffentlichungen in diversen Zeitschriften, vor allem der »Literarischen Welt«, geben diesbezüglich wenig her.¹³

Erkennbar versucht Nijssen so, den Brückenschlag zu Huchels »Karriere« nach 1945 zu erleichtern, was allerdings die Erklärung seiner Tätigkeit für den nationalsozialistischen Rundfunk erschwert. Hier hätte möglicherweise die genauere Beschäftigung mit einem anderen Freundeskreis hilfreich sein können, der sich aus Autoren rekrutierte, die in Verbindung mit der Zeitschrift »Die Kolonne« gestanden hatten. Auch wenn Huchel selbst die Zugehörigkeit zu einem »Kolonne«-Kreis abstrikt und Nijssen ihm darin folgt, waren die Beziehungen jener Autoren/innen enger als bisher angenommen. Nijssen weist selbst nach, daß Huchel entgegen seinen späteren Aussagen, doch selbst Gedichte an »Die Kolonne« geschickt hat, um sich an deren Lyrik-Wettbewerb zu beteiligen, den er 1932 auch gewann. Nijssen versucht diese Kontakte zu Günter Eich, Arthur A. Kuhnert, Eberhard Meckel u.a. herunterzuspielen, u.a. mit dem Argument, Huchel habe Martin Raschke, einen Herausgeber der »Kolonne«, nur einmal gesehen, überhaupt nur zweimal in der Zeitschrift publiziert und zu Eich ein eher distanziertes Verhältnis gehabt. Eich war, wie die meisten »Kolonne«-Autoren, später ein erfolgreicher Hörspielautor, der, wie Nijssen betont, sehr gut verdiente. Gleiches stellt er für Huchel fest und versucht gleichzeitig diese Hörspielarbeiten wegzudiskutieren, wenn er Huchels Freundin Rosemarie Heckendorf zitiert, die es als möglich bezeichnet, daß einige Hörspiele nur unter Huchels Namen gesendet, aber nicht von ihm verfaßt wurden. Tatsächlich arbeiteten in jenen Jahren viele Autoren zusammen. So fragte Eich 1935 bei Huchel an, ob er nicht einen Text für die November-Ausgabe des Königswusterhäuser Landboten beisteuern könnte, möglicherweise aus seiner »Herbstkantate«¹⁴ - und tatsächlich findet sich dort das Schlußgedicht der Kantate.¹⁵

Diese belegbare Zusammenarbeit erwähnt Nijssen nicht, dafür weist er allgemein auf die gemeinsame Arbeit mit Georg Zivier (»jüdischer Herkunft«), Hans Nowak (»mit einer Jüdin verheiratet«) und Walter Gutkelch hin. Als Quellen führt er Monica Huchel und Rosemarie Heckendorf an, die ihn beide allerdings erst Mitte der 40er Jahre kennenlernten, konkrete Nachweise anhand einzelner Texte fehlen. Im Gegensatz zu der in den vorangegangenen und auch den folgenden Kapiteln verfolgten Praxis, die biographischen Daten in Beziehung zu seinem Werk zu setzen und ausführlich aus diesem zu zitieren, weicht Nijssen davon ab, wenn es um Huchels Hörspiele geht, und verweist statt dessen auf das separierte Kapitel zu den Hörspielen. Das aber enthält zwar eine erfreulich ausführliche Sammlung von Daten. Von den Sendedaten, über Inhaltsangaben bis zur Überlieferung eines Typoskripts, fügt auch Kommentare an, liefert aber keine interpretierende Einordnung in die Gesamtbiographie. Die Herausnahme der Hörspiele in ein eigenes Kapitel schreibt so die Herausnahme der Hörspiele aus dem Gesamtwerk Huchels fort. Auch Hub Nijssen unternimmt keinen Versuch, Huchels Verhältnis zum nationalsozialistischen Rundfunk zu klären, inwieweit er auf dessen Vorgaben reagierte, oder eine Antwort auf die Frage zu finden, warum er teilweise derart unter seinem literarischen

Niveau schrieb. Auch der Hinweis, daß sein Leben möglicherweise anders verlaufen wäre, wenn er nicht für seine erste Frau und die gemeinsame Tochter zu sorgen gehabt hätte - dabei beruft Nijssen sich wiederum auf seine zweite Frau - ist wenig hilfreich.

Detailreich und präzise dargestellt ist hingegen der Beginn seiner Tätigkeit beim Berliner Rundfunk. Jeder Schritt des Jahres 1945 - von der Gefangenschaft im Lager Rüdersdorf und von dort ins Funkhaus in der Masurenallee - wird mit Hilfe von Zeitzeugen rekonstruiert, ohne daß allerdings klar würde, was die sowjetischen Besatzer so an ihm schätzten, daß sie ihn gar zum Minister ernennen wollten. Huchel wurde Dramaturg und 1946 Sendeleiter. Nijssen zählt die Sendungen auf, die er in dieser Zeit betreute: Die »Autorenstunde«, »Das Meisterwerk der Literatur«, »Das Gedicht«, den »Theater-, Film- und Funkspiegel« und andere Gelegenheitssendungen. Als Autor betätigte er sich dabei allerdings nicht. »Das Gesetz«, zum 10jährigen Jubiläum der DDR-Gründung 1959, blieb Huchels einziges, nach 1945 gesendetes Hörspiel, das zudem auf einem bereits Anfang der 50er Jahre entstandenen Gedicht-Zyklus basierte. Nach einer Beförderung zum »Künstlerischen Direktor« des Berliner Rundfunks, der ihm lediglich beratende Aufgaben zuwies, im Grunde also ein Abschiebeposten war, wurde er 1948 Chefredakteur der literarischen Zeitschrift »Sinn und Form«.

Gegen stetig wachsende Widerstände versuchte er das Niveau der Zeitschrift und ihre Bedeutung als gesamtdeutsches Literaturforum zu halten. Das mißlang: 1962 wurde er gezwungen seinen Posten abzugeben und nahezu zehn Jahre isoliert und observiert in der DDR zu leben. Seine Gedichte erschienen nur im Westen; hier gründete sein späterer Ruhm, hier erhielt er Preise und die Anerkennung, die ihm die DDR verweigerte. Erst auf massiven Druck aus dem Westen durfte er 1971 ausreisen und ließ sich schließlich in Staufen i.Br. nieder, wo er 1981 starb. Ein deutsches Nachkriegsschicksal, dem jüngst wieder die ihm gebührende Aufmerksamkeit zuteil wurde.¹⁶

Nijssens Dissertation endet jedoch nicht mit der Darstellung dieses Dichterlebens und seinem Ende, er fügt noch etliche Kapitel an, in denen sich Nützliches neben Befremdlichem findet. Befremdlich ist die Abqualifizierung von Dora und Susanne Huchel als Quelle, die schon im Verlauf des Textes mehrfach deutlich wurde, zumal er seine Hauptzeugin, Monica Huchel, einer entsprechenden Quellenkritik nicht unterzieht. Und der Vorbehalt subjektiver Färbung von Erinnerung und des Irrtums muß wohl in jedem Fall gelten. Das Gebot wissenschaftlicher Quellenkritik muß allgemein sein, es nur auf eine Quelle anzuwenden ist zumindest fragwürdig. Gerade Monica Huchel hätte er sie angedeihen lassen müssen, scheint doch ihr Einfluß auf die Entstehung der Arbeit nicht unbedeutend gewesen zu sein, denn offenbar ist ihr ein Mitspracherecht bei der Auswahl der Quellen eingeräumt worden. Wie anders läßt sich sonst eine Aussage wie diese deuten: »Nach einigem Bedenken war sie [Monica Huchel] damit einverstanden, daß ich [Hub Nijssen] dort, wo andere Quellen fehlen, den Nachlaß Doras heranziehen würde.« (S. 429). Befremdlich auch das Kapitel: »Einiges zu Stephen Parkers Publikationen.«¹⁷ Statt nüchternen Auseinandersetzung findet sich hier vorwiegend Polemik,

statt Parkers Thesen zu widerlegen, begnügt Nijssen sich mit der pauschalen Behauptung, sie seien »böswillig«, und einem Hinweis Monica Huchels: »Wörtlich sagte Parker Monica Huchel am 4.2.1983, er sei angetreten, Huchel zu diskreditieren. (Brief Monica Huchel, 26.2.1995).« (S. 433, Anm 30)

Auch in dem folgenden Kapitel zu den Hörspielen setzt sich sein fragwürdiger Umgang mit Quellen fort. Um zu belegen, daß Huchel seine Hörspiele nicht erst nach 1945 als »Brotspiele« betrachtete, sondern bereits in den 30er Jahren, zitiert er Kürschners Literatur-Kalender, in dem in den Ausgaben 1934 sowie 1937/38 diese Literaturgattung neben Huchels Lyrik nicht erwähnt wurde, sondern erst in den Ausgaben 1939 und 1943 - da sein erstes Hörspiel erst im Dezember 1934 urgesendet wurde, ist dieser Befund nicht weiter erstaunlich - und versucht den Eintrag in Franz Lennartz »Die Dichter unserer Zeit« (1938) herunterzuspielen, der, wie Lennartz im Vorwort schreibt, auf Angaben der Autoren beruhte, und der Huchel in erster Linie als »hoffnungsvolle[n] Vertreter der Funkdichtung« bezeichnete, als »ausgesprochene Funkbegabung«. In Nijssens möglicherweise berechtigter Einschätzung, Huchel habe die »Hoffnungen« nicht erfüllt, seine »Funkbegabung« sich nicht als tragfähig erwiesen, vermag ich jedoch keine Distanzierung des Autors von seinem Werk in jenen Jahren zu erkennen. Im übrigen beantwortet es weder die Frage nach der Bedeutung der Hörspiele für das Gesamtwerk - selbst wenn Huchel sie als »Brotspiele« bezeichnete, bliebe ihr Kontext mit dem übrigen Werk zu erörtern -, noch die Frage nach dem Verhältnis ihres Autors zu dem Medium, in dem er sie publizierte. Immerhin, das bestätigt sowohl Lennartz als auch die zeitgenössische Kritik, wurde seinen Hörspielen erhebliche Beachtung zuteil. Und immerhin ist er noch 1940, zu einem Zeitpunkt, als Hörspiele die Ausnahme im Programm darstellten und andere Autoren längst keine Möglichkeiten mehr zur Mitarbeit hatten, mit drei Arbeiten vertreten.

Leider ist der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß das Selbstbild Huchels, das zudem von seiner Witwe mit Macht verteidigt zu werden scheint, noch immer einem nüchternen historischen Blick im Wege steht. Das gilt leider auch noch für Heike Tauchs Aufsatz »Der Hörspielautor Peter Huchel« in dem ansonsten vorzüglichen Begleitband zur Potsdamer Ausstellung über Peter Huchel.¹⁸ Dabei hätte sie bloß den Zitaten Huchels, die am Ende ihres Aufsatzes stehen, folgen müssen, in denen vom Preis des Verbleibens im Nazi-Deutschland die Rede ist. Die beiden Äußerungen Huchels nach 1945, daß einerseits »die alles vergiftende politische Tendenzlüge« sich auch »des Funks und des Hörspiels« bemächtigt habe,¹⁹ andererseits die Dichter aus ihrer Verantwortung geflohen seien,²⁰ lassen das problematische Verhältnis Huchels zu seiner eigenen Hörspielarbeit während jener Zeit schlaglichtartig aufscheinen. Statt hier anzusetzen, bleibt Tauch sogar noch hinter Nijssen zurück, wenn sie bezüglich des Hörspiels »Die Greuel von Denshawai« wider besseres Wissen behauptet, es sei »unklar, ob dieses Stück überhaupt gesendet wurde«. (S. 214) Ähnlich fragwürdig ist ihre Äußerung bezüglich des Unterhaltungscharakters der meisten seiner Hörspiele, daß es fatal sei, daß »alles das, was ein in Deutschland gebliebener Schriftsteller tat - und war es noch so unpolitisch gemeint -, als Zugeständnis an die Nazi-Pro-

paganda gewertet werden kann.« (S. 217) Hier geht sie ohne Not hinter den erreichten Stand der Forschung über die Literatur im Nationalsozialismus zurück, die über derartige Pauschalisierungen längst hinaus und zu differenzierteren Urteilen durchaus in der Lage ist. Ansonsten besticht der Band, der weit mehr ist als ein Begleiter durch eine Ausstellung ist, durch seine Verbindung von persönlicher Erinnerung und wissenschaftlicher Darstellung, gepaart mit einer Fülle faksimilierter Dokumente. Erfreulich auch, daß ihm eine Diskette mit Lesungen Peter Huchels, die der Südwestfunk aufzeichnete, der alljährlich den Peter-Huchel-Preis für Lyrik vergibt, beigegeben ist. Schade nur, daß auch hier die Möglichkeit einer angemessenen Darstellung seiner Arbeit und Biographie während der Nazijahre nicht genutzt wurde. Die nach wie vor offenen Fragen werden wohl erst beantwortet werden können, wenn der gesamte Nachlaß wissenschaftlicher Forschung ungehindert zugänglich ist.

Wolfram Wessels, Mannheim

- 1 Die Magd und das Kind (24.8.1935, Reichssender Berlin), S. 11ff.; Die Herbstkantate (14.10.1935, Reichssender Berlin), S. 27ff.; Margarethe Minde (22.6.1939, Reichssender Leipzig), S. 41ff.; Das Gesetz (Oktober 1959, Radio DDR), S. 103ff. Die zum Teil unpräzisen Angaben zu den Sendungen finden sich in den Anmerkungen der Gesammelten Werke. Bd. II: Vermischte Schriften. Frankfurt am Main 1984, S. 409ff.
- 2 Hans Dieter Schäfer: Das gespaltene Bewußtsein. München/Wien 1981, S. 40.
- 3 Gesammelte Werke (wie Anm. 1), S. 409.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd.
- 6 Stephen Parker: Collected - Recollected - Uncollected? Peter Huchels Gesammelte Werke. In: German Life and Letters Vol. 40 (1986), No. 1, S. 49-70.
- 7 Axel Viereg: The truth about Peter Huchel? In: German Life and Letters Vol. 41 (1988), No. 2, S. 159-183.
- 8 Visions, Revisions and Divisions. The Critical Legacy of Peter Huchel. In: German Life and Letters Vol. 41 (1988), No. 2, S. 184-212. The Peter Huchel Collection of German Literature in the John Rylands University Library of Manchester Vol. 72 (1990), No. 2, S. 135-152. Recent Additions to the Peter Huchel Collection in the John Rylands University Library of Manchester Vol. 74 (1992), No. 2, S. 85-125. »Ein hoffnungsvoller Vertreter der Funkdichtung«: Peter Huchels's Radio Work in Nazi Germany. In: Ian Wallace: Aliens - Uneingebürgerte. German and Austrian Writers in Exile. Amsterdam 1994, S. 101-134.
- 9 Stephen Parker: Peter Huchel als Propagandist. Huchels 1940 entstandene Adaption von George Bernard Shaws »Die Greuel von Denshawai«. In: Rundfunk und Fernsehen Jg. 39 (1991), H. 3, S. 343-353.
- 10 Erstmals hatte Glenn R. Cuomo auf dieses Hörspiel hingewiesen: Career at the Cost of Com-

promise: Günter Eichs Life and Work between 1933 - 1945. Amsterdam/Atlanta 1989, S. 63.

- 11 Axel Vieregg: Der eigenen Fehlbarkeit begegnet. Günter Eichs Realitäten 1933-1945. Eggingen 1993, S. 72f.
- 12 Vgl. Wolfram Wessels: Die tauben Ohren der Geschlechter. Peter Huchel und der Rundfunk. SWF 2. Programm Hörfunk 16.1.1994.
- 13 Vgl. Axel Vieregg: Der frühe Peter Huchel. In: Walther(Hrsg.): Am Tage meines Fortgehens... Frankfurt am Main/Leipzig 1996, S. 187-211.
- 14 Eich an Huchel, 21.10.1935. Deutsches Literaturarchiv Marbach: Nachlaß Günter Eich.
- 15 Manuskript (S. 13). Sächsische Landesbibliothek Dresden: Nachlaß Martin Raschke.
- 16 Vgl. »Peter Huchel zum Kennenlernen«. Eine Ausstellung in Potsdam. In: RuG Jg. 22 (1996), H. 1, S. 66f.
- 17 Parker (wie Anm. 6).
- 18 »Peter Huchel zum Kennenlernen« (wie Anm. 16).
- 19 Gesammelte Werke (wie Anm. 1), S. 256.
- 20 Gesammelte Werke (wie Anm. 1), S. 264.

Klaus Kreimeier

Lob des Fernsehens.

München/Wien: Carl Hanser Verlag 1995, 296 Seiten.

Seit fast zwei Jahrzehnten schien das Fernsehen als Medium für die wissenschaftliche Betrachtung uninteressant geworden zu sein. Lediglich auf das Fernsehen als Institution, als Objekt der Politik (in der Auseinandersetzung um das duale Rundfunksystem und die ökonomischen Faktoren wie Werbung etc.) oder der Jurisprudenz, konzentrierten sich Untersuchungen. Die Programme hingegen waren heftigen publizistischen Debatten ausgesetzt, neue Formen, die sich auf veränderte Funktionsbestimmungen zurückführen ließen wie das Reality TV, auf ethisch-moralische Fragen der Programmausgestaltung wie jene nach der Eskalation von Gewalt auf dem Fernsehschirm, wurden diskutiert.

Seit etwa einem Jahr nun scheint das Medium neues Interesse gewonnen zu haben. Es sind vor allem Autoren, die aus Profession beständig mit dem Fernsehen und seinen Programmen konfrontiert sind wie Kritiker und Publizisten, die das Medium erneut kritisch reflektieren. Vor zwei Jahren stellte ZEIT-Fernsehkritikerin Barbara Sichtermann ihre Beobachtungen in einem schmalen Bändchen¹ vor, nun folgt Klaus Kreimeier mit einem voluminösen und gut ausgestatteten Hardcover-Band.

Der Titel läßt zunächst eine ironische Absicht vermuten. Wer sollte wohl ein Medium loben, das eben im Begriffe steht, seine Selbständigkeit aufzugeben und in ein ominöses System, »Multimedia« genannt, einzugehen?

Kreimeier jedoch ist solcherlei Ironie offenbar fremd, und sein Buch ist auch nicht, wie sich weiter vermuten ließe, das wohlmeinende Requiem auf das Fernsehen, das aus den traditionellen Nähten platzt, seine bisherigen Strukturen zu verabschieden entschlossen ist, das sich nicht länger auf die konkurrieren-

den Programme mit den bewährten Inhalten von Unterhaltung-Bildung-Erbauung beschränken will, sondern sich einem Massenangebot an Spartenprogrammen digitalisierter Sender öffnet.

Kreimeier sucht vielmehr gerade am Punkte der Auflösung nach Faktoren für eine Neudefinition des Fernsehens. Der Schlüssel zu diesem Buch liegt in dessen letzten Sätzen, in denen der Autor »Fernseh-Geschichte« als »Geschichte unserer Gesellschaft« definiert und ihr ein »operierendes Gedächtnis« empfiehlt, »das alles Gesendete aufzeichnet und alles Aufgezeichnete auf jene Bruchstellen untersucht, in denen sich die 'Paradigmenwechsel' verbergen: Ein Gehirn, das mit sensiblen Scannern ausgestattet ist, um das elektronische Bild der Gesellschaft auf seine Verwerfungen und Möglichkeiten abzutasten.« (S. 284f.) Und so betrachtet Kreimeier auch die Technik mit einem Blick nach vorn, denn: »Es geht nicht darum, die neuen Technologien zu »verbessern«, sondern sie kennenzulernen, um genauer bestimmen zu können, wohin die Reise geht.« (S. 285)

Der Bestimmung der Reiseroute des Fernsehens in die Zukunft widmet sich denn auch dieses Buch. Kreimeier hat es übersichtlich angelegt, in elf Kapiteln, von denen acht jeweils durch einen Exkurs ergänzt werden.

Kreimeiers »Lob der Fernsehens« sucht nach Integration der unterschiedlichen neueren Ansichten zum Fernsehen, der Autor orientiert sich an aktuellen Programmentwicklungen. Für jeden, der die Fernsehprogramme kontinuierlich verfolgt, ergeben sich so direkte Anknüpfungsmomente für das eigene Nachdenken. Eigene Fernseherfahrung wird neu reflektiert, Urteile, häufig auch Vorurteile, neu durchdacht. Das »Lob« ist nicht blind, es ist immer auch kritisch, freilich ist dies keine negierende Kritik. Kreimeier sucht nach Orientierungspunkten.

Dabei gilt der kritisch-reflektierende Blick nicht nur dem Faktischen, sondern er greift immer auch vor, geht in eine Zukunft, die - wir wissen es - schon bald Gegenwart sein wird. Das Jahr 2 000 wird immer wieder ins Auge gefaßt. Die Daten sind zumeist bekannt, die heute bisweilen noch unvorstellbaren Zukunftsverheißungen werden jedoch nicht furchtsam betrachtet - Kreimeier ist kein »Apokalyptiker« -, sondern auf ihre Ressourcen hin untersucht. Dabei vermeidet er aber jede Euphorie, ist nicht blind vor den Risiken und Nebenwirkungen, die sich durch die beständige Medieneinwirkung auch in unserer Gesellschaft möglicherweise einstellen können. Kreimeier referiert seine Einsichten nüchtern, reiht Daten und Fakten, zieht seine Schlüsse. Die Wertung des Referierten wird zu einem guten Teil dem Leser anheimgestellt.

Die Sprache ist sachlich, die Darstellung anschaulich. Kreimeier eröffnet jedes Kapitel mit einer Behauptung zum Fernsehen, die er auf den nachfolgenden Seiten einer kritischen Untersuchung und Wertung unterzieht. Die Beispiele sind vertraut, die Kritik läßt sie in neuem Licht erscheinen. Der Leser erinnert sich bei der Lektüre dessen, was der Autor beschreibt und analysiert. Kreimeier macht auf oft übersehene Details aufmerksam, bricht damit die Flüchtigkeit des Fernsehkonsums auf und macht den Zuschauer in der Tat »sehen«. Eigenheiten des Bildschirmdesigns bekommen damit Gewicht für die Wahrnehmung, die alltäglich aufgenommenen Nebensächlichkeiten werden herausgehoben, gewinnen

Bedeutung für das Zuschauerverhalten. Beobachtungen an anderen Medien, beispielsweise am Spielfilm, werden von Kreimeier eingebracht. So bewirkt das Buch am Rande auch eine Intensivierung unserer Fernseh Wahrnehmung und bricht unseren für gewöhnlich engen Medienhorizont auf.

Kreimeier beschreibt das aktuelle Fernsehen sehr genau und setzt seine Thesen dagegen. Die gründen sich bei ihm auf die ausgezeichnete Kenntnis des Diskussionsstandes. Medientheoretische Ansichten, die den gegenwärtigen Diskurs bestimmen, werden eingebracht, geben ein Gerüst, in das Kreimeier sich intelligent einbringt. Er bedient sich aus dem reichen Fundus unserer eklektischen Informationsangebote und aus ihren so unterschiedlichen Quellen. Die zitierten Meinungen gehen auf medien- und kulturkritische Autoritäten (Flusser, Baudrillard, McLuhan, Benjamin) zurück, aber auch auf flüchtige Zeitungsmeldungen. Diskussionen, heute schnell initiiert und bald abgebrochen oder im aktuellen Informationsansturm schlicht vergessen, werden von Kreimeier wieder aufgenommen, neu gesichtet und auf dem gegenwärtigen Erkenntnisstand weitergeführt.

Eine Botschaft von »fortdauernder Gültigkeit« habe ich in diesem »Lob des Fernsehens« nicht gefunden, freilich auch nach einigen -zig Seiten Lektüre nicht mehr gesucht. Kreimeier will nicht »ewig Gültiges« über das Fernsehen sagen, dazu ist das Medium zu sehr Tagesangelegenheit und in dynamischer Entwicklung, denn »Fernsehen ist nicht, sondern es geschieht« (S. 9). Er hat an einem wichtigen Punkt, am Beginn der »Informationsgesellschaft« in den gesellschaftlichen Diskurs über dieses älteste der »Neuen Medien« das Wort genommen. Es liegt beim Leser, welche Schlüsse er für sich aus dem geistvollen Vortrag zieht.

Peter Hoff, Berlin

¹ Barbara Sichtermann: Fernsehen. Berlin 1994.

**Doris Rosenstein (Hrsg.)
unter Mitarbeit von Anja Kreutz
Unterhaltende Fernsehmagazine.**

Zur Geschichte, Theorie und Kritik eines Genres 1953 - 1993. (= Studien zur Kommunikationswissenschaft, Bd. 11). Opladen: Westdeutscher Verlag 1995, 252 Seiten.

Eine »akademische« Publikation, deren Lektüre dem Leser Vergnügen bereitet, spannend ist und dabei doch auch hohen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt - das ist nicht eben die Regel. Doris Rosenstein, assistiert von Anja Kreutz, hat diesen editorischen Seilakt über klaffendem Abgrund (sich zur Unterhaltung zu äußern, ist noch immer lebensgefährlich für eine seriöse Wissenschaftlerin) mit Glanz bestanden; das sei schon im Vorfeld bemerkt. Und, nicht unwichtig: Das Buch hat seinen Gebrauchswert für die tägliche Arbeit des Kritikers, da es viel Hintergrundwissen bietet.

Das hat seinen Grund darin, daß die Anzahl der »unterhaltenden Fernsehmagazine« mit der Quotenoffensive der privaten Programmanbieter sich stark erhöht hat. Der Wechsel von der Information zum Infotainment ist ein radikaler Trend. Die Herausgeberin und ihre Autoren - neben Wissenschaftlern auch Fernsehpraktiker und -kritiker - beschränkten sich auf den Zeitraum von den Gründerjahren des deutschen

Nachkriegsfernsehens (West wie Ost) bis zum Jahr 1993. Den nachfolgenden Schub in der Genreentwicklung haben wir alle gerade eben miterlebt und folglich noch in bester Erinnerung.

Das Buch entstand im Rahmen des breit angelegten DFG-Forschungsbereichs »Ästhetik, Pragmatik und Geschichte der Bildschirmmedien« an der Universität-Gesamthochschule Siegen, dem die aktuelle deutsche Medienforschung bereits eine ganze Bibliothek lesenswerter Untersuchungen zum Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland verdankt.

Die Herausgeberin sucht mit Erfolg und Gewinn die unterschiedlichen Forschungsrichtungen - Historiographie, Theoriebildung und Analyse von Gestaltungsweisen - miteinander zu verbinden. Einer einleitenden geschichtlichen Zusammenschau von Doris Rosenstein und Anja Kreutz »Zur Gattungsgeschichte der unterhaltenden Fernsehmagazine« folgen in periodischer Gliederung, die sich an der Programmgeschichte des deutschen Fernsehens orientiert, vier rückschauende und ein vorwärtsweisendes Kapitel, die sich jeweils anhand weniger Schlüsselbeispiele mit den für die entsprechenden Entwicklungsphasen charakteristischen unterhaltenden Fernsehmagazinen beschäftigen. Die Phasen sind jeweils historisch genau definiert. Die erste umfaßt den Zeitraum von 1953 bis 1963, als die ARD in (West-)Deutschland das Fernsehmonopol besaß, die zweite die beiden »goldenen Jahrzehnte« des öffentlich-rechtlichen Mit- und Gegeneinanders von ARD und ZDF zwischen 1963 und 1982, es folgt als dritte Phase, die Frühzeit des dualen Systems von 1982 bis 1989, schließlich als vierte die Jahre seit der Wende in der DDR 1989 bis zum Redaktionsschluß des Bandes. Theoretisch-kritische Überlegungen zum Genre, hier erfreulicherweise von einem Kritiker (Walter Gauer, FERNSEH-Dienst) und zwei Wissenschaftlern vorgetragen, schließen den Textteil ab.

Die eingangs schon lobend erwähnte Lesbarkeit des Buches leitet sich zum einen aus der generellen Spannung her, mit der wir uns gern in die Geschichte des Fernsehens vertiefen. Doris Rosenstein rekonstruiert aus unterschiedlichen Quellen, aus Kritiken und aus Protokollnotizen der Kritiker Kurt Wagenführ und Andrea Brunnen-Wagenführ, die seinerzeit live produzierte und gesendete Magazinsendung »Kalaidoskop«. Es ist eine kenntnisreich und mit Entdeckerfreude betriebene medienarchäologische Arbeit, wobei die Autorin auf medienkritische Vorbehalte beispielweise von Gerhard Eckert leider nicht weiter eingeht.

Hier zeigt sich eine Schwäche des Buches, die sich durch alle Beiträge zieht: Weder wird der Begriff »Unterhaltung« definiert, noch wird die Auseinandersetzung um die Unterhaltungsfunktion des Fernsehens, die bis heute mit sich verschärfender Heftigkeit anhält, beschrieben. Das wäre zu wünschen gewesen, denn über die wechselnde Einstellung zur Unterhaltungsfunktion ist die jeweilige gesellschaftliche Funktion zu bestimmen, die dem Fernsehen zu unterschiedlichen Zeiten beigemessen wurde.

Die nachfolgenden Beispiele bedürfen nicht mehr der »Archäologie«, sie liegen in Aufzeichnungen vor, sind häufig genug auch noch in lebendiger Erinnerung, an der die Autoren anknüpfen können, und ihre »Erfinder« und Redakteure sind zudem aussagefreudig. Als Beispiel für frühes Infotainment ist die Analyse der Vorabendsendung »drehscheibe« (Susan

Vollberg) interessant, die Komplexe zu »Bitte umblättern« (Doris Rosenstein, Kay-Dietrich Wulffen, Albert Krogmann) und zur »V.I.P.-Schaukel« und ihren Nachfolgesendungen (Anja Kreutz, Edgar von Heeringen, Karin von Faber) vermitteln anschaulich Programmgeschichte. Der dritte Rückblick beschränkt sich auf »Leo's Magazin« als erste Reaktion auf die sich herausbildende dual geprägte Fernsehlandschaft mit dem sie bestimmenden Konkurrenzkampf (Monika Quoika, Andreas »Leo« Lukoschik).

Die Phase der Programmentwicklung des (bundes-)deutschen Fernsehens, die mit der politischen Wende 1989 begann und ihren Ausdruck vor allem in den Veränderungen fand, die sich im Fernsehen der DDR/ Deutschen Fernsehfunk (DFF) vollzogen, wird kenntnisreich und engagiert am Beispiel der Jugendsendung des DFF »Elf99« (Dirk Ziegert) nachvollzogen. Allerdings muß der Rezensent, selbst Ostdeutscher, darauf verweisen, daß die Entwicklung komplizierter und widersprüchlicher verlief, als sie sich Ziegert aus der Außensicht erschließen konnte. Hier ist künftig Zusammenarbeit angebracht - eine deutsche Fernsehgeschichte als Teil einer deutschen Kulturgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts steht noch aus.

In Walter Gauers Schlußwort dominieren die kritischen Töne. In Helmut Heinzes und Christian Filks vorausschauenden Thesen »Zur Ästhetik und Theorie zeitgenössischer Fernsehunterhaltungsmagazine« - beide Autoren hatten sich schon, ebenfalls mit kritischem Grundton, mit den VOX-Unterhaltungsmagazinen der Jahre 1992/93 auseinandergesetzt - wird detailliert und differenziert das Bildschirmdesign analysiert und auf die Beeinflussung der traditionellen Fernsehästhetik durch die Computergewöhnung verwiesen. Das ist anregend und provoziert zum Weiterdenken, wenn es auch sehr apodiktisch vorgetragen wird.

Es liegt ein Buch vor, das sicher immer wieder in die Hand genommen wird, von Praktikern und Kritikern zumindest, und keine reale Chance hat, im Bücherregal zu verstauben.

Peter Hoff, Berlin

Deutsches Rundfunkarchiv (Hrsg.) Fernsehen für Kinder.

Ein Bestandsverzeichnis (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 2).
Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1995,
356 Seiten.

In der Tradition des Programms des Deutschen Fernsehfunks (DFF) strahlen bis heute die ostdeutschen ARD-Anstalten sowie der NDR allabendlich den Ost-»Sandmann« aus, der inzwischen auch im Westen der Republik zum Inbegriff für das Kinderfernsehen der DDR wurde. Diese seit dem 22. November 1959 täglich ausgestrahlte Sendung war nur ein Programmpunkt innerhalb einer Vielzahl unterschiedlicher Kindersendungen. Zu den neben dem »Sandmann« am meisten rezipierten Programmschienen für Kinder, die zugleich auch für die gesamte Familie konzipiert war und an der teilweise herausragende Schauspieler mitwirkten, gehörte der Samstagabend. Hier wurden Eigenproduktionen des DFF/DDR-Fernsehens oder, in der Regel, aus den sozialistischen Staaten importierte Spielfilme gezeigt. Die Vielzahl

unterschiedlicher Eigenproduktionen, die zwischen 1958 und 1991 in Adlershof produziert und ausgestrahlt wurden, dokumentiert das Bestandsverzeichnis »Fernsehen für Kinder« des Fernsehens der DDR/DFF.

Die Publikation entstand infolge der mit der Übernahme der Archive des DDR-Hörfunks und -Fernsehens durch das Deutsche Rundfunkarchiv verbundenen Aufgabe, den vorhandenen Gesamtbestand zu erschließen. Der gedruckte Katalog verzeichnet erstmals in alphabetischer Reihenfolge alle 447 von der Abteilung Kinderdramaturgie des Fernsehens betreuten Produktionen. Die älteste Sendung - »Hähnchen und Hühnchen« - wurde Weihnachten 1958 ausgestrahlt. Mit dem Spielfilm »Ein Engel namens Flint«, der Weihnachten 1991 gesendet wurde, beendete die Kinderdramaturgie in Adlershof ihre Arbeit. Im Verzeichnis wurden alle dem Kinderfernsehen zugeordneten Fernsehspiele/-filme einschließlich Literaturverfilmungen, Studiogastspielen, Theaterübernahmen und Kinderrevuen erfaßt. Von jeder Produktion werden Sendetitel, Erstsendedatum, Land und Zeit der Handlung, Annotation, Autor von Buch und Szenarium, Regie/Inszenierung, Schauspieler und ihre Rollen sowie technische Angaben nachgewiesen. Falls vorhanden, sind auch der Titel und der Autor von literarischen Vorlagen in das Verzeichnis aufgenommen. Auf diese Weise kamen insgesamt fast 35 000 Eintragungen zustande.

Umfangreiche Register erhöhen den Wert des Verzeichnisses allein schon deshalb, weil sie zielgerichtete Recherchen wesentlich erleichtern. Sie bestehen aus vier Teilen: Regie/Inszenierung, Buch/Szenarium, Schauspieler und Chronologie nach dem Erstsendedatum. Die ersten drei Register enthalten zu dem jeweiligen Eintrag auch Verweise auf die jeweiligen Sendetitel.

Das Bestandsverzeichnis dokumentiert einen kleinen, aber wichtigen Ausschnitt ostdeutscher Fernsehgeschichte. Die dezidierte Aufbereitung des Materials kann sicher dazu beitragen, daß vor dem Hintergrund finanzieller Engpässe bei ARD und ZDF diese oder jene Sendung irgendwann wieder auf dem Bildschirm zu sehen ist.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Thomas Beutelschmidt Sozialistische Audiovision.

Zur Geschichte der Medienkultur in der DDR
(= Veröffentlichungen des Deutschen
Rundfunkarchivs, Bd. 3).
Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1995,
503 Seiten.

Was denn an der Audiovision in der DDR »sozialistisch« gewesen sei, ließe sich nach der Lektüre - anknüpfend an den Titel dieser von der ARD durch das Deutsche Rundfunkarchiv geförderten Berliner Dissertation - ein wenig ratlos fragen. Ihr Autor geht der Entwicklung der ostdeutschen Medienkultur mit einer Systematik nach, welche den traditionellen Kommunikationswissenschaftler erst einmal verstört. Nicht medial oder chronologisch gliedert er seinen Gegenstand. Vielmehr favorisiert er »ein Montageprinzip, das zunächst disparate Aspekte der Medientechnologien und der kulturellen Sphäre in einen sinnfälligen Dialog miteinander bringt« (S.35). Und so

geht es in vier umfangreichen Kapiteln um das Verständnis von Kultur in der DDR-Gesellschaft, um Form und Technik elektronischer audiovisueller Medien, um kulturelle und technische Einflußfaktoren auf die Programmproduktion für Fernsehen und Kino sowie um die theoretischen Anstrengungen von DDR-Wissenschaftlern über die AV-Medien und ihre Bedeutung für die sozialistische Gesellschaft.

Dieses »Montageprinzip« irritiert - zugleich gestattet es überraschende Einsichten. Sowohl auf technischem wie auch auf inhaltlichem Terrain war die Audiovision in der DDR einer permanenten Konkurrenz mit jener aus westlichen Staaten ausgesetzt. Technische Importe (ob bei Fernsehaufzeichnungsanlagen in den 60er Jahren oder bei Videogeräten in den 80er Jahren) gestatteten stets nur vorübergehend, den Abstand zum »nichtsozialistischen Ausland« zu verkürzen. Den Film- und Fernsehhalten aus dem Westen begegneten Kulturpolitiker und Wissenschaftler fast durchgehend ablehnend bis diffamierend. Die prägende Wirkung dieser geistigen Importware auf das ostdeutsche Publikum konnten sie freilich nicht verhindern.

Deutlich wird zudem, wie sehr Kulturpolitik und Wissenschaft in der DDR stets auf den »Ideegehalt« publizistischer und künstlerischer Werke fixiert waren. Ob diese der sozialistischen Gesellschaftsordnung dienlich seien, war der entscheidende Maßstab für die Beurteilung von Filmen und Fernsehspielen, Gemälden und Videoclips. Autonome (Medien-)Kunst und ästhetische Experimente fanden in dieser offiziellen Kulturbetrachtung keinen Platz. Die audiovisuelle Gestaltung, insbesondere die durch die Computertechnologie auf diesem Gebiet eröffneten Möglichkeiten, sind nur von wenigen Experten bedacht und von ganz wenigen Praktikern genutzt worden. Wie schizophoren der Umgang mit Wortinformationen zum einen und Bildinformationen zum anderen im sozialistischen Journalismus ausfallen mußte, formuliert Beutelschmidt so: »Einerseits verspürten die Redakteure keinerlei Skrupel bei den (...) Verkürzungen, Brechungen oder Verfälschungen von Ereignissen oder Fakten in ihren Wortbeiträgen. Andererseits werteten sie paradoxerweise die bewußten Eingriffe in die visuelle Information mit elektronischer Tricktechnik, Animation oder Videografie als tatsächlichen Verlust der angenommenen ›Beweiskraft‹ und ›Authentizität des bewegten Realbildes‹« (S. 288). Ein real-sozialistisches TV-Magazin à la »ZAK« konnte unter diesen Umständen ebensowenig entstehen wie Videoclips, die mit den vom Musikkanal MTV verbreiteten Produkten konkurrenzfähig gewesen wären. Passend dazu vernachlässigten die Medientheoretiker in Ost-Berlin und Leipzig sträflich den wachsenden Einfluß technischer Produktionsverfahren auf Kunst und Journalismus.

Entgegen allen offiziellen Beteuerungen über den wissenschaftlich-technischen Fortschritt war die von der SED regierte ostdeutsche Gesellschaft auf die internationale elektronische Kultur mental nicht vorbereitet. Ideologische Borniertheit, technischer Rückstand und die volkswirtschaftliche Misere trugen dazu bei, daß der medienkulturelle und medientechnische Rückstand der DDR in den 80er Jahren immer deutlicher zutage trat. Fehlende Spezialeffekte in Filmen und biedere Bildgestaltung im Fernsehen sind dafür nur zwei Indizien. Zwangsläufig fiel »der Sieg« westli-

cher Unterhaltungselektronik und Videokassetten nach der Währungsunion 1990 eindeutig aus.

Beutelschmidt hat eine faktenreiche, eine bewundernswert recherchierte und dokumentierte Geschichte der DDR-Medienkultur vorgelegt. Sie füllt eine Lücke, welche die ostdeutsche Wissenschaft (aufgrund ideologischer Restriktionen) und die westdeutsche Forschung (aufgrund der Unzugänglichkeit des Forschungsgegenstandes »DDR-Medienkultur« bis 1990) gemeinsam hinterlassen haben. Fernsehen und Film, Berufsverbände und Kulturpolitik, Amateurfilm und Videokunst, Gerätetechnik und wissenschaftliche Debatten werden in nachvollziehbare, bisweilen überraschende Zusammenhänge gestellt.

Dabei vermeidet der (West-)Berliner Autor überhebliche Abrechnungen, viel wichtiger noch: Er zeigt, daß es auf allen behandelten Gebieten einige wenige Personen gab, die sich dem vorherrschenden wissenschaftlichen Denken über Medien und der vorherrschenden linientreuen audiovisuellen Produktion nicht bedingungslos fügten. Somit leistet die Studie einen wichtigen Beitrag zur genauen und differenzierten Erinnerung an die Mediengeschichte der DDR - egal, ob diese mit dem Begriff »sozialistisch« angemessen etikettiert wird. Daß dieser Beitrag aus (West)Berlin kommt, sagt wohl auch etwas aus über die mangelnde Bereitschaft ostdeutscher Wissenschaftler und AV-Produzenten, sich ihrer medienkulturellen Vergangenheit anzunehmen.

Rolf Geserick, Leipzig

Siegfried Weischenberg

Journalistik.

Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation.

Bd. 2: Medientechnik, Medienfunktionen,

Medienakteure.

Opladen: Westdeutscher Verlag 1995, 674 Seiten.

Mit dem Erscheinen des zweiten Teilbandes von »Journalistik« - der erste wurde 1992 publiziert¹ - liegt nunmehr das geschlossene, mehr als 1 000 Seiten umfassende Lehr- und Handbuch des Münsteraner Kommunikationswissenschaftlers Siegfried Weischenberg vor. Fokussierte der Verfasser im ersten Teilband auf der Basis einer konstruktivistischen Systemtheorie allgemeine und institutionelle Rahmenbedingungen des Journalismus sowie ethische und professionelle Standards des journalistischen Handelns, so perspektiviert er mit gleichem Ansatz im zweiten Teilband detailliert Medientechnologien, -funktionen und -akteure des Journalismus.

Das erste Kapitel, »Medieninstitutionen: Strukturkontext des Journalismus«, konzentriert sich vornehmlich auf Zäsuren in der Genese der Produktions- und Distributionstechniken. Die modernen Medien und der moderne Journalismus basieren seit dem 19. Jahrhundert auf technologischen Errungenschaften (wie Rotationsdruck, Hörfunk, Fernsehen, Computer). Daraus formierte sich sukzessive eine spezialisierte Medienproduktion, -organisation sowie -ökonomie. »Die technische Entwicklung hat nicht nur die Grenzen zwischen den Medien verschwinden lassen, sondern auch die ›Schnittstellen‹ zwischen den Produktionstechniken in den einzelnen Medien. Dadurch werden Perspektiven für multi-mediale Produktionsweisen eröffnet, die auf der Flexibilität der neuen Techniken beruhen. Diese Synergieeffekte werden

freilich bisher durch Trägheitsmomente konterkariert, die auf gewachsene Organisationsstrukturen und traditionelle Berufsbilder zurückzuführen sind.« (S. 55) Als maßgebliche Koordinaten für die gegenwärtige und künftige Medienproduktion fungieren nach Weischenberg die internationalisierende und globalisierende Informatisierung und Kommerzialisierung. »Die Erfahrungen und Perspektiven deuten dabei nicht unbedingt auf eine Demokratisierung des Informationssystems und auf ein Zuschütten vorhandener Wissensklüfte.« (S. 83)

Das zweite Kapitel, »Medienaussagen: Funktionskontext des Journalismus«, identifiziert Leistungen der Massenkommunikation für die Gesellschaft. »Solche Leistungen des Journalismus bestehen, allgemein gefaßt, vor allem in der Thematisierung; durch dieses soziale System werden Themen für die Massenkommunikation zur Verfügung gestellt, die Neuigkeitswert und Faktizität besitzen, und zwar insofern, als sie an sozial verbindliche Wirklichkeitsmodelle und ihre Referenzmechanismen gebunden sind.« (S. 97) Als Kriterien für die Selektion, Produktion und Distribution von Nachrichten nennt Weischenberg anthropologische bzw. professionelle Indikatoren, journalistische Adressaten sowie Public Relations, besonders in der Politik. »In pluralistischen Demokratien gibt es zwischen dem politischen System und dem Mediensystem vielfältige regelnde ›Resonanzen‹, die zumeist auf routinisierten Beziehungen beruhen. Auf der Grundlage von Rollenverknüpfungen, aber auch von gegenseitigen Projektionen ist so (...) eine symbolische Welt entstanden, in der politisches Handeln oft ganz durch Kommunikation ersetzt wird.« (S. 235) Resümierend konstatiert der Verfasser zu dem mannigfaltigen Paradigmenwechsel in der heterogenen Geschichte der Medienwirkungsforschung, daß man diesen unterschiedlich interpretieren könne: »Dabei bieten sich historische, medientechnische, forschungsmethodische, wissenschaftssoziologische und ökonomische Erklärungen an, die zum Teil auf handfeste Interessen verweisen.« (S. 309)

Das dritte Kapitel, »Medienakteure: Rollenkontext des Journalismus«, fokussiert wesentlich personelle Konstellationen im publizistischen Betrieb. Gemäß der Erkenntnistheorie der konstruktivistischen Systemtheorie vertritt Weischenberg die These, daß die Massenmedien bei der Produktion von Medienangeboten »autonom« operieren. Sie generieren eine eigene (Medien-)Wirklichkeit mit Hilfe systemspezifischer Faktoren der Evaluation, Selektion und Kontrolle. Folgerichtig sind für die Analyse des Mediensystems die Charakteristika und (Verhaltens-)Dispositionen der Agierenden sowie die konventionalisierten und organisatorischen Struktur determinanten ihrer Handlungen zu berücksichtigen. »Wenn sich dieses System von der Umwelt (...) nicht direkt steuern läßt, ergeben sich daraus direkte Konsequenzen, die eben nicht auf einen ›Journalismus ohne Individuen‹ hinauslaufen, sondern eine besondere Verantwortlichkeit der Medienakteure postulieren.« (S. 375) In weiteren Ausführungen betrachtet der Verfasser die Tätigkeitsfelder und Berufsrollen des Journalismus sowie deren Entwicklungsgeschichte, ferner Merkmale und Einstellungen der Akteure. Am Ende steht ein Ausblick auf den künftigen Journalismus (»McDonaldisierung der Medien«), der mehr und mehr dem Primat des technischen und ökonomischen

Wandels der Gesellschaft sowie der Medien zu unterliegen scheint: »Die Frage nach der Zukunft der journalistischen Arbeit macht erneut das typische Dilemma von Sozialverantwortung unter Marktbedingungen im Mediensystem deutlich.« (S. 548)

Ein Anhang mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis und einem differenzierten Personen- sowie Schlagwortregister vervollständigt den Band.

Ähnlich wie der erste Teilband von Weischenbergs »Journalistik« vermag auch der zweite als Handbuch der aktuellen Medienkommunikation sowie des modernen Journalismus zu überzeugen. Das konstruktivistisch-systemische Gesamtkonzept ist durchaus hilfreich, um mittels der Epistemologie des »radikalen« Konstruktivismus und dem Differenzierungsinstrumentarium der funktional-strukturellen Systemtheorie die Relevanz und Resonanz des journalistischen Struktur-, Funktions- sowie des Rollenkontextes sowohl in der Theorie als auch in der Praxis zu skizzieren. Der Verfasser beweist konzeptuelle Solidität, indem er sich - letztlich zu Recht - der autopoietischen Mode (in der systemtheoretischen Diskussion) verweigert und in der Konkretisierung seines Entwurfs handlungs-, entscheidungs- und subjekttheoretische Ansätze miteinbezieht, um dem besonderen Anforderungsprofil der empirischen Sozial- bzw. Kommunikationsforschung Rechnung tragen zu können. Mit dem vorliegenden zweiten Teilband erfahren nun auch einige zentrale Dilemmata des ersten eine hinreichende Explikation. Dieser Sachverhalt trifft in erster Linie zu auf die Präzisierung der Funktionen des Systems Journalismus, dessen systeminterne Operationen und Modalitäten sowie auf die Relationen zwischen der soziokulturellen Wirklichkeitskonstruktion und der medialen Wirklichkeitskonstruktion (am Beispiel des Kommunikations-Dreiecks aus Politik, Medien und Öffentlichkeit).

Das Fazit zu beiden Bänden lautet: Vergleichbares - zumal auf der theoretischen Höhe der Zeit - liegt in der weitläufigen Fachliteratur der Journalistik gegenwärtig nicht vor; Weischenbergs »Journalistik« erweist sich als Standardwerk der 90er Jahre.

Christian Filk, Köln/Siegen

¹ Vgl. dazu die Rezension von Christian Filk in: Mitteilungen StRuG Jg. 20 (1994), H. 4, S. 239f.

Richard Münch

Dynamik der Kommunikationsgesellschaft.

Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995, 313 Seiten.

Der Ausgangspunkt der Überlegungen des Autors - »wir scheinen jetzt (...) eine Schwelle des Wachstums, der Dichte, der globalen Reichweite und des Tempos der Kommunikation erreicht zu haben, jenseits derer die gewachsene Quantität in eine neue Qualität umschlägt« (S. 11) - ist keinesfalls neu. Seit mehr als eineinhalb Jahrzehnten befassen sich vor allem Philosophen, Kultur- und Sozialtheoretiker im Rahmen postmoderner und systemtheoretischer Diskurse mit diesem Problemfeld. Als Ergebnis entstand eine kaum noch zu übersehende Anzahl an Publikationen, in denen mögliche Folgen bzw. Veränderungen des gesamten Prozesses beschrieben werden. Unter diesen Bedingungen ist vor allem nach der Originalität des vorliegenden Ansatzes zu fragen.

Anfang der 90er Jahre publizierte Münch die »Dialektik der Kommunikationsgesellschaft«. In seiner

neuen Publikation entwickelt der Autor seine Theorie weiter. Auf drei Fragen, die zugleich die Grundlage seiner Gliederung bilden, versucht er, eine Antwort zu geben: Zunächst beleuchtet er die Rolle sozialer Bewegungen und moralischer Diskurse im Rahmen der gegenwärtigen unablässigen Modernisierungsprozesse. Sodann richtet er sein Augenmerk auf die Dynamik der Kommunikationsgesellschaft. Schließlich wendet er sich dem besonderen Charakter funktionspezifischer generalisierender Kommunikationsmedien zu, wie Politik, Recht, Wissenschaft und Moral. Ein umfangreicher Anhang mit soziologischen Daten zu den behandelten Problemen ist dem Textteil beigefügt.

Die Fragestellungen als auch der eingangs zitierte Satz verdeutlichen bereits, daß der Autor mit seinen Ausführungen in der Traditionslinie der Kritischen Theorie von Jürgen Habermas steht. Wie dieser beginnt auch Münch mit dem Zeitalter der Aufklärung, um die Defizite der Moderne zu beschreiben. Diese sieht er im Auseinanderfallen von Vernunft und Wirklichkeit, von modernen und antimodernen Strömungen sowie in der Dialektik von Fundamentalismus und Moderne. Als Dialektiker erkennt er in den Gegensätzen zwei Seiten eines und desselben Prozesses. Jeder Fortschritt fordert Gegenkräfte heraus, die auf diesen problematisierend bis ablehnend reagieren. Insofern ist die Moderne für Münch nur beschreibbar in einem permanenten Vergleich des Wirklichen mit dem Möglichen (S. 23). Der in diesem Zustand begründete Pluralismus von Meinungen innerhalb der Funktionszonen moderner Gesellschaften, wie Politik, Moral oder Wissenschaft, erfordert den »Ausbau von Verhandlungssystemen in ihren Interpenetrationszonen« (S. 32). Nur auf diese Weise, so der Autor, kann langfristig die Stabilität der Moderne gesichert werden, die ihrerseits ständig über die eigenen sozialen Grenzen hinausgreift und somit permanent neuen Anfeindungen, wie gegenwärtig von seiten der islamistischen Fundamentalisten, ausgesetzt ist.

Ausgehend von der Notwendigkeit dauerhafter und stabiler Kommunikationsprozesse für den Erhalt der Moderne untersucht Münch deren Dynamik. Einige Zahlen über den wachsenden Buchmarkt sowie die Zunahme an Tageszeitungen belegen die These von der permanent wachsenden Kommunikation in modernen Gesellschaften. Als Dialektiker sieht Münch hier einerseits einen großen Gewinn für die Menschheit, warnt aber gleichzeitig vor möglichen Mißverständnissen, Störungen und Konfrontationen, die zum völligen Zusammenbruch von Kommunikationsbeziehungen führen. Neben diesem allgemeinen sieht der Autor weitere Probleme, die direkt aus der Dynamik der Kommunikationsgesellschaft erwachsen. Dazu zählen etwa die inflationäre Zunahme der Selbstdarstellung, insbesondere von Politikern, Veränderungen von Wirklichkeitsbildern, aber auch eine Zunahme des Spezialistentums, das den notwendigen interdisziplinären Dialog in Wissenschaft, Politik, Wirtschaft usw. behindert.

Münch zeigt schließlich am Beispiel von Recht, Politik und Moral, wie diese sich im Rahmen gesellschaftlicher Kommunikation inhaltlich veränderten, obwohl die Gesetzes- oder Verfassungstexte im allgemeinen konstant blieben. Obwohl die Mehrzahl der beschriebenen Sachverhalte nicht neu ist, ist dennoch eine lesenswerte Monographie entstanden, die auch durch das methodische Vorgehen überzeugt. Münch

bleibt nicht nur bei allgemeinen Problemstellungen der beschriebenen Phänomene stehen, sondern erklärt in sich sehr schlüssig auch einzelne Erscheinungen gegenwärtiger Kommunikationsbeziehungen. Zum Widerspruch fordert in diesem Zusammenhang möglicherweise der hohe Stellenwert heraus, den Münch moralischen Problemen innerhalb der Politik oder des Rechts zuweist, denn Moral ist für ihn neben der Vernunft die entscheidende Kategorie, um auf die Wirklichkeit einwirken zu können. Dabei setzt er voraus, daß beide echte Alternativen zur Lösung aktueller Probleme anbieten können. Unabhängig von diesem Einwand zeigt der Autor insgesamt überzeugend, daß die Kritische Theorie von Habermas innerhalb der Kommunikationswissenschaft wieder stärkere Beachtung verdient, als sie in den letzten Jahren erfahren hat.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

**Rudolf Scharping (Hrsg.)
Demokratische Medien -
der Mensch im Mittelpunkt.**

Für eine humane und soziale Informationsgesellschaft: Dokumentation der Reden und Podiumsdiskussionen der SPD-Medienkonferenz vom 5. Mai 1995. Marburg: Schüren Presseverlag 1995, 176 Seiten.

Protagonisten aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft sowie Medien geben sich - in der Regel - gern ein Stelldichein, wenn es darum geht, die Voraussetzungen, Entwicklungen, Folgen und Konsequenzen der jüngst vielbemühnten »Informationsgesellschaft« zu erörtern. Dies bewahrheitete sich einmal mehr, als die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD), die sich über viele Jahre hinweg schwertat, eine eigene kommunikationspolitische Marschroute zu beschreiben, am 5. Mai 1995 unter dem Motto »Demokratische Medien - der Mensch im Mittelpunkt« zu einer Medienkonferenz einlud. Der gleichlautende Tagungsband, herausgegeben vom Vorsitzenden der SPD-Bundestagsfraktion, Rudolf Scharping, dokumentiert die Reden und Podiumsdiskussionen der Veranstaltung.

Einleitend stellen Günter Verheugen und Rudolf Scharping (beide SPD-Bundestagsfraktion) die Einführung der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten nach 1945 als »stabilisierende Elemente« für die Demokratie der Bundesrepublik Deutschland heraus, weisen auf die große Bedeutung einer künftig freiheitlichen, sozialen und dem Menschen dienstbaren Informationsgesellschaft mit kompetenten Mediennutzern hin und bekennen sich als Mandatsträger einer »verantwortungsvollen Kommunikationspolitik« ausdrücklich dazu, die weitreichenden politischen Rahmenbedingungen für eine solche Medienordnung mitzugestalten. Die Publizistin und Fernsehkritikerin der »Zeit«, Barbara Sichtermann, konstatiert eine weithin große Anerkennung der »respektablen Leistungen« des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in den 50er, 60er und 70er Jahren und tritt auch unter den veränderten Bedingungen des dualen Fernsehsystems mit der Konkurrenz von öffentlich-rechtlichen und privatwirtschaftlichen Veranstaltern vehement für eine Sicherung qualitativer Maßstäbe im Gesamtprogramm ein.

Hansjürgen Rosenbauer, der sich als Vertreter einer öffentlich-rechtlichen Anstalt (ORB) durchaus selbstkritisch zeigt, vertritt die Auffassung, daß in dem Maße wie der private Rundfunk dereguliert wird, der öffentlich-rechtliche gestärkt werden muß, um ein »gesellschaftlich wünschenswertes Gleichgewicht der Kräfte« und Meinungsfreiheit zu erreichen. Am Beispiel der Investitionen der Deutschen Telekom AG in die technische Medieninfrastruktur verdeutlicht Gerd Tenzer (Telecom), daß sich die Telekommunikation zu einer zukunftssträchtigen Schlüsselindustrie entwickelt, die zudem ein mannigfaltiges Potential an Möglichkeiten für Anbieter und Nutzer darstellt. Abschließend resümiert Reinhard Klimmt (SPD-Landtagsfraktion, Saarland) die mit der Multimedia-Gesellschaft einhergehenden vielfältigen persönlichen, sozialen, kulturellen, politischen und rechtlichen Auswirkungen, die es nicht zu unterschätzen gilt.

Die beiden Podiumsdiskussionen mit Vertretern aus den am »Medienprozeß« partizipierenden Bereichen setzen sich zum einen mit dem Problem »Medien- und Gesellschaftsveränderung« auseinander, zum anderen mit dem Problem »Medienmarkt und -politik«. Ein Anhang mit Beschlüssen, Entschlüssen und Positionspapieren der SPD zur Struktur des Medienmarktes, zur Debatte um den Rundfunkstaatsvertrag sowie zur Stellung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks vervollständigt den Konferenzband.

Die Beiträge sowie die Diskussionen lassen einige markante Problemkreise der Debatte um die heraufziehende »Informationsgesellschaft« erkennen, deren Dualismus - nach wie vor - im antagonistischen Verhältnis zwischen der »Kulturorientierung der Medien« bzw. der »Wirtschaftsorientierung der Medien« zu bestehen scheint. Gezeigt wird so ein Diskurshorizont, der dem Bedingungsgefüge der künftigen Medienentwicklung kaum gerecht wird: Die internationalisierenden sowie globalisierenden Imperative der Kommunikationstechnologien diktieren sukzessive die Strukturen des Medienmarktes der Bundesrepublik Deutschland sowie der Europäischen Union - mit der Folge, daß die Gestaltungsräume des politisch-administrativen Handelns zunehmend bescheidener ausfallen.

Zudem »gehören« viele der verwandten politischen, wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Klassifikations- oder Evaluationsschemata längst nicht mehr der Medienrealität, was nahezu den gesamten Markt der elektronischen Medien betrifft. So geht es beispielsweise schon gar nicht mehr um einen - wie es die Metapher des »dualen Systems« suggerieren mag - Ausgleich zwischen den Systemkomponenten der öffentlich-rechtlichen Programm anbietern einerseits und den privatwirtschaftlichen andererseits, sondern darum, wie groß die kulturorientierte Nische der Medien (im alten Verständnis) ausfallen und wie sie gestaltet sein wird. Hier gilt es - und dies trifft auch Diskutanten der SPD-Medienkonferenz -, die Differenzierungsparameter anhand des Status quo auszurichten und sich den Problemen offensiv und nicht resignativ zu stellen.

Es ist an den politischen Parteien - egal welcher demokratischer Provenienz - gelegen, die Kodifikationen des internationalen und globalen Medienmarktes an der Schwelle zum neuen Jahrtausend zu konstatieren und Standardisierungen der Medien(de)regulierung auf supranationalen Ebenen voranzutreiben.

Christian Filk, Köln/Siegen

Carola Lipp (Hrsg.)

Medien populärer Kultur.

Erzählung, Bild und Objekt in der volkskundlichen Forschung.

Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag 1995, 492 Seiten.

Der Sammelband ist eine Festschrift zum 60. Geburtstag des Leiters des Seminars für Volkskunde an der Universität Göttingen Rolf Wilhelm Brendnich. Einem über sein unmittelbares Fach hinausreichenden Leserkreis wurde der Jubilar vor allem durch seine berühmte »Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung« (Berlin/New York 1977 ff.) und die unterhaltsamen Bücher »Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute«, »Die Maus im Jumbo-Jet. Neue sagenhafte Geschichten von heute« bzw. »Das Huhn mit dem Gipsbein. Neueste sagenhafte Geschichten von heute« (München 1990, 1991, 1993) bekannt.

Der Band, dem eine Auswahlbibliographie Brendnichts beigelegt wurde, ist keine der üblichen Festschriften, sondern die einzelnen Beiträge sind jeweils ein Einstieg in verschiedene Themen volkskundlicher Forschung, ergänzt um umfangreiche bibliographische Angaben. Auf diese Weise entstand ein breit angelegtes Kompendium internationaler volkskundlicher Arbeiten zu drei Themenfeldern: Zur modernen Erzähl- und Liedforschung, zur visuellen Anthropologie und zur Erforschung populärer Bildmedien. Das Spektrum der sich mit oralen Erzählformen beschäftigenden Themen reicht von verschiedenen Varianten moderner Sagen bis zur Analyse von Beerdigungsansprachen und politischen Witzen in der DDR. Neben deutschsprachigen wird auch das breite Spektrum internationaler Phänomene oraler Erzähl- bzw. Musikkultur vorgestellt. Israelische und katalanische Folklore wurde ebenso berücksichtigt wie verschiedene Arten des Pfeifens oder des Karaoke in Deutschland. Den Abschnitt über historische Bildmedien und populäre Ikonographie leitet der Aufsatz »Bilder im Kopf - Kindheits-Erinnerungen« von Rudolf Schenda ein, der vor allem durch mehrere Bücher über die Entwicklung der Schreib- und Lesekultur in Mitteleuropa bekannt wurde. Die weiteren Aufsätze spannen den Bogen von Karikaturen über die Popularisierung des Gemäldes der Heiligen Familie des spanischen Malers Murillo bis zum Bildverleger Lipschitz, der in Hamburg und London arbeitete.

Mit nur vier Beiträgen ist der Abschnitt über die »visuelle Anthropologie: Film und Photographie in der Volkskunde« bedauerlich kurz. Eine Antwort auf dieses Mißverhältnis zwischen den 23 Aufsätzen zur Erzähl- und Liedforschung und den wenigen zu den modernen Bildmedien gibt Edmund Ballhaus. Er problematisiert in seinem Beitrag »Das Dilemma als Chance. Der kulturwissenschaftliche Film im Prozeß der Feldforschung« ebenso wie Hans-Ulrich Schlumpf in »Die Entdeckung der Langsamkeit. Gedanken zur Dramaturgie des Dokumentarfilms« den Einsatz moderner Bildmedien für die volkskundliche Forschung. In beiden Aufsätzen wird deutlich, daß der Gebrauch von Filmmaterial innerhalb der Volkskunde noch relativ am Anfang steht. Insbesondere der letztgenannte Aufsatz einschließlich der ihm

zugrundeliegenden Literatur zeigt, daß es offensichtlich Bemühungen gibt, diesen Zustand zu ändern. Anders ist nicht zu erklären, daß sich Schlumpf bei seiner Suche nach geeigneten Filmdramaturgien nur auf wenige, teils nicht auf dem neuesten Stand der Wissenschaft befindliche Autoren stützt. Trotz dieser Schwäche ist es verdienstvoll, daß er nachdrücklich auf anthropologische Momente der Filmrezeption aufmerksam macht, da dieser Aspekt innerhalb dramaturgischer Theorien sehr oft übersehen wird.

Aus der Sicht der Kommunikations- bzw. Medienwissenschaft ist es bedauerlich, daß den in den Büchern Brendnicks erkennbaren Zusammenhängen zwischen den Inhalten oraler Erzählformen und audiovisueller Medien, wie Film und Fernsehen, nicht weiter nachgegangen wurde. Die Autoren beschränken das Erzählen auf die interaktive Handlung, die der kommunikativen Selbstverortung dienen und damit auch gesellschaftliche Botschaften enthalten. Auf die Darstellung inhaltlicher Verflechtungen oraler und audiovisueller Erzählweisen und -strukturen wurde jedoch verzichtet. Trotz dieses unübersehbaren Mangels sind die exemplarischen Studien mit ihren zum Teil sehr kurzweiligen Analysen eine anregende Lektüre, u.a. über Briefe, Flugblätter, Presseerzeugnisse, Trivialliteratur oder zu einer Ausstellung von Korsetts und Nylonstrümpfen. Jeder, der sich über derartige populäre Genres bzw. Produkte informieren möchte, wird in diesem Band vielfältige Anregungen finden.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Herbert Birett Lichtspiele.

Das Kino in Deutschland bis 1914.
München: Q-Verlag 1994, 244 Seiten.

Das kleinformatige, unauffällige Buch über die Frühzeit des deutschen Kinos wurde von einem der besten Kenner der frühen Filmgeschichte herausgegeben. 1980, lange bevor das internationale Interesse an den Anfängen des Films sprunghaft anwuchs, publizierte der Autor eine Dokumentation über das an Hand von Zensurakten ermittelte Filmangebot in Deutschland zwischen 1911 und 1920. Dieses voluminöse Buch, das inzwischen durch einen weiteren Band, »Das Filmangebot in Deutschland von 1895 bis 1911« ergänzt wurde, gehört heute zu einem der unentbehrlichen Hilfsmittel zur Erforschung der Anfänge deutscher Kinematographie.

Der Aufbau von Biretts neuer Publikation ist auf unkonventionelle Weise durchgehend zweigeteilt. Auf der linken Seite mit römischen Ziffern sind ältere und neuere Literatur zum Thema, Zeittafeln, Zitate, Reproduktionen zeitgenössischer Artikel aus der Fach- und Tagespresse, Statistiken und Bilder sowie Quellenangaben abgedruckt. Auf der rechten Seite, arabisch numeriert, befinden sich die Texte des Autors zu den jeweiligen im Buch behandelten Problemfeldern. Inhaltlich besteht das Buch aus zwei größeren, mehrfach untergliederten Abschnitten, denen ein sehr ausführliches Register beigefügt wurde. Ein kürzerer, chronologischer, behandelt die Geschichte des Kinos bis 1914, ein zweiter, sehr viel längerer, befaßt sich in Längsschnitten z.B. mit »Filmästhetik«, »Filmtechnik« und »Filmwirtschaft«. Die jeweiligen Kapitel sind wiederum mehrfach gegliedert.

So lauten die Stichworte etwa zur Filmästhetik: »Gattungen«, »Stile«, »Ansprüche«, »Filmsprache«, »Ton«, »Farbe«, »Darstellung«, »Inhalte«, »Bau« und »Zwischentitel«. Unter den jeweiligen Begriffen findet der Leser in knappen, aber dennoch gut verständlichen Texten alle grundlegenden Informationen zu den ersten zwei Jahrzehnten der deutschen Filmgeschichte. Insofern trägt dieser Teil des Buches den Charakter eines ausführlichen Handbuchs.

Die Auswahl der auf der linken Seite angeordneten illustrierenden Quellen lassen durch ihre differenzierte Herkunft die breite Materialbasis des Autors erkennen. Bedauerlich ist nur, daß Birett seine Zitierweise nicht durchgehalten hat. So zitiert er die Fachpresse prinzipiell unter Angabe der Ausgabennummer, während er diese bei der Tagespresse nicht angibt. Trotz dieser Marginalie ist das Buch jedem zu empfehlen, der sich relativ schnell in Probleme der frühen deutschen Filmgeschichte einarbeiten bzw. sich einen Überblick über diese Materie verschaffen möchte.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Lorenz Engell bewegen beschreiben.

Theorie zur Filmgeschichte.
Weimar: VDG, Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaft 1995, 404 Seiten.

Obwohl seit dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts immer wieder Theorien zum Film entstanden, deutet gegenwärtig die Vielzahl unterschiedlicher filmwissenschaftlicher Ansätze, deren Forschungsergebnisse vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten publiziert wurden, darauf hin, daß diese relativ junge Disziplin kaum über die Bestimmung eines eigenen Gegenstandsbereichs hinausgekommen ist. Insofern steht die nunmehr in Buchform vorliegende Kölner Habilitationsschrift im Kontext einer breiten theoretischen Diskussion, deren Ergebnisse gegenwärtig noch nicht absehbar sind.

Das Buch ist in vier Teile gegliedert: »Bruchstück, Bild, Bewegung. Die Konstruktion einer Vorgeschichte des Films im 19. Jahrhundert«, »Von der Erde zum Mond, von der großen Oper zur Geburt einer Nation. Systembildende Entwicklungslinien des Films 1895-1915«, »Weiss, schwarz und rot. Das Sichtbare und das Unsichtbare bei Griffith und bei Eisenstein« und »Die große Erzählung, Hollywood«. Erwartungen des Lesers, neue filmhistorische Fakten zu finden, wie sie bisher alle Theorien zur Filmgeschichte enthalten, enttäuscht Engell bereits im ersten Abschnitt. Seine Studien sind »keine Geschichte des Films - die ohnehin kaum mehr möglich zu sein scheint -, sondern die Suche nach dem Problem, auf das Entstehung, Entwicklung und Veränderungen des Films die Antwort geben könnten« (S. 7). Die These des Autors beruht auf der Annahme, daß die bisherige Filmgeschichtsschreibung »ein Mindestmaß an Vollständigkeit erlangt hat«, so daß es vor allem darauf ankomme, das Material neu zu sichten bzw. anzuordnen. Die Literaturübersicht von über 20 Seiten im Anhang bestätigen ebenso wie der ausführliche Anmerkungsapparat hinter jedem Kapitel, daß der Publikation ein umfangreiches Literaturstudium vorgegangen ist.

Im Gegensatz zu diesem äußerlichen Schein verdeutlicht bereits der erste Abschnitt die willkürliche Materialauswahl, die für das gesamte Buch charakteristisch ist. Diese kann allein schon deshalb nicht überzeugen, weil der Verfasser an keiner Stelle erklärt, weshalb er eine Vielzahl insbesondere neuerer Arbeiten nicht zur Kenntnis genommen hat und er eine Reihe von Phänomenen, die von anderen Autoren in ihre Beobachtungen einbezogen werden, nicht gleichfalls reflektiert. So beschreibt er etwa am Beispiel Manchester die Struktur einer Industriestadt, ohne zu erklären, weshalb er diese und nicht eine der Städte auswählte, die im engen Zusammenhang mit der Entwicklung des Films standen, etwa Berlin oder Paris. In die gleiche Richtung zielt der Rückgriff auf das Phänomen des Warenhauses. An diesem Beispiel versucht er darzulegen, daß sich die Wahrnehmung im 19. Jahrhundert veränderte. Ohne dies näher zu begründen, behauptet er anschließend, daß dieses »Warentheater« die Grundlage für Eisensteins Montagekonzeption sei. Unberücksichtigt bleibt, daß in Deutschland erste Warenhäuser erst um die Jahrhundertwende entstanden, also parallel zur Ausbreitung des neuen Mediums. Demnach kann auf Deutschland bezogen das Warenhaus nicht als Voraussetzung für den Film interpretiert werden. In Moskau und Petersburg existierten in den frühen 20er Jahren nur je ein größeres Warenhaus. Diese unterschieden sich zudem im Aufbau grundsätzlich von denen westlicher Prägung. Darüber hinaus gibt es noch eine Reihe weiterer Einwände. So erklärt die einseitige Fixierung auf die Großstadt nicht, weshalb vor allem in den ersten Jahren nach der Erfindung des Films dieser auch in Dörfern und Kleinstädten mit viel Erfolg debütierte. Dieser Hinweis soll nicht als Negierung der Rolle der Großstadt in den hier zur Diskussion stehenden Zusammenhängen verstanden werden, sondern auf die für das Buch typische oberflächliche Darstellung hinweisen.

Bei der Darstellung der Vorgeschichte des Films, die in ihren Einzelheiten noch immer unzureichend erforscht ist, sind Spekulationen und Einseitigkeiten möglicherweise noch akzeptabel. Sie werden jedoch problematisch, wenn Engell seine fragmentarischen Kenntnisse über Filmentwicklungen zu einem Theoriegebäude auszubauen versucht. Signifikant läßt sich dieser Vorwurf an einem relativ kurz gehaltenen Abschnitt zum russischen Montagefilm festmachen. Ausgehend von der »Montage der Attraktionen«, die Eisenstein 1923 schrieb und in der er sich sehr schemenhaft zur Montage im Film äußert, entwickelt der Autor eine Theorie, deren Kernaussage aus der bereits in den 70er Jahren formulierten These besteht, daß der russische Montagefilm als Negation zum Hollywoodfilm zu verstehen sei. Unerwähnt bleibt nicht nur, daß Eisenstein mit Walt Disney eng befreundet war, sondern auch, daß die weit überwiegende Mehrzahl der russischen Filme der 20er Jahre in der Tradition des Hollywood-Kinos standen. Sicher paßte die hier wiedergegebene Auffassung in das antiamerikanische Gedankengut jener Zeit, auf das sich der Verfasser bei der Darstellung der von ihm konstruierten Zusammenhänge ausschließlich stützt. Neuere russische, aber auch englischsprachige Arbeiten, die Engell völlig unberücksichtigt läßt, belegen deutlich, daß auf Grund unterschiedlicher kulturhistorischer Wurzeln und Aussagen der betreffenden Filme und der fraglichen Regisseure die russischen

Montagefilme jenseits formaler Ähnlichkeiten äußerst differenziert sind.

Keiner dieser inzwischen ausführlich beschriebenen Momente wird in der Publikation auch nur im Ansatz gestreift. Hätte sich Engell dieser Mühe unterzogen, wäre ihm nicht entgangen, daß seine im ersten Kapitel genannten Ausgangspunkte für den russischen Film nur marginale Bedeutung haben. Zu den wichtigen Momenten für das Verständnis russischer Montagetechniken zählt etwa die lange Tradition, die die Montagetechnik bereits in der russischen Literatur in den verschiedensten Ausformungen seit der Gogol-Erzählung »Die Nase« durchlaufen hat und auf die es in der russischen Kultur- und Kunstgeschichte immer wieder Rückgriffe gibt; erwähnt sei in diesem Zusammenhang die ebenfalls in den 20er Jahren entstandene Šostakovic-Oper mit dem gleichen Titel. Außerdem sind der russische Symbolismus in Literatur und Malerei um die Jahrhundertwende ebenso zu berücksichtigen wie die theoretischen und praktischen Auseinandersetzungen um die Schauspielkunst. Nicht zuletzt verweisen auch einige der Spielfilme von Evgenij Bauer, wie »Tagträume« oder »Nach dem Tode«, daß Montageelemente schon vor 1917 in russischen Filmen vorhanden waren. Die Hinweise auf die von Engell gegebene Interpretation der Montagefilme - sie seien als Negation des Hollywood-Films zu interpretieren - stammen in der Regel aus den späten 20er oder den frühen 30er Jahren. In dieser Zeit begann die Repressionspolitik Stalins, die sich bereits sehr früh auf Kultur und Kunst auswirkte. Montagefilme wurden zwar noch fertiggestellt, allerdings bereits nicht mehr in Moskau, sondern meist im relativ weit entfernten Kiew. Zur gleichen Zeit begannen viele Künstler, ihre Biographien umzuschreiben, um ihre geistigen Wurzeln unkenntlich zu machen. Jenen Künstlern, denen dies gelang und die zugleich in der Lage waren, sich den Lebensbedingungen unter der Stalinschen Diktatur anzupassen, blieb der gewaltsame Tod oder der Gulag erspart. Die Neuinterpretation ihrer eigenen Kunstwerke, auch der Montagefilme, wurde in der Folgezeit allseits akzeptiert. Die allmähliche Öffnung der russischen Kunst- und Literaturarchive seit Mitte der 80er Jahre hat den hier nur angedeuteten Zusammenhang von Kunstinterpretation und Stalinschem Terror immer deutlicher zu Tage treten lassen. Die Einwände gegen die von Engell benutzte Darstellung über die russische Filmavantgarde hat insofern weiterreichende Konsequenzen, als sich die folgende Interpretationskette als wissenschaftlich haltlos erweist.

Leider beschränken sich die Verkürzungen und Verzerrungen von Filmgeschichte in der Monographie nicht nur auf die genannte Stelle, sondern sind in jedem Kapitel nachweisbar. Dies ist auch insofern bedauerlich, da der vermutlich erstmalige Versuch des Autors, systemtheoretisches Denken auf die Filmgeschichtsschreibung anzuwenden, gescheitert ist. Die Vielzahl von Vereinfachungen und von nicht oder nur teilweise berücksichtigten Zusammenhängen lassen kein Urteil zu, in welchem Umfang dieses Theoriemodell für die Filmgeschichte fruchtbar gemacht werden kann.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Rainer Gries u.a. (Hrsg.)
»Ins Gehirn der Masse kriechen!«

Werbung und Mentalitätsgeschichte.
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
1995, 220 Seiten.

In einer Gesellschaft, die in den nächsten Jahren in stärkerem Maße als bisher ihre Informationen multimedial angeboten bekommt und in der die jährlichen Ausgaben für Werbung stetig ansteigen, werden aufklärende und fragenstellende Publikationen über Werbung von Seiten der historischen und kulturhistorischen Wissenschaft immer notwendiger. Um so erfreulicher ist es, einen Band zur Hand zu haben, in dem Forschungsergebnisse über die Alltagskultur in Deutschland seit den 20er Jahren publiziert werden.

Mit diesem Buch erscheint eine Publikation, die sofort ins Auge springt bzw. - in der Sprache der Werbeleute - ein »Eyecatcher« ist. Für das Umschlagbild wurde eine grauschwarz gehaltene Fotografie genutzt, die eine hütetragende Menschenansammlung zeigt. Diese unterhält sich scheinbar angeregt, befindet sich aber sonst in einer wartenden Position. Knallgelb sticht im unteren Drittel des Covers ein aus aggressiv wirkenden schwarzen Lettern bestehendes Zitat ins Auge, das zu nichts Angenehmem aufruft: »Ins Gehirn der Masse kriechen!«. Im Vergleich dazu wirkt der erklärende Untertitel weitaus harmloser: Eine weiße Schrift auf rotem Hintergrund verrät, welches Thema das Autorenkollektiv behandeln will: »Werbung und Mentalitätsgeschichte«.

Die Marketing-Abteilung des Verlages wird den Inhalt wahrscheinlich nicht gelesen haben, trotzdem trifft sie mit dieser Aufmachung ihres Produktes genau ins Schwarze. Wie aber verhält es sich mit dem Inhalt - ist es etwa eine Mogelpackung? Betrachtet man die Textnachweise, so überwiegt die Enttäuschung: Alle Beiträge dieses so ansprechend präsentierten Textbandes wurden schon einmal in verschiedenen Fachzeitschriften und Sammelbänden abgedruckt. Alle? Nicht alle, denn die lesenswerte Einleitung, die zu Recht den Titel »Kursorische Überlegungen zu einer Werbegeschichte als Mentalitätsgeschichte« trägt, ist brandneu.

Zu erfahren ist, daß das titelgebende Zitat aus dem Munde eines Werbeberaters stammt, dem auch der Beitrag »Stilgedanken zur Macht: ›Lerne wirken, ohne zu handeln!‹: Hans Domizlaff, eines Werbeberaters Geschichte« (S. 45-73) gewidmet ist. Weder die Kommunikationswissenschaft noch die historische Biographie- oder die Alltagsgeschichtsforschung haben sich bislang mit dem Thema der wirkungsmächtigen Berufsgruppe der Werbe-, Public Relations- und Propagandafachleute befaßt. Das Autorenteam will mit seinen Beiträgen den »kollektiven Bewußtseinsbeständen der Verbraucher« auf die Spur kommen. Ihre historische Forschung zielt auf die Rekonstruktion des Lebensalltags und der Mentalität der Menschen und bedient sich daher einer bislang wenig beachteten Quellenart, den von der Wirtschaft produzierten Bildern und Botschaften. Die Autoren zeigen in der Einleitung auf, aus welchen Perspektiven Werbegeschichte betrachtet werden kann: als Wirtschafts- und Sozialgeschichte, als Kunst- und Kulturgeschichte, als Geschichte des Massenkonsums und der Gesellschaftskritik, als Kommunikationsgeschichte sowie als Mentalitätsge-

schichte. In diesem Orientierungsrahmen bewegen sich dann auch ihre Beiträge.

Die neun Aufsätze gliedern sich methodisch in fünf Gruppen. Die Methoden kollektiver Biographieforschung wurden in den Beiträgen über »Sieger Marke Deutschland: Wie wir Weltmeister wurden« (S. 74-91) und in dem erwähnten Beitrag über den Werbeberater Hans Domizlaff angewandt. Die zweite Gruppe setzt sich mit verschiedenen Werbemitteln und deren Botschaften auseinander; hier sind es die Themen »Geistige Landnahme: Die Shell AG, das Dritte Reich und die Straßenkarte« (S. 29-44), »Magische Formeln: ›Mach mal Pause - Keine Experimente!‹ Zeitgeschichte im Werbeslogan« (S. 92-105) und »Hymnen des Konsums: Alltag und Mentalität der Nachkriegszeit im Spiegel der Werbelyrik« (S. 106-124). Der Beitrag »Der Duft des Goldes« (S. 152-172) beschäftigt sich mit dem Parfum »Amun«, das als Markenartikel zum Geschichts- und Kulturträger wurde. Spannend zu lesen ist die Untersuchung »Public Relations der Stärke: Wie man den Bürgern die NATO verkaufte« (S. 125-151). Hier konnten die Autoren die Strategien und Werbemittel politischer Institutionen aufdecken, die diese der Wirtschaft entlehnten, um ihr Produkt NATO »ins Gehirn der Masse« zu bringen. Die letzten beiden Beiträge behandeln den deutsch-deutschen Vereinigungsprozeß. Unter dem Slogan einer Einheits-Anzeige »Opel baut auf Eisenach« (S. 173-192) wird der Werbekampagne des Automobilkonzerns nachgegangen. Zum »Geschmack der Heimat« (S. 193-220) äußern sich die Autoren über die Ost-Produkte nach der Wende. Die unterschiedlichen Produktlandschaften in Ost und West werden zum Indiz der mentalen Gegensätze.

Zahlreiche Schwarz-Weiß-Abbildungen ergänzen den Band, dessen Beiträge stilistisch äußerst heterogen sind. Doch hätte sich der »lesende Konsument« ein besseres Lektorat gewünscht, das glücklicherweise den ansonsten oft störenden Anmerkungssymbolen an das Ende jedes Beitrags gesetzt hat. Unverständlich bleibt aber, warum nicht jeder Autor zu, und damit vor seinem Beitrag steht, zumal der aufmerksame Leser anhand der Textnachweise den ein oder anderen Verantwortlichen doch herausfinden kann. Dem Autorenteam ist für die Zukunft zu wünschen, daß es auch weiterhin Aspekte zur spannenden Geschichte der Massenbeeinflussung beiträgt, wobei ihm ein Blick in benachbarte Disziplinen wie etwa der Volkskunde, die sich seit ihrem Bestehen mit dem Denken und Handeln und somit der mentalen Geschichte der sogenannten »kleinen Leute« auskennt, nicht schaden kann.

Barbara Muschiol, Ladenburg

Stefan Weyhenmeyer
Integrierte Unternehmensstrukturen in der Telekommunikation und staatliche Industriepolitik.

(= Wirtschaftsrecht der Internationalen Telekommunikation, Bd. 22).
Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft
1994, 240 Seiten.

Die Telekommunikationspolitik ist in aller Munde. Liberalisierungs- und Privatisierungsmaßnahmen bei der ehemaligen Deutschen Bundespost haben inzwi-

schen so unübersehbare Auswirkungen für die VerbraucherInnen gehabt, daß für einen größeren Kreis von Menschen unmittelbar einsichtig ist, welche Bedeutung ordnungspolitische Maßnahmen im Bereich der Telekommunikation haben. Auch die erhitzten Debatten um die Änderung der Telefongebühren zum Jahresbeginn 1996, mit denen sich die deutsche Telekom auf die Konkurrenz mit privaten Wettbewerbern vorbereiten will, haben ein weiteres zur Weckung des öffentlichen Problembewußtseins beigetragen. Und schließlich ist es die weitverbreitete Multimediaeuphorie, die Netz- und Diensteanbieter im Sektor Telekommunikation zum Politikum werden lassen.

In einer solchen Situation trifft es sich gut, ein Buch auf dem Markt zu finden, das historisches und systematisches Wissen über die Zusammenhänge von Politik, Markt, Telekommunikationsindustrie sowie Netz- und Diensteanbietern liefert, und dies auch noch für den internationalen Bereich. Die Monographie von Stefan Weyhenmeyer ist am Hamburger Max-Planck-Institut für Internationales Wirtschaftsrecht entstanden. Wie alle anderen Arbeiten dieses Instituts auch, weist sie allerdings einen Zugang auf, der in sich eine eindeutige Festlegung verrät: Hier wird eine Position vertreten, die - im Gegensatz zu jeglicher Art von z.B. gemeinwirtschaftlicher Argumentation und Sichtweise - rein wettbewerbsrechtlich und wettbewerbspolitisch argumentiert. Mit anderen Worten: Hier wird nach Wegen gesucht, wie die derzeitige und sehr weitreichende Deregulierungspolitik im Telekommunikationssektor eher noch mehr Kraft und Dynamik entfalten könnte. Dies wird als entscheidende Voraussetzung für mehr Wettbewerb angesehen, ohne daß diese Prämisse diskutiert würde.

Wer also eine Auseinandersetzung über die derzeitigen Prinzipien bundesrepublikanischer Deregulierungspolitik aus mehr als einer wettbewerbsrechtlichen Sichtweise sucht, wird sie hier nicht finden. Zu finden ist jedoch ein sauber recherchiertes sowie historisch und systematisch breit gefächertes Grundlagenwissen über die Ordnungspolitik im Telekommunikationssektor, und zwar für die wichtigsten Telekommunikationsmärkte USA, Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und Großbritannien bis Anfang der 90er Jahre.

Das Buch gliedert sich in drei Teile und eine zusammenfassende Bewertung der Ergebnisse. Teil eins entfaltet die These, daß es eine internationale Integrationswelle im Telekommunikationssektor gibt, die sowohl betriebswirtschaftlich wie wettbewerbspolitisch motiviert sei. Zentral für den Autor ist die Frage, inwieweit in den einzelnen Ländern Marktzugangsbarrieren existieren, inwiefern die staatlichen Ordnungspolitiken diese beeinflussen und aufrechterhalten und wie hoch das Diskriminierungspotential der etablierten Fernmeldeunternehmen gegen neue Wettbewerber ist. Aus der Sicht einer solchen Frage muß jede Art von staatlichem Fernmeldemonopol - wie immer dies begründet sein mag und auf welche Bereiche es sich auch erstreckt - als ablehnenswert erscheinen. In diesem Sinne werden in den nachfolgenden Teilen zwei und drei zuerst die Grundlagen der US-amerikanischen Deregulierungspolitik aufgezeigt und sodann die europäischen ordnungspolitischen Strategien untersucht.

Teil zwei führt in großer Breite und Ausführlichkeit in die Geschichte der US-amerikanischen Deregulierung rund um das ehemalige Telekommunikationsun-

ternehmen AT&T ein. In mehreren Abschnitten wird herausgearbeitet, wie die Politik der Federal Communications Commission zur Entflechtung der vertikal verflochtenen AT&T geführt hat und daß mit der Gründung der regionalen Tochtergesellschaften Bell Operating Companies und der Trennung zwischen Monopol- und Wettbewerbsbereich strukturelle Maßnahmen getroffen wurden, die weit über eine Verhaltenskontrolle von Unternehmen hinausreichen und »eine systematische Reduzierung der Markteintrittsbarrieren« (S. 107) mit sich brachten.

Letzteres in weit geringerem Maße erreicht zu haben, wirft Weyhenmeyer den europäischen Postverwaltungen in Teil drei vor. Obwohl diese in der Regel keine eigenen Herstellerfirmen haben, spricht er bei den europäischen Fernmeldekomplexen von »quasi-vertikal integrierten Unternehmen«. Deren Position am Markt werde von den Regierungen im Hinblick auf die Verfolgung industriepolitischer Interessen gestützt, wobei je nach Land Unterschiede darin bestünden, inwieweit die wettbewerbslichen Interessen hinter der staatlichen Industriepolitik rangieren. Ansonsten würden in Europa Maßnahmen der Verhaltenskontrolle solchen der strukturellen Veränderungen vorgezogen. Im Ergebnis dieser nationalen und europäischen Industriepolitiken im Sektor Telekommunikation werden nach Auffassung des Autors Marktzugangsbarrieren für neue Anbieter geschaffen oder aufrechterhalten. Als Ausweichstrategien würden die internationalen Wettbewerber daher strategische Allianzen mit den bisherigen Herstellerfirmen (gemeint sind Hoflieferanten oder Amtsbaufirmen) eingehen. Beides ist seiner Auffassung nach aus wettbewerbslichen Gründen ein falscher Weg. Die Arbeit schließt mit den ordnungspolitischen Maßnahmen, die sich bis Anfang der 90er Jahre entwickelt hatten.

Weyhenmeyers detail- und kenntnisreiche Arbeit muß aus der Sicht der fundamentalen Umbrüche der Telekommunikationsordnungen in den 80er und 90er Jahren als eine willkommene und hilfreiche Fundgrube von historischen Fakten und ihren technischen, industrie- und ordnungspolitischen Hintergründen angesehen werden. Zugleich beleuchtet sie einen der wichtigsten Aspekte heutiger internationaler Wirtschaftsbeziehungen für einen begrenzten zeitlichen Ausschnitt. Bedauerlich ist für politisch Interessierte die völlig fehlende Auseinandersetzung mit den Prämissen eines rein wettbewerbsrechtlich orientierten Ansatzes. Post- und Telekommunikationsunternehmen oder öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten erweisen sich nur dann eindeutig als Unternehmen, deren Monopole um jeden Preis aufgebrochen werden müssen, wenn sie eindimensional unter wettbewerbslichen Gesichtspunkten betrachtet werden. Daß mit derartigen Unternehmen auch gemeinwirtschaftliche Ziele verfolgt werden können, und zwar in einer für die Allgemeinheit preisgünstigeren Form, und daß es darum gehen muß, einen angemessenen Interessenausgleich zwischen gemeinwirtschaftlichen und industrie- und wettbewerbspolitischen Zielen zu erreichen, bleibt in seiner Betrachtung völlig unberücksichtigt. Darin zeigt sich erneut die für unser Land typische Spaltung zwischen den Wirtschaftswissenschaften und den Politikwissenschaften.

Aus der Sicht einer Politischen Ökonomie, d.h. einer wirtschaftswissenschaftlichen Betrachtung, die die politische Interessendimension mitbedenkt, hätten dagegen zumindest im Ansatz weitere Fragen thema-

tisiert werden müssen: Welchen industriellen Akteuren welcher nationalen Volkswirtschaften fallen die Vor- und Nachteile einer solchen Deregulierungspolitik zu? Wie wirkt sich die Einforderung uneingeschränkten Wettbewerbs in einem hierarchischen System Internationaler Arbeitsteilung mit beträchtlichen Abhängigkeiten aus? Wohin führt die Deregulierungspolitik für die Verbraucher und wie wirkt sie sich für Geschäfts- und Privatkunden aus? Wie lassen sich mit einer rein wettbewerblichen Ordnungspolitik ökologische Probleme (Elektrosmog und Sondermüll der informations- und kommunikationstechnischen Entwicklung) bewältigen? Läßt sich ein Ausgleich zwischen unterschiedlichen Interessenlagen mit dem hier zugrundegelegten wettbewerblichen Instrumentarium, d.h. nach dem rein marktwirtschaftlichen Modell, auch nur näherungsweise herstellen? Wer sich an solchen Einschränkungen der vorgetragenen Sichtweise nicht stören mag und die Ergebnisse in Kenntnis der eingeschränkten Sichtweise des Autors betrachtet, wird in dem Buch eine sehr wertvolle Informationsgrundlage finden können.

Barbara Mettler-v. Meibom, Essen

Rudolf Stöber Geschichte.

Eine Einführung (= Reihe Fachwissen für Journalisten).

Opladen: Westdeutscher Verlag 1996, 353 Seiten.

Unabdingliche Voraussetzung einer seriösen, kompetenten und kritischen Auseinandersetzung mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist das Wissen um die historische sowie systematische Komplexität zeitlicher Abläufe. Unter der erklärten Maßgabe, die Wahrnehmung für historische Erkenntnis - insbesondere von Journalisten - sensibilisieren zu wollen, rekonstruiert der Berliner Publizistikwissenschaftler Rudolf Stöber die historische Genese Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert.

Die fünf inhaltlichen Kapitel vermitteln detailliert historische Kenntnisse über die Themengebiete Außenpolitik, Innenpolitik, Demokratie und Rechtsstaat, Wirtschaft und Soziales sowie sozioökonomische bzw. -kulturelle Lebenswelten. Jedes Kapitel beschreibt qualitative Zäsuren des historischen Geschehens, vertieft anhand von ausgesuchten Beispielen wichtige Geschehnisse und gibt abschließend den kontroversen Forschungsstand zur Bewertung einzelner historischer Probleme wieder. Der Band wird durch ein sechstes Kapitel von Esther-Beate Körber vervollständigt, das sich mit theoretischen und methodologischen Fragestellungen der Geschichtswissenschaft beschäftigt.

Viele Journalisten werden sich nach der Lektüre des Bandes in ihren Erwartungshaltungen, nämlich Hilfestellungen für eine verantwortungsvolle Beschäftigung mit Geschichte an die Hand zu bekommen, enttäuscht sehen. Zwar vermag Stöber in weiten Teilen seiner Arbeit treffend, kenntnisreich und verständlich einschlägige Befunde der allgemeinen Geschichtswissenschaft, sowohl was historiographische als auch was methodologische Aspekte anbelangt, aufzuarbeiten, jedoch ohne - woran er sich messen lassen muß - den besonderen Bedingungen, Bedürfnissen und Anforderungen von journalistischen Berufen Rechnung zu tragen. An hervorragenden, leicht

faßlichen Einführungen in die Geschichte der letzten beiden Jahrhunderte herrscht ohnehin kein Mangel.

Eine grundlegend andere Konzeption wäre wünschenswert gewesen: eine Konzeption, die versucht, eine Problematisierung, Orientierung und Paradigmatisierung des konkreten journalistischen Umgangs mit historischen Wissensbeständen zu leisten. Es bleibt unverstänlich, warum Stöber, trotz oder gerade wegen seiner publizistikwissenschaftlichen Kompetenz, die - für die journalistische Praxis zentralen - Dilemmata außer acht läßt. Somit werden Journalisten weiterhin darauf warten müssen, bis die hier anfänglich geweckten Hoffnungen anderswo eingelöst werden.

Christian Filk, Köln/Siegen

Gerd R. Ueberschär (Hrsg.)

Das Nationalkomitee »Freies Deutschland« und der Bund Deutscher Offiziere.

Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995, 304 Seiten.

Es gibt Bücher, die zum richtigen Zeitpunkt erscheinen. Der vorliegende Sammelband über das »Nationalkomitee ›Freies Deutschland« (NKFD) und den »Bund Deutscher Offiziere« (BDO), herausgegeben von einem Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Freiburg, gehört dazu. Er vereinigt Beiträge von 16 sowohl russischen als auch (west- und ost)deutschen Autoren über die Geschichte dieser beiden Zusammenschlüsse von deutschen Exilkommunisten und deutschen Kriegsgefangenen, die in den Jahren 1943 bis 1945 auf sowjetischem Boden bestanden. Die unterschiedliche Herkunft der Verfasser macht die Lektüre über Vorgänge, über die von Anfang an kontrovers diskutiert wurde, besonders spannend. Dabei ist nicht die Annäherung der Standpunkte von Ost und West das Interessante, sondern die Beobachtung, was übrigbleibt, wenn ideologische Vorgaben wegfallen. Der Sammelband versteht sich als Fortführung einer Veranstaltung, die zum 50. Jahrestag der Gründung des NKFD 1993 in Krasnogorsk in der Nähe Moskaus stattfand. Dort hatten sich russische und deutsche Wissenschaftler zusammengefunden, die den veränderten Archivzugang in Rußland für die Forschung nutzen. Die vorliegende Publikation ist für eine breite deutsche Leserschaft ein ausreichender Ersatz für den teils in russisch und teils in deutsch erschienenen, aber schwer zugänglichen Tagungsband.¹

Mit dem richtigen Zeitpunkt sind vor allem zwei Umstände gemeint: Das Buch könnte einerseits den Endpunkt einer gerade in den vergangenen Jahren nicht immer sachlich geführten Kontroverse über die Einschätzung des Nationalkomitees markieren, und andererseits eröffnet es durch die Erschließung unbekannter Dokumente neue Einsichten in ein schon oft erforschtes Thema. Der Einleitungsbeitrag von Peter Steinbach über den Streit um NKFD und BDO bei der Präsentation in der Ausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin faßt die unterschiedlichen Standpunkte zu dieser Frage zusammen und ordnet sie den Interessenlagen zu. Ähnlich angelegt sind die drei Beiträge, die sich mit der Historiographie über das Nationalkomitee auseinandersetzen. Peter Steinbach und Gerd R. Ueberschär stellen die Geschichtsschreibung der Bundesrepublik vor, Paul Heider die der Deutschen Demokratischen Republik

und Alexander Borosnjak die der Sowjetunion bzw. Rußlands. So erhält auch der unkundige Leser einen ausgezeichneten Überblick über die bisher erschienene Literatur. Lediglich die Ausführungen des russischen Kollegen hätte man sich in Teilen etwas ausführlicher gewünscht.

Zahlreich sind die Beiträge, die sich mit neuen Dokumenten auseinandersetzen. Daß dabei nicht immer »sensationelle« Funde aus Moskauer Archiven erhalten müssen, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, zeigen die Ausführungen von Helmut Müller-Enbergs. Die schon über zehn Jahre veröffentlicht vorliegenden, bisher aber kaum beachteten Aufzeichnungen von Alfred Kurella² bieten wichtige Hinweise auf die Autoren des Gründungsmanifestes und auf die mit dem Komitee verfolgten Intentionen. Zusammen mit Dokumenten aus dem Archiv Stiftung der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv und dem Archiv des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes entwickelt Müller-Enbergs eine stichhaltige Argumentation. Wertvolle Erkenntnisse sind auch den Beiträgen von Jörg Morré über das Institut 99 - das sogenannte »Stadtkomitee« des NKFD - und von Wladimir Wsewolodow mit dem Titel »Die propagandistische Tätigkeit des NKFD und BDO aus Moskauer Sicht« zu entnehmen. Beide beschäftigen sich mit der Einbindung des Nationalkomitees in die Strukturen sowjetischer Institutionen. Die Forschungsergebnisse von Wsewolodow, der sich speziell mit der Zusammenarbeit von Nationalkomitee und der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee befaßt, weisen zwar auf die hierarchische Struktur hin, zeigen aber auch deutlich ein Interdependenzverhältnis. Sein Beitrag ist äußerst erhellend und um einiges überzeugender als derjenige von Leonid Babitschenko, der ebenfalls die Zusammenarbeit von NKFD und BDO mit sowjetischen Institutionen zum Gegenstand hat. Die beiden übrigen Beiträge in diesem Zusammenhang von Arkadij Krupennikow über die politische Lageeinschätzung der beiden Organisationen und ihre patriotischen Motive für den Kampf gegen Hitler und von Nikolaj Bernikow über die Propagandaarbeit sowie die Zusammenarbeit mit den Politorganen der Roten Armee von 1943 bis 1945 bieten dagegen kaum etwas Neues.

Mit Spezialthemen setzen sich Heike Bungert (Anglo-amerikanischen Pläne zur Gründung eines deutschen Komitees als Antwort auf das NKFD), Beate Ihme-Tuchel (Der Arbeitskreis für kirchliche Fragen beim NKFD), Sabine Rosemarie Arnold (Das Museum der Deutschen Antifaschisten in Krasnogorsk), Rosemarie Papadopoulou-Killius (Gespräch mit den Zeitzeugen Willi Belz, Bernt von Kugelgen und Bernhard Bechler) sowie Heinz Starkulla jr. (Zur Überlieferung der Flugblätter des NKFD) auseinander. In diesem Zusammenhang ist es erstaunlich, daß die intensive Rundfunkarbeit der Mitglieder von NKFD und BDO mit keinem Wort erwähnt werden.

Den Schluß bilden mehrere Beiträge von Leonid Reschin und einer von Gerd R. Ueberschär, die vor allem neue Dokumente präsentieren. Eine von Reschin zusammengestellte Dokumentenauswahl bezieht sich auf den Präsidenten des BDO Walther von Seydlitz und seinen Vorschlag, einen Freiwilligenverband aus deutschen Kriegsgefangenen, die auf sowjetischer Seite kämpfen sollten, aufzustellen. Ein Aufsatz ist dem Bemühen gewidmet, Generalfeldmar-

schall Paulus zum Beitritt in den Offiziersbund zu bewegen, ein weiterer dem Prozeß gegen General von Seydlitz nach dem Zweiten Weltkrieg. Bedauerlicherweise werden nicht allen Dokumenten vollständige Archivsignaturen beigegeben. Außerdem ist nicht davon auszugehen, daß jeder Leser hinter dem Kürzel CCHIDK das sogenannte Sonderarchiv in Moskau identifizieren kann. Aber dieser Nachlässigkeit macht sich auch Ueberschär schuldig, indem er zwei von ihm abgedruckten Dokumenten eine recht ungenaue Quellenangabe hinzufügt.

Trotz dieser Mängel, trotz mancher durch die Vielzahl der Autoren bedingten Wiederholungen repräsentiert die Aufsatzsammlung das, was ein Sammelband im Idealfall leisten kann. Er stellt den Schlußpunkt einer von tagespolitischen Interessen überlagerten Diskussion dar, bietet einem unkundigen Leser einen guten Überblick über die vorangegangenen Kontroversen und weist auf künftige Forschungsfelder hin. Mehr kann man nicht bieten.

Carola Tischler, Berlin

- 1 Memoralmuseum Deutscher Antifaschisten (Hrsg.): NKSG - 50 let. Sbornik materialov rossijsko-germanskoj naučno-praktičeskoj konferencii. Moskva/Krasnogorsk 7-9 sentjabrja 1993, Krasnogorsk 1994 (dt.: NKFD - 50 Jahre. Sammelband der russisch-deutschen wissenschaftlich-praktischen Konferenz von Moskau und Krasnogorsk, 7.-9. September 1993. Krasnogorsk 1994. Ebenso schwer zugänglich ist der in Moskau herausgegebene Dokumentenband: Za Germaniju - protiv Gitlera! Dokumenty i materialy o sozdanii i dejatel'nosti Nacional'nogo komiteta »Svobodnaja Germanija« i Sojuza nemeckich oficerov, Moskva 1993 (dt.: Für Deutschland - gegen Hitler! Dokumente und Materialien über die Gründung und die Tätigkeit des Nationalkomitees »Freies Deutschland« und des Bundes Deutscher Offiziere. Moskau 1993). Dieser Quellenband vereinigt die grundlegenden Dokumente des NKFD - Manifeste, Flugblätter, Berichte - , die in deutscher Sprache schon seit längerem vorliegen, aber zum ersten Mal einem russischen Publikum dargeboten werden.
- 2 Alfred Kurella/Elfriede Cohn-Vossen: Der Traum von Ps'chu. Ein Ehebriefwechsel im Zweiten Weltkrieg. Berlin 1984.

Leonid Reschin

General zwischen den Fronten.

Walter von Seydlitz in sowjetischer Gefangenschaft und Haft 1943 - 1955. Berlin: edition q 1995, 326 Seiten.

Sigrid Wegner-Korfes

Weimar - Stalingrad - Berlin.

Das Leben des deutschen Generals Otto Korfes. Biographie. Weiden: Verlag der Nation 1994, 271 Seiten.

Es werden zwei Bücher vorgestellt, die auf den ersten Blick viel miteinander gemein haben. Beide handeln von deutschen Generalen, die während des Zweiten Weltkriegs am Kampf gegen die Sowjetunion teilnahmen, in Gefangenschaft gerieten und sich dort der Bewegung »Nationalkomitee Freies Deutschland« (NKFD) anschlossen. Sowohl Walter von Seydlitz als

auch Otto Korfes gehörten zu den Mitbegründern des »Bundes Deutscher Offiziere« (BDO), Seydlitz wurde dessen Vorsitzender. Dennoch sind die Bücher sehr unterschiedlich.

Leonid Reschin hatte durch seine Tätigkeit als Mitglied verschiedener parlamentarischer Kommissionen und als Berater der Rehabilitierungskommission, die beim russischen Präsidenten angesiedelt ist, Zutritt zu Archiven, die nicht jedem zugänglich sind. Hierzu gehören vor allem das Archiv des Präsidenten und das Archiv des Sicherheitsdienstes in Moskau, aber auch das Sonderarchiv und das ehemalige Parteiarchiv. Die beiden letzt genannten Archive sind zwar prinzipiell für jeden Forscher offen, einige Bestände - und dazu zählen auch die über die deutschen Kriegsgefangenen bzw. über die Kriegszeit - aber nur zum Teil oder überhaupt nicht zugänglich.

Reschin hat keine Biographie über Seydlitz geschrieben. Sein Augenmerk richtet er auf die Geschichte des BDO, die er vor allem über seinen Präsidenten darstellt, da er bei seinen Recherchen auf Dokumente von und über Seydlitz stieß. Aber was er mit diesen Quellen angefangen hat, ist eine - und das ist noch gelinde ausgedrückt - Katastrophe. Das ganze Buch besteht aus einer Aneinanderreihung von Dokumenten, die mit einigen eigenen Sätzen verbunden werden. Kritikwürdig dabei ist, daß für den Leser überhaupt nicht erkennbar ist, wann ein Dokument anfängt und wann es aufhört, ob die häufig benutzten drei Punkte eine ausgelassene Stelle in der Quelle markieren oder ein - völlig überflüssiges - Stilmittel des Autors sind. Wie sich der Verlag dazu bereifinden konnte, ein solches Mischmasch zu veröffentlichen, ist unerklärlich. Sicher sind viele Hinweise über Seydlitz völlig neu und für die Forschung äußerst interessant, so seine Pläne zur Aufstellung bewaffneter Divisionen aus den Reihen deutscher Kriegsgefangener oder die Gründe für seine Verurteilung zu 25jähriger Haft im Jahre 1950. Dies rechtfertigt jedoch nicht eine solch nachlässige Verwertung der Erkenntnisse. Daß er mit seinen Dokumenten auch gewissenhafter umgehen kann, hat der Autor an anderer Stelle bewiesen.¹

Anders das Buch von Sigrid Wegner-Korfes über ihren Vater Otto Korfes. Auch sie zieht eine Unzahl von Quellen - Tagebücher, Briefe, Aufzeichnungen, Schriften und Befragungen von Familienangehörigen und Bekannten - zu Rate, geht mit ihnen aber sorgsam um. Aus seiner Zeit in der Sowjetunion beispielsweise sind mehr als 45 Reden erhalten geblieben, die der Sender »Freies Deutschland« ausstrahlte; sie werden heute im Bundesarchiv Potsdam aufbewahrt. In ihren einleitenden Bemerkungen schildert die Autorin ihr Bemühen, diese Zeugnisse aus den Jahren 1943 bis 1945 in der DDR zu veröffentlichen. Sie erschienen nicht, da sie - wie ein Gutachter schrieb - »nicht wenige unrichtige Einschätzungen« enthielten (S. 9). Aus diesen Manuskripten wird in dem Kapitel über die Tätigkeit im NKFD und BDO ausführlich zitiert.

Wegner-Korfes konzentriert ihren Blick aber nicht allein auf die Arbeit von Otto Korfes im BDO, sondern beschreibt seinen gesamten Lebensweg. Dieses Leben führt den jungen Pfarrerssohn, dessen Interessen Literatur und Geschichte sind, 1909 in das Magdeburgische Infanterie-Regiment Nr. 66 und fünf Jahre später in den Ersten Weltkrieg. Seine militärische Laufbahn ist damit vorgezeichnet. Ein

wenig kann Korfes in der Zwischenkriegszeit seinen Neigungen nachgehen, indem er nach dem Ersten Weltkrieg als Offizier ein Studium aufnimmt, um später im Reichsarchiv in Potsdam zu arbeiten. Er heiratet die Tochter des Reichsarchivpräsidenten Gudrun Mertz von Quirnheim, deren Bruder Albrecht Mertz von Quirnheim 1944 als Mitverschwörer des Juli-Attentates auf Hitler erschossen wird. Korfes' Weg in den Widerstand gegen den Nationalsozialismus führt, wie bei so vielen Mitgliedern des Nationalkomitees, über die Erfahrung Stalingrad. Dieser Weg kommt spät und langsam, aber er wird von Korfes innerlich vollzogen. Nach seiner Rückkehr aus der Sowjetunion 1948 wird ihm zunächst die Leitung des Zentralarchivs in Potsdam übertragen, später wird er Leiter des Archivwesens der DDR.

Es ist der Autorin vorgeworfen worden, daß ihr als Tochter die notwendige Distanz zu ihrem Vater fehle. Aber gerade die intime Kenntnis der persönlichen Lebensgeschichte macht dieses Buch so wertvoll. Kaum jemand hätte so überzeugend und so kenntnisreich über Otto Korfes schreiben können. Gerade auch die Schilderung der Familiensituation im Zusammenhang mit dem öffentlichen Auftreten von Korfes im »Bund Deutscher Offiziere« und besonders die Verfolgung nach dem Stauffenberg-Attentat beeindruckten den Leser. Die Tochter schildert das, was notwendig ist, um ein Leben zu verstehen.

Wer etwas über die Funktionsweise der sowjetischen Bürokratie erfahren möchte, der kann dem Buch von Reschin einiges entnehmen.² Die Biographie von Wegner-Korfes über ihren Vater liest derjenige mit großem Gewinn, der den Wandel eines durch und durch konservativ geprägten Menschen zu einem Antifaschisten und schließlich überzeugtem Bürger der DDR nachvollziehen möchte.

Carola Tischler, Berlin

¹ Vgl. die Rezension des von Gerd R. Ueberschär herausgegebenen Bandes: Das Nationalkomitee »Freies Deutschland« und der Bund Deutscher Offiziere. Frankfurt am Main 1995, in diesem Heft S. 180f.

² Reschins Schlußsatz, daß das Urteil gegen Seydlitz bisher noch nicht aufgehoben wurde, ist inzwischen überholt. Im April dieses Jahres hat die russische Generalstaatsanwaltschaft die beiden Generäle der Wehrmacht Walter von Seydlitz und Helmut von Pannwitz rehabilitiert. Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 8.6.1996.

Michael Ruck

Bibliographie zum Nationalsozialismus.

Köln: Bund Verlag 1995, 1 428 Seiten.

Die Zeit des Dritten Reiches gilt als die am besten erforschte Epoche der deutschen Geschichte. Davon zeugt die von Michael Ruck vorgelegte Bibliographie mit ihren insgesamt 20 298 Einträgen - 10 017 Monographien, 6 299 Beiträge aus Sammelwerken und 3 983 Zeitschriften- und Zeitungsartikel. Sie erschließt die vom Kriegsende 1945 bis in den Herbst 1994 erschienene deutsch-, englisch- und französischsprachige Literatur zur Vorgeschichte, Herrschaft und Nachwirkungen des nationalsozialistischen Regimes. Angesichts der großen Zahl von Veröffentlichungen, die anlässlich des 50. Jahrestags des Kriegsendes

erschienen ist, hat der Bibliograph gut daran getan, einen Folgeband mit Neuerscheinungen und Nachträgen vorzusehen, der, wie er in seiner Einleitung mitteilt, in einigen Jahren erscheinen soll. (S. 29)

Ruck hat seine Bibliographie nach sachlichen Gesichtspunkten in Kapitel und bis zu vierstufige Unterkapitel gegliedert und nahezu jeden Abschnitt zusätzlich durch Zwischenüberschriften wie »Bibliographien«, »Literaturberichte«, »Nachschlagewerke«, »Quellenkunde«, »Gedruckte Quellen«, »Methodische Probleme«, »Darstellungen«, »Regional/Lokalstudien« strukturiert. So findet sich Literatur zur Organisation der NSDAP, zu Reichstag, Verwaltung und Justiz, zum Unterdrückungsapparat, zu Widerstand, Emigration und Exil, zur Wirtschafts- und Sozialpolitik, zur Außenpolitik und zum Zweiten Weltkrieg, zur Entnazifizierung und den Nachkriegsprozessen. Natürlich gibt es auch Abschnitte zur Propaganda und zum Rundfunk, zur Kultur und Kulturpolitik, die wechselseitig aufeinander und außerdem auf die Rubrik »Verschiedene Persönlichkeiten«, speziell auf Goebbels, verweisen. Den Schluß der Bibliographie bilden Verzeichnisse mit den Auflösungen der ansonsten abgekürzten Zeitschriftentiteln sowie jeweils ein Autoren-, ein Personen- sowie ein Register der Länder, Regionen und Orte.

Zwar hat Ruck nach eigenen Angaben keine Vollständigkeit angestrebt, dennoch sei erlaubt exemplarisch auf einige Lücken im Propaganda- bzw. Rundfunkkapitel aufmerksam zu machen. Die fehlenden Darstellungen sollten als Nachträge im angekündigten Folgeband Eingang finden, zumal einige von ihnen - obwohl teilweise schon vor Jahrzehnten erschienen - immer noch den neuesten Stand der Forschung widerspiegeln. Gerade unter dem Gesichtspunkt, daß der Bibliograph einen Mangel an »Studien« beklagt, »welche längerfristige Entwicklungstrends über die politischen Zäsuren von 1933 und 1945 hinweg untersuchen« (S. 28), hätten die rundfunkhistorischen Monographien von Thomas Bauer »Deutsche Programmpresse 1923 bis 1941« (München u.a. 1993) und von Frank Biermann »Paul Laven« (Münster 1989) erwähnt werden müssen. Zu vermissen sind auch die Beiträge von Stefanie Burandt über den Reichssender Hamburg, von Klaus Heimann über den Reichssender Köln sowie Theodor Venus über den Reichssender Wien in den von Wolfram Köhler, Walter Först sowie Oliver Rathkolb und anderen herausgegebenen Sammelbänden zur Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland (Hannover 1991) bzw. des Westdeutschen Rundfunks (Köln 1974) sowie über Hitlers Propagandisten in Österreichs Medien (Salzburg 1988). Auch sollten in einer derartigen Bibliographie weder die Dokumentation Hasso von Wedels »Die Propagandatruppen der deutschen Wehrmacht« (Neckargemünd 1962) noch die Monographie von Bernhard Wittek »Der britische Ätherkrieg gegen das Dritte Reich« (Münster 1962) oder das Buch von Michael Crone »Hilversum unterm Hakenkreuz« (München u.a. 1983) fehlen. Für die Zeit der Emigration ist u.a. der Aufsatz von J. F. Slattery »Thomas Mann und die BBC. Die Bedingungen ihrer Zusammenarbeit 1940 - 1945«, abgedruckt im »Thomas Mann Jahrbuch« (Jg. 5, 1992, S. 142 - 170) zu vermissen. Dankenswerterweise wird zwar das vom Deutschen Rundfunkarchiv herausgegebene Verzeichnis »Tondokumente zur Zeitgeschichte 1939 - 1945« erwähnt, es fehlen aber die Verzeichnisse

über die Jahre 1933 bis 1938 (Frankfurt am Main 1980) sowie 1939/1940 (Frankfurt am Main 1987) oder das Quelleninventar zum »Schul- und Bildungsfunk in Deutschland von 1923 bis 1945« (Frankfurt am Main 1976).

Diese Kritik soll die enorme Fleißarbeit von Michael Ruck nicht schmälern, hat er doch der interessierten wissenschaftlichen Fachöffentlichkeit ein Instrumentarium bereitgestellt, das erst einmal übertrifft sein will.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Dirk Matejovski / Friedrich Kittler (Hrsg.)

Literatur im Informationszeitalter.

(= Schriftenreihe des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen, Bd. 2).

Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag 1996, 273 Seiten.

Die modernen elektronischen Informations- und Kommunikationstechnologien verändern nachhaltig die Wissenspräsentation und -organisation. Diesen Tatbestand nahm das Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen zum Anlaß für eine Tagung, deren Ergebnisse nunmehr in einem Sammelband vorliegen. In ihm sind zwölf Beiträge - mehrheitlich von Literatur-, Sprach-, Medien- sowie Kommunikationswissenschaftlern - zu soziotechnischen, -genetischen und -ästhetischen Aspekten literarischer Vermittlung dokumentiert. Die Verfasser diskutieren ein weites Spektrum von theoretischen, historiographischen und pragmatischen Fragestellungen des sich wandelnden Umgangs mit Literatur, Schriftlichkeit und Bildlichkeit sowie Information überhaupt von der skriptoralen Kultur des Mittelalters bis zur audiovisuellen Kultur der Gegenwart. Dabei identifizieren sie markante Ausdifferenzierungstendenzen in den Handlungsrollen, angefangen bei der Textproduktion, über die -distribution bin hin zur -rezeption. Das Gros der Beiträge, die sich offensiv den Problemhorizonten literarischen Kommunizierens im Informationszeitalter stellen, gewährt Einsichten in die vielschichtigen Transformationsprozesse von menschlicher Wahrnehmung, Medientechnologie, Literatur und Gesellschaft.

C. F.

Bibliographie

Online, Internet und Digitalkultur Eine Bibliographie zur jüngsten Diskussion um die Informationsgesellschaft

I. Diskursive und programmatische Aspekte

1. Baudrillard, Jean. Das Jahr 2 000 findet nicht statt. Berlin 1990.
2. Baudrillard, Jean. Die Illusion des Endes. Oder: Der Streik der Ereignisse. Berlin 1994.
3. Biocca, Frank/Mark R. Levy. Communication in the age of virtual reality. East Sussex 1995.
4. Bolz, Norbert. Theorie der neuen Medien. München 1990.
5. Bolz, Norbert. Am Ende der Gutenberg-Galaxis. München 1993.
6. Bolz, Norbert. Das kontrollierte Chaos. Vom Humanismus zur Medienwirklichkeit. Düsseldorf 1994.
7. Böttger, Barbara/Gert Fieguth. Zukunft der Informationstechnologie. Münster 1992.
8. Breuer, Stefan. Die Gesellschaft des Verschwindens. Von der Selbstzerstörung der technischen Zivilisation. 2. Aufl. Hamburg 1993.
9. Die Zukunft des Internet (IV). In: Der Spiegel. 1996. Nr.14. S. 90-104.
10. Eurich, Claus. Computer, neue Medien und Kultur. Hamburg 1988.
11. Eurich, Claus. Die Megamaschine. Vom Sturm der Technik auf das Leben und Möglichkeiten des Widerstands. Frankfurt am Main 1991.
12. Eurich, Claus. Tödliche Signale. Die kriegerische Geschichte der Informationstechnik von der Antike bis zum Jahr 2000. Frankfurt am Main 1991.
13. Faulstich, Werner. Auf dem Wege zur totalen Informationsgesellschaft. Kleiner Überblick über Daten, Zahlen und Trends in den 80er Jahren. In: Christian W. Thomsen (Hrsg.). Aufbruch in die Neunziger. Ideen, Entwicklungen, Perspektiven der achtziger Jahre. Köln 1991. S. 97-141.
14. Flichy, Patrice. Tele. Geschichte der modernen Kommunikation. Frankfurt am Main, New York 1994.
15. Flusser, Vilém. Schriften, Bd. 4. Kommunikologie. Mannheim 1996.
16. Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.). Medienzukunft - Zukunftsmedien. Ausblicke in das Zeitalter digitaler Kommunikation. Bonn 1994.
17. Glaser, Peter. 24 Stunden im 21. Jahrhundert. Onlinesein. Zur Besuch in der neuesten Welt. Hamburg 1995.
18. Goldmann, Martin u.a. Internet - Per Anhalter durch das globale Datennetz. Reinbek bei Hamburg 1995.
19. Hallenberger, Gerd. Fernsehen 2000. Von Utopien und Anti-Utopien. In: Ästhetik & Kommunikation. 1995. Nr. 88. S. 22-27.
20. Henniges, Heiner. Digitales Video. Adobe Premiere. Video für Windows. Augsburg 1995.
21. Hensel, Matthias. Die Informationsgesellschaft. Neuere Ansätze zur Analyse eines Schlagwortes. München 1990.
22. Hickethier, Knut. Online mit Zukunft. Zum Diskurs über die neuen Medien. In: Ästhetik & Kommunikation. 1995. Nr. 88. S. 9-15.
23. Hoffmann-Riem, Wolfgang/Thomas Vesting. Ende der Massenkommunikation? In: Media Perspektiven. 1994. Nr. 8. S. 382-391.
24. Hoffmann-Riem, Wolfgang/Thomas Vesting (Hrsg.). Perspektiven der Informationsgesellschaft. Baden-Baden 1995.
25. Hoofacker, Gabriele. Wir nutzen Netze. Datenautobahnen - Ein kommunikatives Manifest. Göttingen 1995.
26. Huber, Michael. Multimedia Lexikon. Verknüpfung von Text, Bild, Computergrafiken, Animation und Videos. Augsburg 1994.
27. Hutter, Axel. Das Unbewußte der modernen Technisierung. In: Andreas Kuhlmann (Hrsg.). Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne. Frankfurt am Main 1994. S. 155-177.
28. Jäckel, Michael. Auf dem Weg zur Informationsgesellschaft? In: Michael Jäckel/Peter Winterhoff-Spurk (Hrsg.). Politik und Medien. Analysen zur Entwicklung der politischen Kommunikation. Berlin 1994. S. 11-33.
29. Jäger, Ludwig/Bernd Switalla (Hrsg.). Germanistik in der Mediengesellschaft. München 1994.
30. Jarren, Otfried. Folgenforschung - ein kommunikationswissenschaftlicher Ansatz zur Steuerung der Rundfunkentwicklung? In: Otfried Jarren (Hrsg.). Medienwandel - Gesellschaftswandel? 10 Jahre dualer Rundfunk in Deutschland. Eine Bilanz. Berlin 1994. S. 355-379.
31. Koch, Tom. Journalism in the 21st century. Online information. Electronic databases and the news. Twickenham 1991.
32. Kreimeier, Klaus. Auf der Überholspur. Das Fernsehen als Gegenwarts- und Zukunftsmedium. In: Dieter Ertel/Peter Zimmermann (Hrsg.). Strategie der Blicke. Zur Modellierung von Wirklichkeit in Dokumentarfilm und Reportage. Konstanz 1996. S. 307-323.
33. Krieg, Peter. Sendungen mit der Maus. Über interaktive Medien. In: Helmut Monkenbusch (Hrsg.). Fernsehen. Medien, Macht und Märkte. Reinbek bei Hamburg 1994. S. 260-271.

34. Krol, Ed. Die Welt des Internet. Handbuch & Übersicht. Bonn 1995.
35. Kuhlen, Rainer. Zur Virtualisierung von Bibliotheken und Büchern. In: Dirk Matejovski/Friedrich Kittler (Hrsg.). Literatur im Informationszeitalter. Frankfurt am Main, New York 1996. S. 112-142.
36. Lem, Stanislaw. Zu Tode informiert. Risiken und Nebenwirkungen der globalen Vernetzung. In: Der Spiegel. 1996. Nr.11. S. 108f.
37. Leonhardt, Claus-Peter. The Global Village - »denke noch einmal nach«. In den Wirrnissen der digitalen Revolution ist McLuhan wieder wichtig. In: Beilage der Frankfurter Rundschau zur CeBIT '96. 12. März 1996. S. 3.
38. Löffelholz, Martin/Klaus-Dieter Altmeyen. Kommunikation in der Informationsgesellschaft. In: Klaus Merten u.a. (Hrsg.). Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen 1994. S. 570-591.
39. Luhmann, Niklas. Ökologie des Nichtwissens. In: Niklas Luhmann. Beobachtungen der Moderne. Opladen 1992. S. 149-220.
40. Luhmann, Niklas. Die Realität der Massenmedien. Opladen 1995.
41. Luhmann, Niklas. Die Realität der Massenmedien. 2., erweit. Aufl. Opladen 1996.
42. Lütge, Gunhild. Irrflug in den Cyberspace? Nach anfänglicher Euphorie mehren sich jetzt die skeptischen Stimmen. In: Die Zeit. 1996. Nr. 12. S. 25f.
43. Matejovski, Dirk. Von der Sinnstiftung zum Informationsdesign? Die Kulturwissenschaften in den neuen Medienwelten. In: Dirk Matejovski/Friedrich Kittler (Hrsg.). Literatur im Informationszeitalter. Frankfurt am Main u.a. 1996. S. 252-271.
44. McLuhan, Herbert M. Die magischen Kanäle. Understanding Media. Düsseldorf u.a. 1992.
45. Moitz, Rainer. Infonauten navigieren im Informationsmeer. In: Beilage der Frankfurter Rundschau zur CeBIT '96. 12. März 1996. S. 3.
46. Nürnberger, Albrecht. Datenbanken und Recherche. Ein Handbuch für Journalisten und Dokumentaristen. Remagen-Rolandseck 1993.
47. Otto, Peter/Philipp Sonntag. Wege in die Informationsgesellschaft. München 1985.
48. Pol, Dirk de. Die Medien und das Machbare. Die Millennium-Tage in Kassel. In: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte. 1995. Nr. 11. S. 976f.
49. Postman, Neil. Das Technopol. Die Macht der Technologien und die Entmündigung der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1992.
50. Prümm, Karl. Intermedialität und Multimedialität. In: Rainer Bohn u.a. (Hrsg.). Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft. Berlin 1988. S. 195-200.
51. Rauh, Reinhold u.a. (Hrsg.). Intermedialität. Vom Bild zum Text. Bielefeld 1994.
52. Reetze, Jan. Medienwelten. Schein und Wirklichkeit in Bild und Ton. Heidelberg 1993.
53. Rieger, Burghard. Vom Text zum Hypertext. Zum Wandel philologischer Wissensrepräsentation. In: Ludwig Jäger/Bernd Switalla (Hrsg.). Germanistik in der Mediengesellschaft. München 1994. S. 373-403.
54. Riehm, Ulrich/Bernd Wingert. Multimedia. Mythen, Chancen und Herausforderungen. Mannheim 1995.
55. Rietzer, George. The McDonaldisation of society. Newbury Park 1993.
56. Saxer, Ulrich. Medien- und Gesellschaftswandel als publizistikwissenschaftlicher Forschungsgegenstand. In: Otfried Jarren. (Hrsg.). Medienwandel - Gesellschaftswandel? 10 Jahre dualer Rundfunk in Deutschland. Eine Bilanz. Berlin 1994. S. 331-354.
57. Schanze, Helmut. Elektronische Textverarbeitung als »Neues Medium«. Transfer- und Akzeptanzprobleme aus funktionaler und historischer Sicht. In: Ernst-W.B. Hess-Lüttich (Hrsg.). Texttransfer. Probleme intermedialer Übersetzung. Münster 1987. S. 271-288.
58. Schanze, Helmut. Computer in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Überlegungen zum medienwissenschaftlichen Computereinsatz. In: Friedrich Knilli u.a. (Hrsg.). Germanistische Medienwissenschaft. Der elektronische Literaturbericht. Bern u.a. 1991. S. 178-190.
59. Schanze, Helmut. Neue Medien - Digitalmedium - Multimedia. Versuch einer Definition. In: Medienwissenschaft. Nr. 4/1995. S. 395-401.
60. Spreen, Dierk. Einige Zweifel am technisch-medialen Apriori. In: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte. 1995. Nr.11. S. 1023-1027.
61. Stoll, Clifford. Die Wüste Internet. Geisterfahrten auf der Datenautobahn. Frankfurt am Main 1996.
62. Ubbens, Wilbert. Auswahlbibliographie zur Entwicklung des Rundfunks in der Bundesrepublik Deutschland 1984-1993. In: Otfried Jarren (Hrsg.). Medienwandel - Gesellschaftswandel. 10 Jahre dualer Rundfunk in Deutschland. Eine Bilanz. Berlin 1994. S. 381-426.
63. Virilio, Paul. Revolutionen der Geschwindigkeit. Berlin 1993.
64. Virilio, Paul. Die Eroberung des Körpers. Vom Übermenschen zum überreizten Menschen. München 1994.
65. Waffender, Manfred (Hrsg.). Cyberspace - Ausflüge in virtuelle Wirklichkeiten. Reinbek bei Hamburg 1991.
66. Weischenberg, Siegfried. Journalistik, Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation, Bd. 2. Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure. Opladen 1995.

67. Weischenberg, Siegfried u.a. Die Zukunft des Journalismus. Technologische, ökonomische und redaktionelle Trends. Opladen 1994.
68. Weischenberg, Siegfried u.a. Journalismus in Deutschland. Opladen 1996.
69. Wingert, Bernd. Kann man Hypertext lesen? In: Dirk Matejovski/Friedrich Kittler (Hrsg.). Literatur im Informationszeitalter. Frankfurt am Main, New York 1996. S. 185-218.
70. Winkler, Hartmut. Das Ende der Bilder? In: Knut Hickethier/Irmela Schneider (Hrsg.). Fernsehtheorien. Dokumentation der GFF-Tagung 1990. Berlin 1992. S. 228-235.
71. Zielinski, Siegfried. Im Spannungsfeld von Technik und Kultur. Audiovisuelle Apparate im Focus medienwissenschaftlicher Forschung. In: Rainer Bohn u.a. (Hrsg.). Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft. Berlin 1988. S. 131-142.
72. Zielinski, Siegfried. Audiovisionen. Kino und Fernsehen als Zwischenspiele in der Geschichte. Reinbek bei Hamburg 1989.
- II. Technische und ökonomische Aspekte
73. Bahl, Volker. Wer die Norm hat, hat den Markt! Und das war's dann zur HDTV. In: Wechselwirkung. 1991. Nr. 52. S. 36-40.
74. Bayer, Werner. Kostenentwicklung für Fernsehproduktionen im Medienmarkt der Zukunft. In: Heinz J. Kiefer/Manfred Rühl (Hrsg.). Neue Technik. neue Programme, ökonomische Utopien? Stuttgart u.a. 1991. S. 113-133.
75. Beninger, James R. The control revolution. Technological and economic origins of the information society. Cambridge 1986.
76. Beutelschmidt, Thomas. Zwischen Kino und Fernsehen. Die Auswirkungen von HDTV auf die Europäische Medienlandschaft. In: Kurt Luger/Siegfried Zielinski (Hrsg.). Europäische Audiovisionen. Film und Fernsehen im Umbruch. Wien, St. Johann/Pongau 1994. S. 165-194.
77. Bock, Gabriele. Technikdokumentation. Vom Abstellgleis zum Berufsfeld mit Zukunft. In: Knut Hickethier/Siegfried Zielinski (Hrsg.). Medien/Kultur. Schnittstellen zwischen Medienwissenschaft, Medienpraxis und gesellschaftlicher Kommunikation. Berlin 1991. S. 451-457.
78. Böhm, Andrea. Es lebe das Fernputerfon. Die neue Dreifaltigkeit von Fernsehen, Computer und Telefon in den USA. In: Helmut Monkenbusch (Hrsg.). Fernsehen. Medien, Macht und Märkte. Reinbek bei Hamburg 1994. S. 241-259.
79. Braman, Sandra. Harmonization of systems. The third stage of the information society. In: Journal of Communication. 1993. Nr. 3. S. 133-140.
80. Brand, Steward. Media Lab. Computer, Kommunikation und neue Medien. Die Erfindung der Zukunft am MIT. Reinbek bei Hamburg 1990.
81. Braunschweig, Stefan/Uli Martin. Konzerne. Das neue TV-Imperium Bertelsmann/CLT. In: Focus. 1996. Nr.15. S. 210f.
82. Brinkemper, Peter von u.a. (Hrsg.). World Media Park. Globale Kulturvermarktung heute. Berlin 1994.
83. Bundesrat fordert Wegezoll für Telefonkabel. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 23. März 1996. S. 15.
84. Charlier, Michael. Wer baut den PC der Zukunft. Der moderne Computer ist zum Technologie-labyrinth geworden. In: Beilage der Frankfurter Rundschau zur CeBIT '96. 12. März 1996. S. 6.
85. Clark, James H. Software. SPIEGEL-Gespräch mit Netscape-Gründer James H. Clark über seine Firma und die Zukunft des Internet. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 8. S. 106ff.
86. Computer. Apple geht in die Knie. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 5. S. 158-161.
87. Computer. Billigrechner mit Software aus dem Internet. In: Der Spiegel. 1995. Nr. 50. S. 222f.
88. Computer. Internet-PC in Firmennetzen noch in diesem Jahr? In: Der Spiegel. 1996. Nr. 13. S. 212f.
89. Computer. Mediziner planen eigenes Datennetz. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 10. S. 68ff.
90. Das Internet wird die Wirtschaft grundlegend verändern (II). In: Der Spiegel. 1996. Nr.12. S. 116-132.
91. »Der Wettbewerb zwingt dazu, offene Computernetze zu nutzen«. Oracle-Vorstand Lane: E-Mail, Internet und Data Mining steigern Effizienz. Oracles Internet-Pläne. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 6. April 1996. S. 22.
92. Die Banken drängen ins Internet. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 12. S. 124f.
93. Diskussion zu Teil I und II. In: Heinz J. Kiefer/Manfred Rühl (Hrsg.). Neue Technik, neue Programme, ökonomische Utopien? Stuttgart u.a. 1991. S. 79-84.
94. Dörr, Dieter. Digital audio broadcasting. Wettbewerbsneutrale Einführung des digitalen Hörfunks im dualen Rundfunksystem. München 1994.
95. Drösser, Christoph. Fernsehen. Reinbek bei Hamburg 1995.
96. Ehren, Harald. Arbeiten für die schöne neue digitale Welt. Die Computertechnik stellt hohe Anforderungen an Cutter, Trickfilm-Animatoure und Übertragungs-Techniker. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 23. März 1996. S. 49.
97. Esser, Michael. Alles sehen, überall sein. Eine Berliner Firma baut die Gattmaschine Terravision: eine zweite Welt, in der man frei herumfliegen kann. In: Die Zeit. 1996. Nr. 11. S. 94.

98. Fernsehen. Bertelsmann Sieger im Kampf um RTL. In. Der Spiegel. 1996. Nr.15. S. 98f.
99. Filmtechnik. TV-Filme mit der Digitalkamera. In. Der Spiegel. 1996. Nr. 14. S. 188.
100. Freese, Gunhild. Stoff für eine Serie. Zwischen Bertelsmann und Kirch eskaliert der Streit um das Fernsehen der Zukunft. In. Die Zeit. 1996. Nr. 12. S. 28.
101. Freese, Gunhild. Der neue Fernsehriese. Die Fusion zwischen der Bertelsmann-Tochter Ufa und der Luxemburger CLT stellt die Weichen für das TV-Geschäft der Zukunft. In. Die Zeit. 1996. Nr.16. S. 20.
102. Gangloff, Tilmann P. Streik auf dem Super-Highway. Warum die »schöne neue Medienwelt« nicht funktionieren wird. In. Ästhetik & Kommunikation. 1995. Nr. 88. S. 28-36.
103. Gurnsey, John. The information professions in the electronic age. London 1985.
104. Gates, Bill. Der Weg nach vorn. Hamburg 1995.
105. Grove, Andy. Interview mit dem Intel-Chef Andy Grove über das Internet und die Zukunft seiner Branche. In. Der Spiegel. 1996. Nr. 12. S. 133ff.
106. Harms, Jörg Menno. Wirtschaft an der Schwelle zum Informationszeitalter. In Deutschland sind Übertragungskosten zu hoch und Endgeräte zu wenig verbreitet. In. Beilage der Frankfurter Rundschau zur CeBIT '96. 12. März 1996. S. 2.
107. hmr. Bertelsmann-Konzern will das Internet erschließen. Telemedia hilft beim Zugang zum weltumfassenden Computernetz. Online-Dienste stark gefragt. In. Frankfurter Allgemeine Zeitung. 27. Februar 1996. S. 19.
108. Hudson, Heather E. Maximizing benefits from new telecommunication technologies. In. Media Asia. 1993. Nr. 3. S. 133-139.
109. Internet. Weltausstellung auf dem Daten-Highway. In. Focus. 1996. Nr. 15. S. 136-139.
110. Internet. Burdas Online-Abenteuer. In. Der Spiegel. 1996. Nr. 15. S. 94-98.
111. Kaiser, Wolfgang. Zum Stand des Kabelrundfunks. In. Heinz J. Kiefer/Manfred Rühl (Hrsg.). Neue Technik, neue Programme, ökonomische Utopien? Stuttgart u.a. 1991. S. 31-43.
112. Kiefer, Heinz J./Manfred Rühl (Hrsg.). Neue Technik, neue Programme, ökonomische Utopien? Sind die in der Zukunft technisch möglichen Rundfunkprogramme finanzierbar? Stuttgart u.a. 1991.
113. Kinnebrock, Wolfgang. Marketing mit Multimedia. Neue Wege zum Kunden. Landsberg 1994.
114. Klatten, Werner. Bald haben wir 100 Kanäle. Männer Vogue. 1994. Nr. 12. S. 28.
115. Knoche, Manfred/Wolfgang Seufert. Prognosen zur Entwicklung der Kommunikationsinfrastruktur in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft bis zum Jahr 2005. Ergebnisse einer Delphi-Studie im Rahmen des EG-Forschungsprogramms FAST. In. Media Perspektiven. 1987. Nr. 2. S. 111-129.
116. Kunstmarkt. Preise aus dem Netz. In. Der Spiegel. 1996. Nr. 5. S. 164-167.
117. Maresch, Rudolf. Medientechnik. Das Apriori der Öffentlichkeit. In. Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte. 1995. Nr. 9. S. 790-799.
118. Medien. Einigung im Decoder-Streit. In. Der Spiegel. 1995. Nr. 50. S. 104.
119. Medien. Konkurrenz im All. In. Der Spiegel. 1996. Nr.14. S. 111.
120. Medien. Kirchs Pläne für das digitale Fernsehen. In. Der Spiegel. 1996. Nr. 9. S. 102f.
121. Medien. Kirch beginnt das digitale Fernsehen. In. Der Spiegel. 1996. Nr. 14. S. 122f.
122. Metro. Eigener Online-Dienst. In. Der Spiegel. 1996. Nr.14. S. 111.
123. Meyrat, Pierre. Satelliten. Offene Informationsnetze am Himmel - Mittel zur zukunftssicheren Markterschließung. In. Heinz J. Kiefer/Manfred Rühl (Hrsg.). Technik, neue Programme, ökonomische Utopien? Stuttgart u.a. 1991. S. 45-48.
124. Mode. Designer im Internet. In. Focus. 1996. Nr. 15. S. 176ff.
125. Multimedia-Betriebsgesellschaft bestellt 150 000 digitale TV-Decoder. In. Süddeutsche Zeitung. 3./4. Februar 1996. S. 23.
126. Mytton, Graham. Global audiences. Research for worldwide broadcasting 1993. London 1993.
127. Neue Internet-Werte an der Berliner Börse. In. Frankfurter Allgemeine Zeitung. 27. Februar 1996. S. 23.
128. Neuer Nachrichtendienst auf dem Internet. Persönlicher Ticker als Screen Saver. Maßgeschneiderte Werbung. In. Frankfurter Allgemeine Zeitung. 27. März 1996. S. 22.
129. Niblock, Michael. The future of HDTV in Europe. The role of broadcasters in the commercial development of a European standard for High definition Television. Manchester 1991.
130. Noack, Claus. Softwaredokumentation im Wandel. In. Knut Hieckethier/Siegfried Zielinski (Hrsg.). Medien/Kultur. Schnittstellen zwischen Medienwissenschaft, Medienpraxis und gesellschaftlicher Kommunikation. Berlin 1991. S. 469-479.
131. Pfäffle, Walter. AT&T-Konzern lockt Fernsprechkunden ins Internet. Angebot des Riesen läßt kleinere Konkurrenten zittern. Schub für die Online-Branche. In. Frankfurter Rundschau. 1. März 1996. S. 13.

132. Riehm, Ulrich u.a. Elektronisches Publizieren. Eine kritische Bestandsaufnahme. Berlin u.a. 1992.
133. Riehm, Roland/Arno Schlotterbeck. Digitales Video in interaktiven Medien. Berlin u.a. 1995.
134. Ries, Marc u.a. (Hrsg.). Autobahn und Medien. Wien 1995.
135. Rohrbach, Günther. Film- und Fernsehprogramme im Wandel. In: Heinz J. Kiefer/Manfred Rühl (Hrsg.). Neue Technik, neue Programme, ökonomische Utopien? Stuttgart u.a. 1991. S. 73-77.
136. Rolf, Arno. Ökologischer Wunschkurs. Das Schlagwort von der Informationsgesellschaft verstellt den Blick auf sinnvolle ökonomische Konzepte. In: Die Zeit. 1996. Nr.12. S. 26.
137. Schmiederer, Ernst. Ins Netz zappen. US-Konzerne arbeiten an einem drastisch beschleunigten Zugang zum Internet - über Fernsehkabel. In: Die Zeit. 1996. Nr.12. S. 80.
138. Schulz, Klaus-Werner. Von der unsystematischen Handablage zur computergestützten Pressedatenbank. Baden-Baden 1986.
139. Sicherheit. Schutzbarrieren bei Lotus Notes ausgetrickst. In: Der Spiegel. 1996. Nr.11. S. 220ff.
140. Siegele, Ludwig. Wer soll das alles lesen? In der amerikanischen Wirtschaft gehört die Verständigung per E-Mail längst zum Alltag der Beschäftigten. Manchen Unternehmern ist das gar nicht mehr so recht. In: Die Zeit. 1996. Nr. 9. S. 90.
141. Silicon Graphics übernimmt Cray Research. Der weltführende Hersteller von Super-Rechnern am Ende der Unabhängigkeit. Fachleute sind skeptisch. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 27. Februar 1996. S. 21.
142. Software. Microsoft will das Internet erobern. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 11. S. 218.
143. Stehmann, Oliver. Network competition for European telecommunications. Oxford 1995.
144. Steinbrink, Bernd. Datenkompressions-Verfahren sollen funktioneller werden. Die ISO-Expertengruppe behandelt den Standard MPEG-4. Neue Möglichkeiten für die Bildverarbeitung. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 27. Februar 1996. S. T2.
145. Telekom. Allianz mit Spielberg. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 8. S. 92.
146. Telekom. Countdown zum größten Börsengang Europas. In: Der Spiegel. 1996. Nr.14. S. 114-118.
147. Tenzer, Gerd. Kommunikation - Schlüsselfaktor in der Evolution zur Informationsgesellschaft. In: Rudolf Scharping (Hrsg.). Demokratische Medien. Marburg 1995. S. 85-94.
148. Tillmann, Herbert. Von BR Online bis ARD Homepage. BR-Direktor Herbert Tillmann über digitale Wege ins Multimediazeitalter. In: Fernseh-Informationen. 1996. Nr. 6. S. 171ff.
149. Verband Privater Rundfunk und Telekommunikation e.V. (Hrsg.). Zukunftssichere Breitbandverteilnetze. Strategien und Forderungen zur volkswirtschaftlich sinnvollen Nutzung der bestehenden Kabelnetze in Deutschland. Berlin 1995.
150. Viren. Ist der Abwehrkampf schon verloren? In: Der Spiegel. 1996. Nr. 11. S. 208-212.
151. Vorholz, Fritz. Telekommunikation. Eklat in den USA. In: Die Zeit. 1996. Nr.16. S. 18.
152. Weber-Schäfer, Ute. Die Nachfrage und das Angebot von externen Informationen zu Unternehmensstrategien in einem Online-Informationssystem. Entscheidungsorientierte Analyse am Beispiel des europäischen Binnenmarktes. Anforderungen und Konzepte. Frankfurt am Main u.a. 1995.
153. Weischenberg, Siegfried/Ulrich Hienzsch. Die Entwicklung der Medientechnologie. In: Klaus Merten u.a. (Hrsg.). Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen 1994. S. 455-480.
154. Werle, Raymund. Telekommunikation in der Bundesrepublik. Expansion, Differenzierung, Transformation. Frankfurt am Main, New York 1990.
155. Weyhenmeyer, Stefan. Integrierte Unternehmensstrukturen in der Telekommunikation und staatliche Industriepolitik. Baden-Baden 1994.
156. Wilkens, Henning. Entwicklungen in der Rundfunktechnik für Hörfunk und Fernsehen. In: Heinz J. Kiefer/Manfred Rühl (Hrsg.). Neue Technik, neue Programme, ökonomische Utopien? Stuttgart u.a. 1991. S. 23-29.
157. Zielinski, Siegfried. Zur Technikgeschichte des BRD-Fernsehens. In: Knut Hickethier (Hrsg.). Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1. Institution, Technik und Programm. Rahmenaspekte der Programmgeschichte des Fernsehens. München 1993. S. 135-170.

III. Politische und juristische Aspekte

158. Bayerische Landeszentrale für Neue Medien. Digitales Fernsehen. Marktchancen und ordnungspolitischer Regelungsbedarf. München 1995.
159. Becker, Jörg/Susanne Rickel (Hrsg.). Datenbanken und Macht. Konfliktfelder und Handlungsräume. Marburg 1992.
160. Bohla, Ulf u.a. Podiumsdiskussion. Neue Märkte - Neue Medienpolitik? In: Rudolf Scharping (Hrsg.). Demokratische Medien. Marburg 1995. S. 95-130.

161. Bresser, Klaus u.a. Podiumsdiskussion. Veränderte Medien - veränderte Gesellschaft? In: Rudolf Scharping (Hrsg.). Demokratische Medien. Marburg 1995. S. 39-71.
162. Bürokratie. Beamte auf dem Datenhighway. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 14. S. 44ff.
163. Congdon, Tim u.a. The cross media revolution. Ownership and control. London 1995.
164. Datennetze. Proteste gegen Zensur im Internet. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 7. S. 157f.
165. Der Kampf um Macht und Recht im Internet (III). In: Der Spiegel. 1996. Nr. 13. S. 132-142.
166. Dworschak, Manfred. Ein Dunst von Geld. Wie kommen die Urheber in der Netzwelt zu ihrem Recht? Ted Nelson wüßte eine tollkühne Lösung. In: Die Zeit. 1996. Nr. 8. S. 68.
167. Everschor, Franz. Zeichen gesetzt. USA: Staat definiert Positionen für den 'Information Super-Highway'. In: Funk-Korrespondenz. 1994. Nr. 27/28. S. 23ff.
168. Fricke, Werner (Hrsg.). Industriepolitik in Europa. Zukunftssicherung durch Förderung von Hochtechnologien? Bonn 1992.
169. Fricke, Werner (Hrsg.). Arbeit und Technik-Programme in Bund und Ländern 1993. Eine sozialwissenschaftliche Bilanz. Bonn 1994.
170. Gersdorf, Hubertus. Der verfassungsrechtliche Rundfunkbegriff im Lichte der Digitalisierung der Telekommunikation. Ein Rechtsgutachten im Auftrag der Hamburgischen Anstalt für neue Medien. Berlin 1995.
171. Groebel, Jo u.a. Bericht zur Lage des Fernsehens für den Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland. Gütersloh 1995.
172. Gruber, Barbara. Medienpolitik der EG. Konstanz 1995.
173. Hege, Hans. Offene Wege in die digitale Zukunft. Überlegungen zur Fortentwicklung des Medienrechts. Berlin 1995.
174. Innovative Technologiepolitik für den Standort Deutschland. Ein Diskussionsbeitrag. Bonn 1992.
175. Kanal voll. In: Süddeutsche Zeitung. 11. Oktober 1994. S. 17.
176. Kleinsteuber, Hans J. HDTV-Politik. Die Entstehung der hochauflösenden Fernsehetechnik im High-Tech-Dreieck Japan, Europa, USA. In: Rundfunk und Fernsehen. In: 1994. Nr.1. S. 5-23.
177. Luger, Kurt/Siegfried Zielinski (Hrsg.). Die Peripherie zum Zentrum machen. Eine programmatische Einleitung mit Vorschlägen zu einer nachhaltigen Audiovisionspolitik. In: Kurt Luger/Siegfried Zielinski (Hrsg.). Europäische Audiovisionen. Film und Fernsehen im Umbruch. Wien, St. Johann/Pongau 1994. S. 11-22.
178. Neue Chancen und Risiken im Internet. Rüttgers für strafrechtliche Regelung im Rahmen der G-7-Länder. In: Süddeutsche Zeitung. 3./4. Februar 1996. S. 22.
179. Pfennig, Gerhard. Digitale Bildverarbeitung und Urheberrecht. Eine Einführung für die Museumspraxis. Leverkusen 1995.
180. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.). Bericht der Bundesregierung über die Lage der Medien in der Bundesrepublik Deutschland. Drucksache 12/8587 des Deutschen Bundestages. 12. Wahlperiode. o.O. (Bonn) 1994.
181. Schmidt-Jortzig, Edzard. »Der Nationalstaat ist überholt«. SPIEGEL-Gespräch mit Justizminister Edzard Schmidt-Jortzig (FDP) über die Kontrolle des Internet. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 11. S. 102ff.
182. Scharping, Rudolf (Hrsg.). Demokratische Medien - der Mensch im Mittelpunkt. Für eine humane und soziale Informationsgesellschaft. Marburg 1995.
183. Scharping, Rudolf. Bürgerrechte in die Informationswelt verlängern. In: Rudolf Scharping (Hrsg.). Demokratische Medien. Marburg 1995. S. 14-27.
184. Schuster, Thomas. Staat und Medien. Über die elektronische Konditionierung der Wirklichkeit. Frankfurt am Main 1995.
185. Stang, David. »Wir haben den Krieg schon verloren«. Interview mit David Stang über neue Gefahren durch Makros und Internet. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 11. S. 212-215.
186. Weingarten, Rüdiger. Sprachnorm, Verrechtlichung und die Mediatisierung von Kommunikation. In: Dirk Matejovski/Friedrich Kittler (Hrsg.). Literatur im Informationszeitalter. Frankfurt am Main, New York 1996. S. 15-36.
187. Wesemann, Arnd. Silas versteht die Welt nicht mehr. Digitale Agenten sollen sich eines Tages in den Computernetzen nützlich machen. Noch sind sie recht dumm - für manche ein Trost. In: Die Zeit. 1996. Nr. 6. S. 76.
- IV. Soziokulturelle und pädagogische Aspekte
188. Agentur Bilwet. Der DatenDandy. Über Medien, New Age und Technokultur. Mannheim 1994.
189. Alfred Herrhausen Gesellschaft für Internationalen Dialog (Hrsg.). Multimedia. Eine revolutionäre Herausforderung. Frankfurt am Main, Stuttgart 1995.
190. Böttger, Barbara/Barbara Mettler-von Meiboom. Das Private und die Technik. Frauen zu den neuen Informations- und Kommunikationstechniken. Opladen 1990.
191. Computer. Erster Scheidungsprozeß wegen virtueller Untreue. In: Der Spiegel. 1996. Nr. 7. S. 123.

192. Cuilenburg, Jan J. van. The information society. Some trends and implications. In. *European Journal of Communication*. 1987. Nr.1. S. 105-121.
193. Das Internet revolutioniert Politik, Kultur und Gesellschaft (I). In. *Der Spiegel*. 1996. Nr. 11. S. 66-99.
194. DGB-Bundesvorstand (Hrsg.). *Multimedia. Leben und Arbeiten in der Mediengesellschaft*. Hannover o.J.
195. Diehl, Ute. Medienerziehung. Sponsoring in Gütersloh. In. *Erziehung und Wissenschaft*. 1996. Nr. 3. S. 6-10.
196. Diesler, Peter. Fakten und Trends. Lernen im Cyberspace. In. *Erziehung und Wissenschaft*. 1996. Nr. 3. S. 14-17.
197. Die Zeit. Magazin. Computer Spezial. 1996. Nr. II.
198. Döbele-Martin, Claudia u.a. *Arbeit - Bit - Computer. Das ABC der EDV für ArbeitnehmerInnen*. Hamburg 1995.
199. Engel, Christoph. Medienrechtliche Konzentrationsvorsorge. In. *DLM (Hrsg.). Die Sicherung der Meinungsvielfalt. Berichte, Gutachten und Vorschläge zur Fortentwicklung des Rechts der Medienkonzentrationskontrolle vom Herbst 1994*. Berlin 1995. S. 221-277.
200. 1. Telelearning Symposium. Dokumentation der Deutschen Telekom. Bonn 1995.
201. Esser, Michael. Zeigt her eure Daten. Die erste digitale Weltausstellung hat begonnen. In. *Die Zeit*. 1996. Nr. 6. S. 76.
202. Esser, Michael. Ma Online. Im Hauptberuf ist Heidrun Fellert Kriminalkommissarin. Ihr zweites Leben verbringt sie mit vielen Gästen in einem Computernetz: als Herbergsmutter von Digitalien. In. *Die Zeit*. 1996. Nr. 7. S. 74.
203. Esser, Michael. Das Leben schreibt ein Lexikon. Die Netzgemeinde hat sich Tausende von eigenen Nachschlagewerken geschaffen - zusammengenommen die größte Enzyklopädie, die es je gab. In. *Die Zeit*. 1996. Nr.16. S. 70.
204. Europäisches Medieninstitut. Bericht über die Entwicklung der Meinungsvielfalt und der Konzentration im privaten Rundfunk gemäß § 21, Abs. 6, Staatsvertrag über den Rundfunk im vereinten Deutschland. In. *DLM (Hrsg.). Die Sicherung der Meinungsvielfalt. Berichte, Gutachten und Vorschläge zur Fortentwicklung des Rechts der Medienkonzentrationskontrolle vom Herbst 1994*. Berlin 1995. S. 127-220.
205. Fitzpatrick, Mary Anne. Communication and the new world of relationships. In. *Journal of Communication*. 1993. Nr. 3. S. 119-126.
206. Focus Sonderheft. Lernen im 21. Jahrhundert. 1994 (Dezember).
207. Freese, Gunhild. Zwischen allen Stühlen. Auf der Suche nach neuem Profil. Cyberspace und Chansonabende sollen neue Kunden locken. In. *Die Zeit*. 1996. Nr.13. S. 17f.
208. Fricke, Else (Hrsg.). *Interdisziplinäre Technikforschung und Ingenieurausbildung - Konzepte und Erfahrungen aus Deutschland, Österreich und den USA*. Bonn 1992.
209. Füller, Christian. Kids auf Testfahrten im Internet. Forscher sind von Schülern enttäuscht. In. Beilage der Frankfurter Rundschau zur CeBIT '96. 12. März 1996. S. 1.
210. Füller, Christian. Multimedia zwischen Mythen und Chancen. »Ohne didaktische Konzeption weder interessant noch nützlich.« In. Beilage der Frankfurter Rundschau zur CeBIT '96. 12. März 1996. S. 6.
211. Gattermann, Günter. Die Information in der Bibliothek der Gegenwart. In. Dirk Matejovski/Friedrich Kittler (Hrsg.). *Literatur im Informationszeitalter*. Frankfurt am Main, New York 1996. S. 71-101.
212. Gilster, Paul. *Suchen und Finden im Internet*. München, Wien 1995.
213. Hess, Jutta Odilie. Die elektronische Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika. In. *Communicatio Socialis*. 1993. Nr. 3. S. 222-260.
214. Hönicke, Ina. Ein Aufstand von 20 000 Frauen im Internet. Schwellenangst vor der neuen Technik ist schon lange kein Thema mehr. In. Beilage der Frankfurter Rundschau zur CeBIT '96. 12. März 1996. S. 6.
215. Hoofacker, Gabriele. Fahrradwege für die Armen. Das Netzwerk Linksysteme und seine neue Bildungsoffensive. In. Beilage der Frankfurter Rundschau zur CeBIT '96. 12. März 1996. S. 4.
216. Hurrell, Gerd/Franz-Josef Jelich (Hrsg.). *Vom Buchdruck in den Cyberspace? Mensch-Maschine-Kommunikation*. Marburg 1995.
217. Issing, Ludwig J./Paul Klimsa (Hrsg.). *Informationen und Lernen mit Multimedia*. Weinheim, Basel 1995.
218. Ketzler und Kirchen online. In. *Der Spiegel*. 1996. Nr. 13. S. 140f.
219. Kilb, Andreas. Die nackten und die toten Bilder. Wer im Kino nichts mehr zu erzählen hat, muß das Nichts erzählen. Die Lust und die Angst, den Schock und den Gegenschock. Ein Streifzug durch die neue Hollywood-Welt der digitalen Drogen, der Psychopuppen und der Serienmörder. In. *Die Zeit*. 1996. Nr. 7. S. 47f.
220. Kubicek, Herbert/Arno Rolf. *Mikropolis. Mit Computernetzen in die »Informationsgesellschaft«*. 2. Aufl. Hamburg 1986.
221. Kubicek, Herbert/Peter Berger. Was bringt uns die Telekommunikation? ISDN - 66 kritische Antworten. Frankfurt am Main, New York 1990.
222. Möntmann, Hans G. *Das Ende der Mobilität. Leben am Daten-Highway*. Frankfurt am Main 1995.
223. Müller, Eggo. »Familiarisierung« als Prinzip »interaktiven« Fernsehens. In. *Ästhetik & Kommunikation*. 1995. Nr. 88. S. 67-74.

224. Ortner, Gerhard E. Multimedia. Unfug im Unterricht. In: Erziehung und Wissenschaft. 1996. Nr. 3. S. 2.
225. Paulus, Jochen. Das Netz ist der Prophet. Vom Klima bis zum Börsenkurs. Neuronale Netze sollen rechnen wie Gehirnzellen. In: Die Zeit. 1996. Nr.16. S. 36.
226. Pelz, Jan. Gruppenarbeit via Computer. Sozialpsychologische Aspekte eines Vergleichs zwischen direkter Kommunikation und Computerkonferenz. Frankfurt am Main u.a. 1995.
227. Postman, Neil. Keine Götter mehr. Das Ende der Erziehung. Berlin 1995.
228. Rammert, Werner (Hrsg.). Computerwelten - Alltagswelten. Opladen 1990.
229. Schell, Fred u.a. (Hrsg.). 'Jugend auf der Datenautobahn'. Sozial-, gesellschafts- und bildungspolitische Aspekte von Multimedia. München 1996.
230. Spiegel Spezial. Die Multimedia-Zukunft. 1996. Nr. 3.
231. Spielmann, Yvonne. Intermedialität als symbolische Form. In: Ästhetik & Kommunikation. 1995. Nr. 88. S. 112-117.
232. Steinmüller, Wilhelm. Informationstechnologie und Gesellschaft. Einführung in die angewandte Informatik. Darmstadt 1993.
233. Stipp, Horst. Welche Folgen hat die digitale Revolution für die Fernsehnutzung? In: Media Perspektiven. 1994. Nr. 8. S. 392-400.
234. Tully, Claus J. Lernen in der Informationsgesellschaft. Informelle Bildung durch Computer und Medien. Opladen 1994.
235. Vogelgesang, Waldemar. Medien als Kristallisationspunkte jugendlicher Fankulturen. In: Ästhetik & Kommunikation. 1995. Nr. 88. S. 55-60.
236. Weber, Wolfgang. Datenbank SODIS. Hilfe aus Soest. In: Erziehung und Wissenschaft. 1996. Nr. 3. S. 12.
237. Weingart, Peter (Hrsg.). Technik als sozialer Prozeß. Frankfurt am Main 1989.
238. Wells, Melissa. Nimm mich online. Herzflimmern im Internet. Wenn eine E-Mail-Affäre real wird, droht der Absturz. In: Die Zeit. 1996. Nr. 10. S. 75.
239. Weltz, Friedrich. Die Zukunft der Arbeit im Bereich der Informationsverarbeitung. Bonn 1993.
240. Wetzel, Kraft. Vom Zuschauer zum User. Ein televisionäres Szenario. In: Ästhetik & Kommunikation. 1995. Nr. 88. S. 43-48.
241. Wie im Netz geflirtet wird. In: Der Spiegel. 1996. Nr.14. S. 94.
242. Zimmer, Dieter E. Computer können dem Menschen das Übersetzen von Texten nicht abnehmen. Bloß ein wenig erleichtern. In: Die Zeit. 1996. Nr.15. S. 80.
- V. Ethische und ästhetische Aspekte
243. Adolph, Jörg. Neulich im Cyberspace - Visionen aus Musikvideos. In: Ästhetik & Kommunikation. 1995. Nr. 88. S. 95-100.
244. Baudrillard, Jean. Videowelt und fraktales Subjekt. In: Karlheinz Brack u.a. (Hrsg.). Aisthesis. Wahrnehmung heute. Oder: Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig 1990. S. 252-264.
245. Bolz, Norbert. Für eine posthumane Kultur. In: Andreas Kuhlmann (Hrsg.). Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne. Frankfurt am Main 1994. S. 133-154.
246. Capuro, Rafael. Zur Computerethik. Ethische Fragen der Informationsgesellschaft. In: Hans Lenk/Günter Ropohl (Hrsg.). Technik und Ethik. Stuttgart 1987. S. 259-273.
247. Dencker, Klaus-Peter (Hrsg.). Weltbilder/ Bilderwelten. Computergestützte Visionen. Hamburg 1995.
248. Elm, Theo/Hans H. Hiebel (Hrsg.). Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter. Freiburg 1995.
249. Felix, Jürgen. Im Zeitalter der Reproduktion. Revisionen nach der Moderne. In: Ästhetik & Kommunikation. 1995. Nr. 88. S. 101-107.
250. Großmann, Rolf. Milli Vanilli - mediale Integration und digitale Musikproduktion. In: Helmut Kreuzer/Helmut Schanze (Hrsg.). Bausteine II. Arbeitshefte Bildschirmmedien; Bd. 30. Siegen 1991. S. 99-104.
251. Großmann, Rolf/Christian W. Thomsen. Zum Stand der elektronischen Künste. Die Ars Electronica in Linz. Rückblick und Vorschau, In: Parnass. 1992. Nr.1. S. 88-93.
252. Idensen, Heiko. Die Poesie soll von allen gemacht werden! - Von literarischen Hypertexten zu virtuellen Schreibräumen der Netzwerkkultur. In: Dirk Matejovski/Friedrich Kittler (Hrsg.). Literatur im Informationszeitalter. Frankfurt am Main, New York 1996. S. 143-184.
253. Hartwig, Helmut. Apollo jagt Daphne. Ovidische Verwandlungen und digitale Metamorphosen. In: Ästhetik & Kommunikation. 1995. Nr. 88. S. 85-94.
254. Hennings, Ralf-Dirk u.a. Digitalisierte Bilder im Museum. Technische Tendenzen und organisatorisches Umfeld. Leverkusen 1995.
255. Hicketier, Knut. Auf dem Weg ins digitale Kino. In: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte. 1995. Nr. 11. S. 1018-1022.
256. Hoberg, Almuth. Digitalisierung des Spielfilms. Ästhetische und ökonomische Aspekte. In: Ästhetik & Kommunikation. 1995. Nr. 88. S. 108-111.

257. Kleinsteuber, Hans J. Neue Medien - Neue Technik - Neue Moral? In: Michael Haller/ Helmut Holzhey (Hrsg.). Medien-Ethik. Beschreibungen, Analysen, Konzepte für den deutschsprachigen Journalismus. Opladen 1991. S. 302-315.
258. Matejovski, Dirk/Friedrich Kittler (Hrsg.). Literatur im Informationszeitalter. Frankfurt am Main, New York 1996.
259. Mikos, Lothar. Interaktive Medien. In: Agenda. 1993. Nr. 11. S. 29f.
260. Monaco, James. Multimedia. In: James Monaco. Film verstehen. Kunst, Technik, Sprache, Geschichte und Theorie des Films und der Medien. Mit einer Einführung in Multimedia. Reinbek bei Hamburg 1995. S. 496-537.
261. Paech, Joachim/Albrecht Ziemer (Hrsg.). Digitales Fernsehen - eine neue Medienwelt? Mainz 1994.
262. Rötzer, Florian. Die Telepolis. Urbanität im digitalen Zeitalter. Mannheim 1995.
263. Rötzer, Florian/Sara Rogenhofer (Hrsg.) Kunst machen? München 1991.
264. Schwarke, Christian (Hrsg.). Ethik in Wissenschaft und Technik. Erfahrungen und Perspektiven im interdisziplinären Dialog. Bonn 1994.
265. Seel, Martin. Vor dem Schein kommt das Erscheinen. Eine Kritik der Medienästhetik. In: Jäger/Switalla (Hrsg.). Germanistik in der Mediengesellschaft. S. 197-214.
266. Virilio. Das Privileg des Auges. In: Jean-Pierre Dubost (Hrsg.). Bildstörung. Gedanken zu einer Ethik der Wahrnehmung. Leipzig 1994. S. 55-71.
267. Zielinski, Siegfried. Zum (Selbst-)Verständnis elektroapparatischer Bilderproduktionen - Zwischen Mathematik und Imagination. Kunst. Passagen (Hrsg.). Reflexionen zu Kunst und neue Medien. Eikon und Medien. Wien 1993. S. 19-23.
268. Zima, Peter V. (Hrsg.). Literatur intermedial. Musik, Malerei, Photographie, Film. Darmstadt 1995.
- VI. Anhang
269. Bollmann, Stefan (Hrsg.). Kursbuch Neue Medien. Trends in Wirtschaft und Politik, Wissenschaft und Kultur. Mannheim 1995.
270. Booz, Allen & Hamilton (Hrsg.). Zukunft Multimedia. Grundlagen, Märkte und Perspektiven in Deutschland. Frankfurt am Main 1995.
271. Botinck, Irmgard/Alfred Smudits (Hrsg.). Elektronische Kultur zwischen Politik und Markt. Wien, Mülheim an der Ruhr 1996.
272. Donnerstag, Joachim. Der engagierte Mediennutzer. Das Involvement-Konzept in der Massenkommunikationsforschung. München 1996.
273. Faßler, Manfred. Mediale Interaktion. Speicher, Individualität, Öffentlichkeit. München 1996.
274. Faßler, Manfred/Wulf R. Halbach (Hrsg.). Cyberspace. Gemeinschaften, Virtuelle Kolonien, Öffentlichkeit. München 1994.
275. Funiok, Rüdiger (Hrsg.). Grundfragen der Kommunikationsethik. Konstanz 1996.
276. Hammel, Eckehard (Hrsg.). Synthetische Welten. Kunst, Künstlichkeit und Kommunikationsmedien. Essen 1996.
277. Hoffmann, Kay. Trau - Schau - Wem. Digitalisierung und dokumentarische Form. Medienwissenschaft 1996. Nr. 2, S. 137-140.
278. Iglhaut, Stefan u.a. Stadt am Netz. Ansichten von Telepolis. Mannheim 1996.
279. Kellner, Douglas. Media culture. Cultural studies, identity and politics between the modern and the postmodern. London 1995.
280. Koschnick, Wolfgang J. Standard-Lexikon für Mediaplanung und Mediaforschung in Deutschland. München 1995.
281. Lem, Stanislaw. Die Entdeckung der Virtualität. Frankfurt am Main 1996.
282. Ludes, Peter (Hrsg.). Informationskontexte für Massenmedien. Theorien und Trends. Opladen 1996.
283. Wetzstein, Thomas A. u. a. Datenreisende. Die Kultur der Computernetze. Opladen 1995.
- Christian Filk, Köln/Siegen

Zeitschriftenlese 70 (1.1. - 31.5.1996)

- Bartosch, Günter. Big Wim - Ein Kapitel Fernsehgeschichte. In: ZDF-Kontakt. 1996. H. 1. S. 30.
Nachruf auf Wim Thoelke (1927 - 1995).
- Bonfadelli, Heinz. Fortgeschriebene Bibliographie Ulrich Saxer (1990 - 1995). In: Publizistik. Jg. 41. 1966. H. 1. S. 88-91.
Kommunikationswissenschaftler, geb. 6. Januar 1931.
- Bleicher, Joan Kristin. Programmmodelle und Programmentwicklung des Fernsehens von 1984 bis 1993. In: Medien-Transformation. Zehn Jahre dualer Rundfunk in Deutschland. Konstanz 1996. S. 137-151.
- Chronik 1993/94. (Januar 1993 bis Juni 1994). In: DLM Jahrbuch der Landesmedienanstalten. Privater Rundfunk in Deutschland. 1993/94. München 1994. S. 577-589.
- Deutsche Geschichten. Egon Monk - Autor, Dramaturg, Regisseur. In: Augen-Blick. 1995. H. 21. S. 1-94.
Beiträge eines Kolloquiums (Januar 1991, Berlin) über »die zentrale Rolle Egon Monks im bundesrepublikanischen Fernsehspiel seit dem Ende der 50er

- Jahre« von u.a. Knut Hickethier, Thomas Koebner, Karl Prümm und Egon Monk selbst.
- Dussel, Konrad. Die Politiker und das öffentlich-rechtliche Fernsehen. NDR und SWF in den fünfziger und sechziger Jahren. In: Rundfunk und Fernsehen. Jg. 44. 1996. H. 1. S. 86-101.
- Eichel, Manfred. Seit 30 Jahren: Kultur hat »aspekte«. Fragen an Manfred Eichel, Leiter der »aspekte«-Redaktion, zur Kulturberichterstattung. In: ZDF. Monatsjournal. 1996. H. 2. S. 10-11.
- Fried, Nico. Die niederen Instinkte. Rückblick auf das Fernsehjahr 1995. In: Kirche und Rundfunk. 1996. Nr. 1. S. 5-9.
- Graham, Cooper. The Motion Picture, Broadcasting and Recorded Sound Division, Library of Congress. In: Historical journal of film, radio and television. Vol 16. 1966. Nr. 1. S. 43-53.
- Hickethier, Knut. Rundfunkprogramme in Deutschland. In: Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen. 1996/97. Baden-Baden, Hamburg 1996. S. A147-A158.
darin: Geschichtliche Grundlagen
- Kleinstauber, Hans J. Regulierung des Rundfunks in den USA. Zur Kontrolle wirtschaftlicher Macht am Beispiel der FCC. In: Rundfunk und Fernsehen. Jg. 44. 1996. H. 1. S. 27-50.
darin: Die Wurzeln der Regulierung in den USA; Die Entstehung der Rundfunkregulierung in den USA
- Kleinstauber, Hans J. Vom Zwei-Wege-Fernsehen zu den »interactive media«. Der Mythos vom Rückkanal. In: Medien-Transformation. Zehn Jahre dualer Rundfunk in Deutschland. Konstanz 1996. S. 106-118.
Das Motiv des Rückkanals in der deutschen Medienpolitik; Lehren aus der Rückkanal-Episode
- Koebner, Thomas. Zwischen Mafia und Meysel. Erinnerungen an Fernsehfilme des Jahres 1995. In: Funk-Korrespondenz. Jg. 44. 1996. Nr. 1. S. 9-13.
- Körner, Torsten. Einfühlsamer Interpret. Hans Gerd Krogmann: Dolmetscher zwischen Texten und Tönen. In: Funk-Korrespondenz. Jg. 44. 1996. Nr. 4. S. 20-23.
Portrait des Hörspielregisseurs.
- Kuhl, Harald. Internationaler Auslandsrundfunk. In: Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen. 1996/97. Baden-Baden, Hamburg 1996. S. A19-A34.
- Kutsch, Arnulf. Prof. Dr. Friedrich P. Kahlenberg 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 41. 1996. H. 1. S. 77f.
Medienhistoriker, Präsident des Bundesarchivs, geb. 29. Oktober 1935.
- Lange, André. Die Entwicklung des Fernsehens in Europa. In: Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen. 1996/97. Baden-Baden, Hamburg 1996. S. A53-A63.
- Leder, Dietrich. Schlagabtausch. Ein Rückblick auf das Fernsehjahr 1995 in 12 unblutigen Runden und 11 garantiert werbefreien Ringpausen. In: Funk-Korrespondenz. Jg. 44. 1996. Nr. 1. S. 1-9.
- Leissl, Peter. Komprimiert, kompetent, kritisch. 30 Jahre »Die Sportreportage«. In: ZDF-Kontakt. 1996. H. 1. S. 18f.
- Lynch, John. Vanderbilt Television News Archive. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 16. 1996. Nr. 1. S. 81ff.
- Maier, Susanne M. Star Trek und das unentdeckte Land am Rande des Universums. Ein amerikanischer Mythos. In: Sinnwelt Film. Beiträge zur interdisziplinären Filmanalyse. Baden-Baden 1996. S. 13-24.
Über die Star Trek-Fernsehserien (»Raumschiff Enterprise«) und die sechs Star-Trek-Kinofilme.
- Matzen, Christiane. Chronik des Hörfunks und Fernsehens in Deutschland. In: Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen. 1996/97. Baden-Baden, Hamburg 1996. S. A183-A229.
- Matzen, Christiane. Chronik der Rundfunkentwicklung 1995. In: Rundfunk und Fernsehen. Jg. 44. 1996. H. 1. S. 142-153.
- Der »Patron der Geschichtenerzähler« geht. In: ZDF-Kontakt. 1996. H. 1. Extra. S. I-XII.
Würdigungen zum Abschied von Heinz Ungureit aus dem ZDF; Leiter Fernsehspiel. Stellvertretender Programmleiter, Direktor Europäische Programm-beteiligungen.
- Reifenberg, Sabine. Premiere in Pittsburg. In: Journalist. 1996. H. 5. S. 70f.
Rückblick auf die Anfänge des Hörfunks in den USA mit der Eröffnung der kommerziellen Station KDKA im Jahr 1920.
- Riehl-Heyse, Herbert. Hans Abich oder: Die ansteckende Wirkung. In: Riehl-Heyse: Götterdämmerung. Die Herren der öffentlichen Meinung. Berlin 1995. S. 17-29.
- Riehl-Heyse, Herbert. Peter von Zahn oder: Ein Denkmal, leicht sächselnd. In: Riehl-Heyse: Götterdämmerung. Die Herren der öffentlichen Meinung. Berlin 1995. S. 209-221.
- Rohrbach, Günter. Große Schuhe, tiefes Loch. ZDF-Direktor Heinz Ungureit nimmt Abschied. In: Funk-Korrespondenz. Jg. 44. 1996. Nr. 5. S. 1-2
- Roß, Dieter. Wiedergänger. Traditionen der Medienkritik im 19. und 20. Jahrhundert. In: Kirche und Rundfunk. 1996. Nr. 35. S. 17-24.
Ludwig Börne, Robert E. Prutz, Friedrich Nietzsche, Karl Kraus, Bertolt Brecht, Theodor W. Adorno, Hans Magnus Enzensberger
- Rühl, Manfred. Ulrich Saxer 65. In: Publizistik. Jg. 41. 1996. H. 1. S. 76f.
- Salamanca O., Daniel. Spaniens Medien auf dem Weg zu Konzentration und Konsolidierung. Aktuelle Bestandsaufnahme von Presse, Hörfunk und Fernsehen. In: Media Perspektiven. 1996. H. 4. S. 209-223.
Zur Entwicklung der spanischen Medienlandschaft seit Francos Tod (1975).
- Schejter, Amit. The cultural obligations of broadcast television in Israel. In: Gazette. Vol. 56. 1995/96. Nr. 3. S. 183-200.
Zur Entwicklung der Politik gegenüber dem Fernsehen in Israel 1960 - 1993.
- Schuler-Harms, Margarete. Das Rundfunksystem der Bundesrepublik Deutschland. In: Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen. 1996/97. Baden-Baden, Hamburg 1996. S. A83-A100.

Stop making sense. Comedy im Hörfunk. [11 Beiträge]. In: Agenda. 1996. H. 22. S. 17-39.

Dokumentation der Beiträge der Hörfunkgespräche 1995 über Humor und Formen der Comedy im Radio, u.a. Kabarett, Satire, Kurzserien.

Rudolf Lang, Köln

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

27. Jahrestagung des
Studienkreises in Wien
(3. - 5. Oktober 1996)

Die 27. Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte, veranstaltet in Verbindung mit dem Österreichischen Rundfunk, findet vom 3. bis 5. Oktober 1996 in Wien beim Österreichischen Rundfunk (Würzburggasse 30, 1136 Wien; Sitzung der Fachgruppe Archive und Dokumentation: Österreichische Phonotheek, Annagasse 20) statt. Sie befaßt sich mit der Rundfunkgeschichte Österreichs.

Programm der Jahrestagung:

Donnerstag 3. Oktober 1996

Fachgruppensitzungen

16.00 Uhr **Archive und Dokumentation**

Über die Eigenständigkeit von AV-Archiven und warum sie (nicht) notwendig ist

Dr. Rainer Hubert, Österreichische Phonotheek, Wien

Moderation:
Dr. Edgar Lersch, Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart

16.00 Uhr **Literatur**

Schriftsteller und Rundfunk
Gespräch mit Friederike Mayröcker

Moderation:
Prof. Dr. Reinhold Viehoff, Universität Halle-Wittenberg

16.00 Uhr **Musik**

Entwicklung der Musik
Programmgestaltung im Radio der Weimarer Republik
Dr. Ludwig Stoffels, Deutsches Rundfunkarchiv, Frankfurt am Main

Moderation:
Dr. Wolfgang Sieber, Hessischer Rundfunk, Frankfurt am Main

16.00 Uhr **Rezeptionsforschung**

Wie der Einbruch des Mediums Fernsehen Alltag und Lebenswelt der Landbevölkerung am Beispiel Mühlviertler Marktgemeinde Hellmonsödt in den 50er und 60er Jahren umgestaltet hat

Mag. Alexandra Draxler, Wien

Moderation:
Dr. Walter Klinger, Südwestfunk, Baden-Baden

16.00 Uhr **Technik**

Der Aufbau von UKW-Sendernetzen in der Alpenregion in Bayern und Österreich seit etwa 1949

Ing. Karl Fischer, Österreichischer Rundfunk, Wien
Dipl. Ing. Peter Pfirstinger, Bayerischer Rundfunk, München

Die sieben identisch gebauten Landesstudios des Österreichischen Rundfunks

Ing. Gerhard Kasper, Österreichischer Rundfunk, Graz

Moderation:
Dipl. Ing. Peter Pfistering, Bayerischer Rundfunk, München

19.00 **Kaminabend**

Die medienpolitische Situation in Österreich

Andreas Rudas, Generalsekretär des Österreichischen Rundfunks, Wien

Dr. Viktor Kreuzschitz, Staatssekretär im Bundeskanzleramt, Wien

Moderation:
Prof. Dr. Wolfgang R. Langenbacher, Universität Wien

Cocktail

Freitag 4. Oktober 1996

9.30 Uhr **Plenum**

Rundfunkgeschichte in Österreich
Eine Bestandsaufnahme
Dr. Wolfgang Duchkowitsch, Universität Wien

Theoretische Zugänge zur Rundfunkgeschichte. Einzelaspekte der Rundfunkgeschichte Österreichs

Dr. Thomas Steinmaurer, Universität Salzburg

Diskussion

10.30 Uhr Salzburger Festspiele und das Radio der frühen Jahre
Anfänge der Zusammenarbeit

Prof. Dr. Michael Schmolke, Universität Salzburg

11.00 Uhr Kaffeepause

		Samstag	5. Oktober 1996
11.30 Uhr	<p>Modernes Radio? US-amerikanische Rundfunkpolitik am Beispiel des Senders Rot-Weiß-Rot in Wien (1945-1955)</p> <p>Mag. Andreas Ulrich, Wien</p>	9.30 Uhr	<p>Plenum</p> <p>Wettbewerb als Erfolgsgarantie - eine Mythenkritik</p> <p>Mag. Herwig Walitsch, Wien</p> <p>Diskussion</p>
12.00 Uhr	<p>Das Ottakringer Projekt zur Rezeptionsforschung - Der Bezirk als Fernsehmikrokosmos</p> <p>Mag. Wolfgang Pensold, Wien</p>	10.30 Uhr	<p>Kaffeepause</p>
12.30 Uhr	<p>Diskussion mit den drei Referenten</p> <p>Moderation: Dr. Peter Dusek, Österreichischer Rundfunk, Wien</p>	11.00 Uhr	<p>Podiumsgespräch: Wien als Ort der Medienzeitgeschichte</p> <p>Teilnehmer: Gerd Bacher, Generalintendant des Österreichischen Rundfunks a.D., Wien (angefragt)</p> <p>Barbara Coudenhove-Kalergi, Wien (angefragt)</p> <p>Prof. Dr. Wolfgang R. Langenbacher, Universität Wien</p> <p>Prof. Dr. Michael Schmolke, Universität Salzburg</p> <p>Dr. Helmut Zilk, Wien (angefragt)</p> <p>N.N. ARD-Büro Wien</p> <p>Moderation: Dr. Helmut Drück, Berlin</p>
13.00 Uhr	<p>Mittagessen</p>		
14.30 Uhr	<p>Programmanalytische Zugänge zu Fernsehen und Hörfunk in Österreich</p> <p>Dr. Fritz Hausjell, Universität Wien</p> <p>Programmanalytische Zugänge zu Fernsehen und Hörfunk in Deutschland</p> <p>Dr. Edgar Lersch, Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart</p> <p>Diskussion</p> <p>Moderation: Dr. Walter Klingler, Südwestfunk, Baden-Baden</p>	13.00 Uhr	<p>Ende der Tagung</p>
15.45 Uhr	<p>Kaffeepause</p>		
16.00 Uhr	<p>Studentisches Fenster</p> <p>Werbung in der Radio Verkehrs AG (RAWAG) 1924 - 1955</p> <p>Mag. Daniela Lechleitner, Wien</p> <p>Vom Bildungskanal zum Telekiosk. Genese und Entwicklung spezialisierter TV-Programme in Deutschland, Österreich und der Schweiz</p> <p>Stefan Grocholl, Münster</p> <p>Moderation: Dr. Marianne Ravenstein, Universität Münster</p>		
18.30 Uhr	<p>Abendprogramm</p>		

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Neu in der Buchreihe des Deutschen Rundfunkarchivs

In den »Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs« Frankfurt am Main / Berlin sind weitere Monographien und Dokumentationen erschienen. Sie befassen sich mit verschiedenen Aspekten der Rundfunkgeschichte sowie der audiovisuellen Überlieferung in Deutschland.

In ihrer aus einer Dissertation an der Universität Mannheim hervorgegangenen Monographie »Rundfunk und Gewerkschaften in der Weimarer Republik und in der frühen Nachkriegszeit« befaßt sich Felicitas Merkel mit einem von der Rundfunkgeschichtsschreibung bislang wenig beachteten Protagonisten in der Auseinandersetzung um die Demokratisierung des Rundfunks. Schon in den 20er Jahren stritten die Interessenverbände der Arbeiterschaft für ein demokratisches und allen gesellschaftlichen Gruppen zugängliches Medium, versuchten Arbeitnehmern und ihren Organisationen Zugang zum Rundfunk zu verschaffen und spezielle Arbeitersendungen durchzusetzen. Die Entstehung der spezifischen Sendeform »Arbeiterfunk« gegen Ende der 20er Jahre, ihre inhaltliche Weiterentwicklung, ihre Verdrängung in den frühen 30ern und die Wiederaufnahme der Sendungen nach 1945 bilden den zentralen Gegenstand der materialreichen Untersuchung.

Felicitas Merkel: Rundfunk und Gewerkschaften in der Weimarer Republik und in der frühen Nachkriegszeit (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 4). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1996, 395 Seiten. Broschiert.

Im Mittelpunkt der von Ansgar Diller, Leiter des Historischen Archivs der ARD im Deutschen Rundfunkarchiv, Frankfurt am Main, und Wolfgang Mühl-Benninghaus, Direktor des Instituts für Theaterwissenschaft / Kulturelle Kommunikation an der Humboldt-Universität zu Berlin, herausgegebenen Edition und Dokumentation ausgewählter Rundfunkquellen zur »Berichterstattung über den Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher 1945/46« stehen die Berichte von Eberhard Schütz, die vollständig abgedruckt werden. Schütz hielt sich als Korrespondent des deutschsprachigen Dienstes der BBC 1946 in Nürnberg auf und berichtete nahezu täglich und gelegentlich wöchentlich über die vor Gericht zur Sprache gekommenen

Details der nationalsozialistischen Greuel. Ergänzt wird die Textedition um eine Übersicht über alle vorhandenen Tondokumente, die dem Genre Berichterstattung zuzurechnen sind, sowie um eine Einführung, die dem publizistischen Stellenwert des »Medienereignisses« in Nürnberg nachzugehen versucht.

Ansgar Diller / Wolfgang Mühl-Benninghaus (Hrsg.): Berichterstattung über den Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher 1945/46. Edition und Dokumentation ausgewählter Rundfunkquellen (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 5). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1996, ca. 300 Seiten. Broschiert.

Die Monographie »Wirtschaftsgeschichte des Rundfunks in der Weimarer Republik« von Karl Christian Führer, Privatdozent für neuere Geschichte an der Universität Oldenburg, ist aus einer Auftragsarbeit im Zusammenhang mit dem zeitweiligen Forschungsschwerpunkt des Deutschen Rundfunkarchivs am Standort Frankfurt am Main zur Rundfunkgeschichte der 20er und frühen 30er Jahre hervorgegangen. Ausschlaggebend dafür war, daß es zwar bereits etliche Darstellungen zur regionalen und überregionalen Organisations- und politischen Geschichte des Weimarer Rundfunks gab, es aber an einer umfassenden Wirtschaftsgeschichte mangelte. Der Autor befaßt sich mit den finanziellen Aspekten, also der Einnahme- und Ausgabenseite der regionalen Rundfunkgesellschaften wie der zentralen Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, ihren Verflechtungen untereinander sowie mit Nebengesellschaften und untersucht den Wirtschaftsfaktor Rundfunk in den ersten Aufbaujahren des in den 20er Jahren noch neuen Mediums.

Karl Christian Führer: Wirtschaftsgeschichte des Rundfunks in der Weimarer Republik (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 6). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1996, ca. 300 Seiten. Broschiert.

Tondokumente und Rundfunksendungen aus den Archiven der ARD-Rundfunkanstalten und des Deutschen Rundfunkarchivs zu »Judenverfolgung und jüdischem Leben unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft« von 1930 bis 1990 weisen drei Bände nach, die in enger Kooperation von Deutschem Rundfunkarchiv, Hörfunkkommission der ARD und Moses-Mendelssohn-Zentrum für europäi-

sche Studien an der Universität Potsdam entstanden sind. Zusammengefasst und bearbeitet wurden die drei Publikationen von Walter Roller unter Mitwirkung von Susanne Höschel (Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main-Berlin) sowie Felix Kresing-Wulf unter Mitwirkung von Eva-Maria Mühlmann (Deutsche Welle Köln). Sie lassen sich davon leiten, daß die Zeitgeschichte sich nicht allein über schriftliche ungedruckte wie gedruckte Quellen in Archiven und Bibliotheken erschließen läßt, sondern auch über Ton-, Film- bzw. Fernsehdokumente. Da die hier festgehaltenen Ereignisse vielfach in die Gegenwart hineinwirken, richtet sich der Blick nicht nur auf die Jahre der nationalsozialistischen Diktatur, sondern auf die Zeit davor und besonders danach, als die kritische Auseinandersetzung mit der Gewaltherrschaft den zeithistorischen Diskurs bestimmte.

Judenverfolgung und jüdisches Leben unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Tondokumente und Rundfunksendungen. Bd. 1: 1930 - 1946; Bd. 2: 1947 - 1990; Bd. 3: 1947 - 1990, Register zu Bd. 2 und 3 (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bde. 7 - 9). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1996. Broschiert.

Das Buch von Susanne Pollert »Film- und Fernseharchive« versteht sich als ein Beitrag zur Bewahrung und Erschließung der audiovisuellen Quellenüberlieferung in Deutschland. Die Autorin, die mit ihrer Untersuchung an der Humboldt-Universität zu Berlin im Fachbereich Archivwissenschaft promovierte, faßt die Erfahrung von Film- und Fernseharchiven bei der Archivierung bewegt-bildlicher Aufzeichnungen zusammen. Sie würdigt deren Bemühungen um die archivarisches Sicherung sowie Erschließung dieser zeitgeschichtlich und kulturell bedeutsamen Quellengattung und hofft, Historikern und Archivaren Erschließungsmethoden, aber auch theoretische Grundlagen und terminologische Voraussetzungen vermitteln zu können.

Susanne Pollert: Film- und Fernseharchive. Bewahrung und Erschließung audiovisueller Quellen in der Bundesrepublik Deutschland (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 10). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1996, 500 Seiten. Broschiert.

AD

Archiv des deutschen Dienstes der BBC als Schenkung im DRA

Die Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv (DRA) Frankfurt am Main / Berlin hat im Winter 1995/96 das Archiv der Redaktion des

deutschsprachigen Dienstes der BBC in London übernommen. Schallfolien und -platten sowie Tonbänder, ergänzt um schriftliches Begleitmaterial, vor allem Manuskripte, umfaßt die Sammlung, die 1940 beginnt und bis in die frühen 90er Jahre reicht. In diesem Archiv spiegelt sich auch ein Stück deutscher Politik-, Kultur- und Rundfunkgeschichte von mehr als 50 Jahren wider. Da die BBC aus Platzgründen den Bestand vernichten wollte, sah es das DRA als besondere kulturpolitische Herausforderung an, ihn für eine interessierte publizistische wie wissenschaftliche Öffentlichkeit an seinem Standort in Frankfurt am Main zu sichern.

Nach einer ersten Sichtung kann vorläufig Bilanz gezogen werden: Danach stammen von den etwa 320 bisher bearbeiteten Tonträgern 86 Aufnahmen auf rund 120 Schallplatten, d.h. etwas mehr als ein Drittel, aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, die übrigen aus den Jahrzehnten danach. Da das Deutsche Rundfunkarchiv für die Kriegszeit bisher schon über einen beträchtlichen Bestand von deutschsprachigen Sendungen der BBC verfügte, ergänzt der nunmehrige Zugang die Überlieferung des DRA zumindest in Teilbereichen. So befinden sich unter den übernommenen Aufnahmen neben Musikstücken sowie Kommentaren und Berichten zum Kriegsverlauf beispielsweise eine Sendung vom 27. Mai 1943, in der eine Anleitung zum Umbau des Volksempfängers auf Kurzwellenbetrieb verlesen wurde. Erwähnenswert sind auch die Mitschnitte von Sendungen des nationalsozialistischen Rundfunks, u.a. einer Sondersendung des »Zeitspiegels« vom 5. November 1943 anlässlich des 20jährigen Bestehens des Rundfunks in Deutschland. Die Annahme, daß die Tonträger auch weitere Aufnahmen von Thomas Mann mit seinen Ansprachen an »Deutsche Hörer!«, solche mit Sketchen des »Gefreiten Hirnschal« bzw. von »Kurt und Willi« enthalten könnten, wurde leider enttäuscht.

Anders ist der Neuzuwachs für die Zeit nach 1945 zu bewerten, da das DRA für diese Jahre kaum über Aufnahmen verfügte. Übernommen wurden beispielsweise drei längere Hörspieladaptionen von Romanen englischer Autoren, unter anderem Daniel Defoes: Moll Flanders, aus dem Jahr 1948 und Berichte über Großbritannien in der Nachkriegszeit sowie über das gesellschaftliche und politische Leben im vereinigten Königreich während der 50er Jahre. Auf weiteren Tonträgern - erstaunlicherweise bis Ende der 50er Jahre als Schallplatte und nicht als Tonband - sind Berichte vom Tennisturnier in Wimbledon und von Fußballspielen erhalten, u.a. vom legendären 6:3-Sieg der ungarischen Nationalmannschaft über die englische Nationalelf am 26. November 1953 im Londoner

Wembley-Stadion (mit einer impressionistischen Betrachtung: »England wurde deklassiert wie selten oder noch nie eine Nationalmannschaft. Englands home record ist gestorben.«). Beachtlich sind allerdings auch die Defizite: Es sind offenbar keine Tonaufnahmen zu weltbewegenden politischen Ereignissen im Deutschland der Nachkriegszeit, beispielsweise zur Berlin-Blockade oder zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 erhalten. Eine Erklärung dafür könnte darin liegen, daß solche Sendungen live gesprochen und vorher nicht auf einem Tonträger für die zeitversetzte Ausstrahlung festgehalten wurden. Eine andere darin, daß zwar nicht die Redaktion des deutschen Dienstes der BBC darüber verfügt(e), wohl aber das Zentralarchiv der BBC.

DRA

Günter Eichs Hörspielschaffen (1930 - 1972)

DFG-Projekt am Deutschen Rundfunkarchiv
Frankfurt am Main

Seit dem 1. Mai 1996 wird am Deutschen Rundfunkarchiv Frankfurt am Main mit Fördermitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) eine umfassende Dokumentation und Analyse des Hörspielschaffens von Günter Eich (1905-1972) erarbeitet. Hans-Ulrich Wagner, promovierter Germanist und wissenschaftlicher Mitarbeiter, führt diese auf ein Jahr angelegte Untersuchung durch. Das Arbeitsprogramm verfolgt zwei Ziele. Es soll eine Radiographie erstellt werden, die sämtliche rundfunkliterarischen Arbeiten von Günter Eich erfassen und ausführlich kommentieren wird. Parallel dazu werden alle derzeit noch greifbaren Quellen gesichtet. Sie bilden das Ausgangsmaterial für eine monographische Darstellung des Rundfunkautors Eich. Die Untersuchung versteht sich als Beitrag zur schrittweisen Aufarbeitung des Themas »Rundfunk und Literatur« in der deutschen Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit.

Durch die zweite, revidierte und ergänzte Auflage der »Gesammelten Werke« von Günter Eich aus dem Jahre 1991 schien die Dokumentation der Hörspielarbeiten bereits weitgehend abgeschlossen.¹ Doch neben aktuellen Quellenfunden, die diese knapp 150 Hörspielarbeiten umfassende Zusammenstellung um neue, bislang unbekannte Titel ergänzen, wird die geplante Radiographie mehr als nur Formaldaten bieten. Sie wird Aspekte der Entstehungsgeschichte und des dramaturgisch redaktionellen Prozesses kommentierend darstellen, Fragen des Programmplatzes aufzeigen, philologische

Probleme ansprechen und die Geschichte der Rezeption skizzieren. Der Nachweis von Tonträgern, ungedruckten Manuskripten und Textvarianten sowie von Sekundärliteratur kommt hinzu. Die zum Teil schwer zugänglichen gedruckten Materialien - etwa Programmankündigungen und Rezensionen - oder bis heute ungedruckte Archivalien wie die protestierenden Höreranrufe zu Eichs »Träume« 1951 sollen ausführlich zitiert bzw. eventuell dokumentiert werden. Diese, auf ein Werk-Lexikon zielende, kommentierte Radiographie kann nicht nur weitere wissenschaftliche Einzelanalysen anregen, sondern als zuverlässige, schnelle Information von Programmplanern und -redakteuren genutzt werden, die ein Eich-Hörspiel senden wollen.

Auf dieser Dokumentation und der Materialerhebung aufbauend wird zum ersten Mal eine umfassende monographische Übersicht über den Rundfunkautor Günter Eich entstehen. Solche Versuche, den Schriftsteller Eich in seiner Beziehung zum Medium zu porträtieren, waren bislang auf das Dritte Reich beschränkt und gerieten dabei in die zum Teil polemisch geführte Diskussion um Eichs Verhalten während der nationalsozialistischen Herrschaft.² Das DFG-Projekt zu Günter Eich am Deutschen Rundfunkarchiv wird darüber hinausgehen, da es sich auch auf die äußerst produktiven und erfolgreichen 50er Jahre erstreckt und eine neue Sicht des kontrovers diskutierten Spätwerks Eichs eröffnet. Einzelne Aspekte, die gerade in der letzten Zeit in der Eich-Forschung untersucht wurden, werden dabei integriert.³

Derzeit werden die Sammlungen der Historischen Archive bei den ARD-Anstalten sowie die Nachlässe von Günter Eich und befreundeter Schriftstellerkollegen wie Martin Raschke und Erhard Göpel ausgewertet. Hinweise auf weitere, vielleicht in der Forschung bislang noch gar nicht beachtete Materialien sind dem Bearbeiter des Projekts im Zusammenhang dieses Projektes selbstverständlich jederzeit willkommen.

HUW

1 Günter Eich: Gesammelte Werke in vier Bänden. Revidierte Ausgabe. Hrsg. v. Axel Vieregge und Karl Karst. Frankfurt am Main 1991.

2 Glenn R. Cuomo: Career at the Cost of Compromise: Günter Eich's Life and Work in the Years 1933-1945. Amsterdam/Atlanta 1989; Axel Vieregge: Der eigenen Fehlbarkeit begegnet. Günter Eichs Realitäten 1933-1945. Eggingen 1993. - Vgl. die Doppelrezension des Verfassers zu diesen beiden Arbeiten in: Mitteilungen StRuG 19. Jg. (1993), H. 2, S. 115-118; wiederabgedruckt in dem die »Günter-Eich-Debatte« dokumentierenden Sammelband von Axel Vieregge: »Unsere Sünden sind Maulwürfe«. Die Günter-Eich-Debatte. Amsterdam / Atlanta 1996, S. 77-83.

- ³ Vgl. beispielsweise den Aufsatz von Mira Djordjevic: Günter Eich zwischen Literatur und Rundfunk. Die schönsten Geschichten aus 1001 Nacht als Funckerzählungen. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft Jg. 39 (1995), S. 352-370, der kurz vor der Publikation dieser Günter-Eich-Texte erschien. Vgl. Günter Eich: Die schönsten Märchen aus 1001 Nacht. Hrsg. v. Karl Karst. Frankfurt am Main/Leipzig 1996.

CD über Olympische Spiele 1936

Anlässlich der Ausstellung »100 Jahre Olympische Spiele. Aus den Sammlungen des Deutschen Historischen Museums« vom 4. Juli bis 20. August 1996 im Berliner Zeughaus hat das Deutsche Rundfunkarchiv (DRA) in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Museum (DHM) eine CD herausgebracht. Unter dem Titel »XI. Olympische Sommerspiele 1.-16. August 1936« in Berlin enthält sie 29 verschiedene Tonaufnahmen - neben Sportreportagen des Olympia-Weltsenders auch Mitschnitte, von denen einige die propagandistische Bedeutung der Spiele für den Nationalsozialismus dokumentieren, so Reden von Propagandaminister Joseph Goebbels und Julius Lippert, dem Staatskommissar für Berlin, und - besonders eindrucksvoll - von Rudolf Heß, dem Stellvertreter des Führers, der in einer internen Veranstaltung anlässlich des Nürnberger Parteitages der NSDAP im Herbst 1936 - einen Monat nach Beendigung der Olympischen Spiele - eine eindeutig positive, propagandistische Schlußbilanz für den Nationalsozialismus zog.

Unter den zahlreichen Sportreportagen ragen die Leichtathletikwettbewerbe heraus, von denen insbesondere die längeren Berichte vom 5 000 und vom 10 000 m-Lauf auch heute noch eindrucksvoll die Dramatik der damaligen Wettkämpfe vermitteln. Daneben sind zwei Interviews zu hören, u.a. mit dem herausragenden Star der Berliner Veranstaltung Jesse Owens.

Die Tonaufnahmen hat das DRA zur Verfügung gestellt, die zahlreichen instruktiven Fotos des Begleitheftes die Bildagentur Max Schirner, die heute zum Bildarchiv des DHM gehört.

Die CD - die erste der von DHM und DRA gemeinsam konzipierten Serie »Stimmen des 20. Jahrhunderts« - kann für DM 9,50 vom Deutschen Historischen Museum in Berlin bezogen werden.

ARD-Stipendien zur Erforschung des DDR-Rundfunks

Erneut schreibt die ARD durch das Deutsche Rundfunkarchiv Frankfurt am Main / Berlin zwei Stipendien zur Erforschung der Rundfunkgeschichte der DDR aus. Gefördert werden für das Jahr 1997 die Dissertationen vorzugsweise jüngerer Wissenschaftler (bis 35 Jahre), die sich mit Aspekten der Programm-, Organisations- und Technikgeschichte von Hörfunk und Fernsehen befassen oder deren Untersuchungen sich auf mediengeschichtliche bzw. -politische Fragestellungen beziehen. Die Arbeiten sollen sich - wie bisher schon - auf Primärquellen stützen und vorrangig Aktenbestände, Tonträger und Filmmaterialien des Deutschen Rundfunkarchivs am Standort Berlin auswerten. Die Arbeiten an der Dissertation sollten sich bereits in einem fortgeschrittenen Stadium befinden.

Die zwei Stipendien sind mit je DM 1 500,- monatlich dotiert. Bewerbungen, denen eine Projektskizze, eine Inhaltsübersicht sowie bereits fertige Teile der Dissertation beiliegen sollen, können bis zum 31. Juli 1996 an den Vorstand des Deutschen Rundfunkarchivs, Dr. Joachim-Felix Leonhard, Postfach 100644, 60006 Frankfurt am Main, gerichtet werden.

DRA